

Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

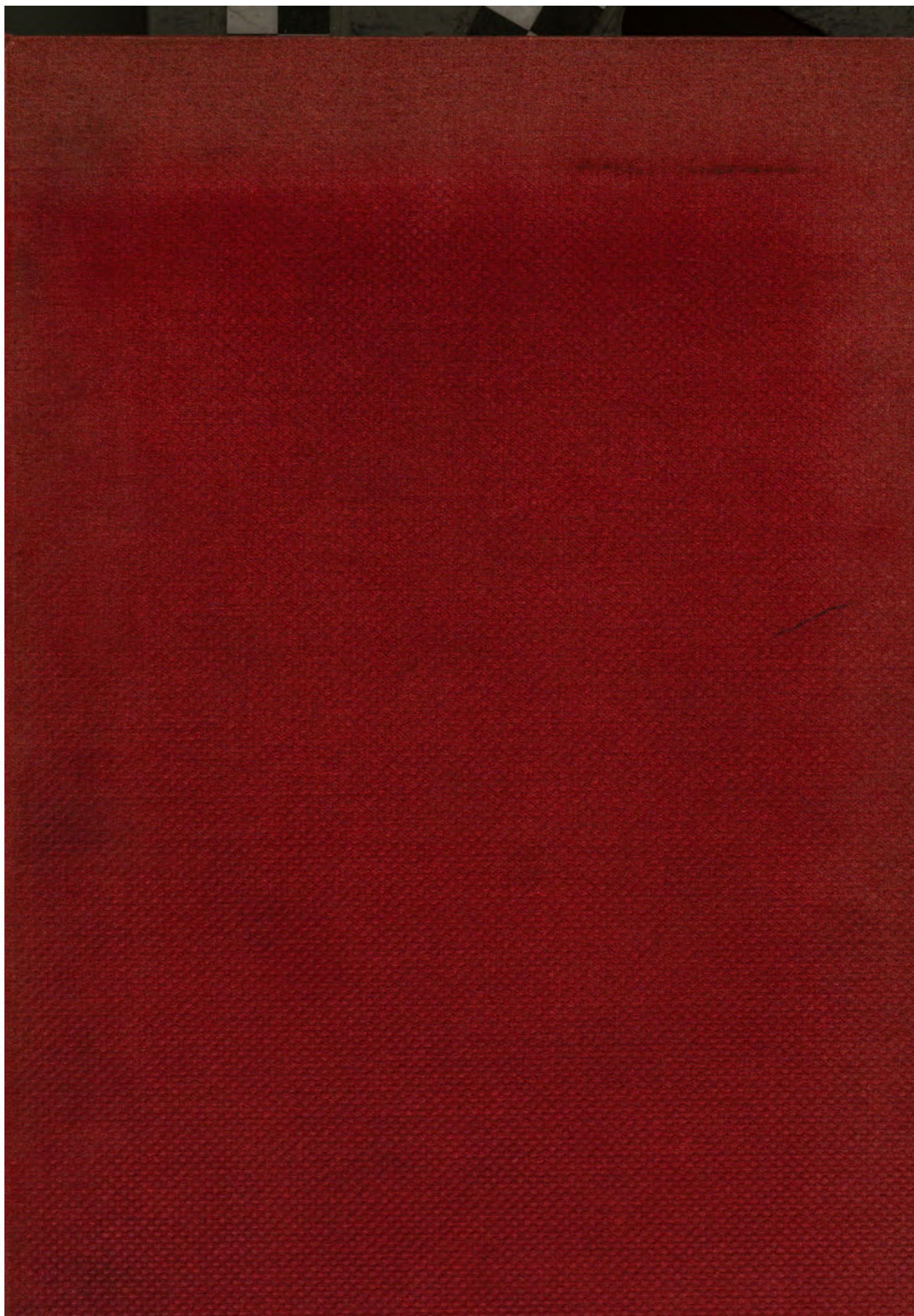
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries
and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.


For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-
ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.





240 d. 12



2. 19
Handbuch der Mittelalterlichen und Neueren Geschichte

Herausgegeben von

G. v. BELOW

und

F. MEINECKE

Professor an der Universität Freiburg i. B.

Professor an der Universität Berlin

DIE DEUTSCHE GESCHICHTSCHREIBUNG VON DEN BEFREIUNGSKRIEGEN BIS ZU UNSERN TAGEN

GESCHICHTSCHREIBUNG UND GESCHICHTSAUFFASSUNG

MIT EINER BEIGABE:

DIE DEUTSCHE WIRTSCHAFTSGESCHICHTLICHE
LITERATUR UND DER URSPRUNG DES MARXISMUS

VON

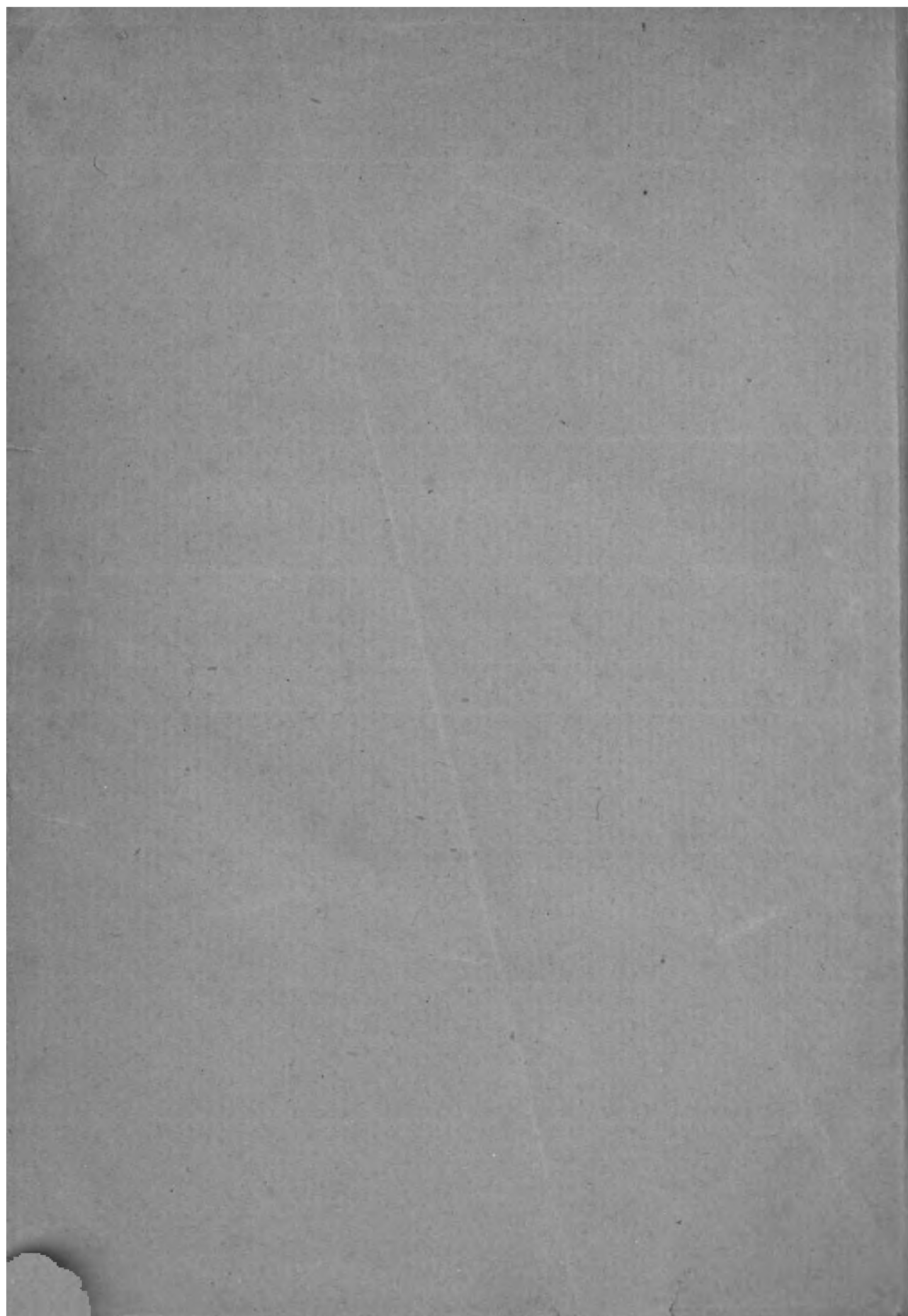
GEORG VON BELOW

ZWEITE, WESENTLICH ERWEITERTE AUFLAGE



VERLAG R. OLDENBOURG, MÜNCHEN UND BERLIN

240 d. 12



HANDBUCH
DER
MITTELALTERLICHEN UND
NEUEREN GESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN VON

G. v. BELOW UND F. MEINECKE
PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT FREIBURG I. B. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT BERLIN

ABTEILUNG I:
ALLGEMEINES

GEORG VON BELOW
DIE DEUTSCHE GESCHICHTSCHREIBUNG
VON DEN BEFREIUNGSKRIEGEN
BIS ZU UNSERN TAGEN



MÜNCHEN UND BERLIN 1924
DRUCK UND VERLAG VON R. OLDENBOURG

**DIE DEUTSCHE
GESCHICHTSCHREIBUNG
VON DEN BEFREIUNGSKRIEGEN
BIS ZU UNSERN TAGEN**

GESCHICHTSCHREIBUNG UND GESCHICHTSAUFFASSUNG

**MIT EINER BEIGABE:
DIE DEUTSCHE WIRTSCHAFTSGESCHICHTLICHE
LITERATUR UND DER URSPRUNG DES MARXISMUS**

**VON
GEORG VON BELOW**

ZWEITE, WESENTLICH ERWEITERTE AUFLAGE



**MÜNCHEN UND BERLIN 1924
DRUCK UND VERLAG VON R. OLDENBOURG**



Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1924 by R. Oldenbourg, München und Berlin.

OTHMAR SPANN

GEWIDMET

Vorwort zur ersten Auflage.

Die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft von den Befreiungskriegen bis zu unsern Tagen aus der allgemeinen Geschichte der deutschen Historiographie herauszunehmen rechtfertigt und empfiehlt sich, weil sie ein überraschend geschlossenes Ganzes bildet. Die Geschlossenheit ist so stark, daß wir heute fast eine Rückkehr zu gewissen Ausgangspunkten wahrzunehmen glauben. Inzwischen war die deutsche Geschichtswissenschaft manche bemerkenswerte Wege gewandelt; man hatte auch versucht, sie auf falsche Wege zu locken. Heute aber darf sie sich rühmen, daß sie allen Gefahren siegreich begegnet, dem Zug zum rechten Weg gefolgt ist, die erfreulichsten Fortschritte im Ausbau des Gebäudes gemacht hat, die alte echte Auffassung verstärkt und vertieft erneuert. Auch in der Parallele der Befreiungskriege und des großen Kampfes unserer Tage mit ihren Wirkungen auf die geschichtliche Betrachtung schließt sich der Ring.

Der allgemeinen Darstellung der Entwicklung der deutschen Historiographie im 19. Jahrhundert füge ich einen von mir früher verfaßten (jetzt etwas vervollständigten), in den „Jahrbüchern für Nationalökonomie“ (Bd. 98) erschienenen, Aufsatz „Die deutsche wirtschaftsgeschichtliche Literatur und der Ursprung des Marxismus“ bei. Er bringt zu meiner Darstellung der Geschichte der deutschen Historiographie ebenso eine Ergänzung wie einen Beleg.

Ich habe meiner Schrift den Nebentitel „Geschichte und Kulturgeschichte“ gegeben, einmal weil die Auseinandersetzungen zwischen politischer und Kulturgeschichte einen breiten Raum in unserm Zeitabschnitt einnehmen, sodann weil ich durch meine Schilderung einen Beitrag zur Lösung des Problems, das in diesen Auseinandersetzungen liegt, meine liefern zu können.

Wie die Schilderung der praktischen Arbeit der Historiker so zur Würdigung einer Forderung, die man an die Geschichtswissenschaft gestellt hat, beitragen wird, so dürfte das gleiche von einer andern Frage gelten. Namentlich in den letzten Jahrzehnten ist dem Ausleseprinzip und dem Beurteilungsmaßstab, denen der Historiker folgt, lebhaftere Aufmerksamkeit gewidmet worden. Hier wird der historische Bericht, den wir geben, gleichfalls dazu helfen, eine Anschauung von den möglichen und den idealen Gesichtspunkten, unter denen der historische Stoff behandelt und beurteilt wird, zu gewinnen.

Schauinsland bei Freiburg i. B.,
den 4. Sept. 1916.

G. v. Below.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die freundliche Aufnahme, die die erste Auflage bei allen Fachmännern gefunden hat¹⁾, und die schon seit längerer Zeit eingetretene Notwendigkeit der Veranstaltung einer zweiten haben mich in der Überzeugung bestärkt, daß mein Buch keine überflüssige Arbeit darstellt. Mit den parallelen literarischen Erscheinungen, die einen mehr oder weniger abweichenden Zweck verfolgen, will sie nicht in Konkurrenz treten.

Die zweite Auflage bedeutet eine wesentliche Erweiterung der ersten; sie ist fast um die Hälfte gewachsen. Erweitert ist sie in allen den Richtungen worden, in denen sich die Darstellung der ersten bewegte, besonders jedoch in der Schilderung der großen Gegensätze der Zeit, die sich in der Geschichtsauffassung spiegeln. Wenn mein Buch in der ersten Auflage den Nebentitel „Geschichte und Kulturgeschichte“ trug, so sind die Fragen, die damit angedeutet waren, auch in der neuen behandelt und noch eingehender als in der ersten. Allein jene sachliche Erweiterung des Themas hat doch einen neuen Nebentitel notwendig gemacht, in dem zum Ausdruck kommt, daß geradezu der Mittelpunkt der Darstellung in der Schilderung der gesamten Geschichtsauffassung liegt, wie sie im Lauf der letzten hundert Jahre vertreten worden ist.

Mancher wird vielleicht meinen, daß ich zu wenig chronologische und bibliographische Angaben gemacht, zu wenig Buchbeschreibungen gegeben und zu viel Erörterung geboten habe. Es schien mir indessen meine Aufgabe zu sein, nicht bloß zu schildern, was geschrieben worden ist, sondern nicht weniger, in welchem Sinn es geschrieben ist. Eine ausgeführte Behandlung der Fragen der Geschichtsauffassung entspricht überdies dem lebhaften Interesse, das ihnen heute im Gesamtgebiet der Kulturwissenschaften entgegengebracht wird. Auf diesem Weg wird meine Schrift zugleich zum Programm. Aber es ist ja historische Art, aus der Betrachtung der Entwicklung heraus Ziele zu bezeichnen. Wie ich in meiner Schrift die Männer der historischen Auffassung gegen den Vorwurf des Quietismus verteidigt und zu zeigen gesucht habe, daß die historische Auffassung die echte Reform nicht hindert, daß vielmehr eine solche auf historischem Boden erwächst, so möchte ich auch für meine Schrift in Anspruch nehmen, daß sie vom historischen

¹⁾ Zu den in meinem Artikel „Romantik und realistische Geschichtsforschung“, Vjschr. f. Soz.- u. W., Bd. 15, S. 82 ff., genannten Besprechungen sei noch hingewiesen auf die von E. Heymann, Zeitschr. der Savigny-Stiftung, Germ. Abt., 1917, S. 437 ff., H. Glagau, Jahrbücher für Nationalökonomie 1919, Dezember, K. Hampe, Mittelalterliche Geschichte (1922), S. 1, Österreich. Rundschau vom 15. November 1917, S. 183 ff., K. A. v. Müller, Süddeutsche Monatshefte, 17. Jahrgang, 12. Heft, S. 340, Jahresberichte über das höhere Schulwesen, Bd. 31, X, S. 104.

Überblick aus einige Linien zieht, auf denen sich eine gesunde Fortbildung der historiographischen Arbeit entfalten kann.

Meine Schrift, die inzwischen den Verleger gewechselt hat¹⁾, erscheint in der neuen Auflage im Rahmen unseres „Handbuchs der mittelalterlichen und neueren Geschichte“. Die Darstellung der Geschichte der Geschichtsschreibung, die in diesem schon enthalten ist, von Fueter, widmet sich vornehmlich den ersten Jahrhunderten der Neuzeit. In den Besprechungen von Fueters Buch ist der Wunsch nach einer eingehenderen Würdigung der jüngsten Entwicklung ausgesprochen²⁾. Eine Darstellung aber, die eine solche unternimmt, muß bis zum Anfang der Befreiungskriege, bis zur Romantik zurückgreifen, falls nicht die Einheit der Bewegung durchschnitten werden soll. So konnte denn meine Schrift, die die Zeit von den Befreiungskriegen bis zur Gegenwart als Einheit behandelt, zur Vervollständigung und Ergänzung von Fueters Schilderung in unser Handbuch aufgenommen werden³⁾.

Im Rahmen unseres Handbuchs leistet meine eingehendere Darstellung der Geschichtsauffassung weiter wohl den Dienst, daß sie den vorläufigen Mangel einer historischen Methodologie einigermaßen ersetzt. An Stelle der rein methodologischen Diskussion, deren Wert wir natürlich nicht unterschätzen, wird hier die Vorführung konkreter Bilder geboten. Man hat (H. Oncken, H. Z. 124, S. 77) die gewiß zutreffende Bemerkung gemacht, daß eine Darstellung der Geschichte der Historiographie besonders auch dem Studierenden der Geschichtswissenschaft in der angedeuteten Richtung zu empfehlen sei; sie könne „gerade auf den Anfänger, der zwischen dem Gewirr der Tatsachen und den Geheimnissen des ‚methodischen Betriebes‘ auf der einen Seite und den glänzenden Verheißungen der Geschichtsphilosophie auf der andern Seite nach echter Belehrung geradezu sucht, gesünder und anregender wirken, als z. B. die blassen Abstraktionen eines Lehrbuchs der historischen Methode“.

Die Einheit, von der die Entwicklung der deutschen Historiographie im letzten Jahrhundert umfaßt wird, liegt wesentlich darin, daß sie in der romantischen Bewegung ihren Ausgangspunkt hat und daß trotz mannigfacher und heftiger Kämpfe die Grundlage doch immer festgehalten worden ist und alle wertvollen Berichtigungen, Vervollständigungen, der gesamte

¹⁾ Der erste Verlag war Quelle & Meyer, Leipzig.

²⁾ Vgl. Zeitschr. f. Kirchengeschichte 36, S. 225.

³⁾ Über Fueters Buch siehe meine Besprechung in der Vjschr. f. Soz.- u. WG. 1912, S. 457 ff.; Hashagen, Westdeutsche Ztschr. 1912, S. 312 ff. Vgl. auch K. Holl, Gesammelte Aufsätze I, 2. u. 3. Aufl. S. 468 Anm. 2 und S. 523 Anm. 1. Die französische Übersetzung von E. Jeanmaire, Paris 1914, enthält einige Zusätze. Für F. X. Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie (1885), sei auf M. Ritter, H. Z. 60, S. 304 ff. hingewiesen. Auf M. Ritter, Die Entwicklung der Geschichtswissenschaft (1919), komme ich im Verlauf meiner Darstellung mehrfach zu sprechen. Auch für deutsche Leser in der Darstellung der deutschen Entwicklung lehrreich und wertvoll ist: Gooch, History and historians in the nineteenth century (1913); vgl. im übrigen dazu Meinecke, H. Z. 112, S. 150ff. In anderer Art gilt das gleiche von B. Croce, Zur Theorie und Geschichte der Historiographie (deutsch von E. Pizzo, 1915). Über das Buch von Schaumkell, Geschichte der deutschen Kulturgeschichtsschreibung, vgl. meine Kritik in den Göttingischen Gel. Anzeigen 1907, S. 395 ff. Einen knappen, aber sehr stoffreichen Überblick über die Geschichtsschreibung auf dem Gebiet der alten Geschichte gibt K. J. Neumann, „Entwicklung und Aufgaben der alten Geschichte“ (1910).

reiche Ausbau, den die neueren Jahrzehnte gebracht haben, den alten Grund nicht verändern. Die Anschauung von dieser Einheit der Entwicklung der deutschen Geschichtschreibung und demgemäß von der maßgebenden Bedeutung der Romantik für sie, wie ich sie in der ersten Auflage meines Buches vertreten hatte, ist inzwischen von anderen Seiten durch eindringende Forschungen gestützt worden. Vor allem nenne ich hier die Arbeiten von E. Rothacker, die, wie sie für die Aufhellung des gesamten Geisteslebens des 19. Jahrhunderts viel beisteuern, so insbesondere als Beiträge zur Geschichte der deutschen Historiographie mit größtem Dank aufzunehmen sind. Ihr Ertrag hat mich in den Stand gesetzt, der zweiten Auflage eine beträchtliche Erweiterung gegenüber der ersten zu geben. Ich darf ferner wohl zugunsten meiner Darstellung erwähnen, daß Tröltzsch, der in seinen Einzelaufsätzen mehrfach gegen meine Auffassung polemisierte, in seinem jetzt vorliegenden „Historismus“, der jene zusammenfaßt, meinem Standpunkt ganz nahe kommt¹⁾. Es ist im Grunde nur eine gewisse Unausgeglichenheit seiner Anschauungen, was ihn noch von meiner Auffassung trennt.

Auch innerhalb der Sonderwissenschaften findet die von mir vertretene Auffassung fortschreitende Anerkennung. Unabhängig von meinen Arbeiten hat seit lange O. Spann die Bedeutung der Romantik für die Entwicklung der Nationalökonomie betont; in neuen eigenen und in Arbeiten seiner Schüler wird der gleiche Gedanke näher ausgeführt. Ihm, dessen Schriften den meinigen ganz parallel gehen, widme ich im Bewußtsein dieser Gemeinsamkeit der Forschung das vorliegende Buch. Innerhalb der Rechtswissenschaft hebt Alfred Schultze in seiner Abhandlung „Otto von Gierke als Dogmatiker des bürgerlichen Rechts“ (Jherings Jahrbücher für die Dogmatik des bürgerlichen Rechts Bd. 73, S. I ff.) in Anknüpfung an meine Darlegungen hervor, daß Gierkes Kampf um den germanistischen Besitzstand im deutschen bürgerlichen Recht auf der Vorstellung ruht, wie sie in den dem Rationalismus, Individualismus, Kosmopolitismus abgeneigten Kreisen, in der Gedankenwelt der Romantik, dem Nährboden der ganzen historischen Rechtsschule, aufgekommen war, daß der Kampf der Germanisten gegen die Romanisten sich nicht gegen den Grundgedanken der alten historischen Rechtsschule, sondern gegen eine Abweichung von deren echtem Programm gerichtet hat, daß die rechtsgeschichtliche Forschung zu einer realistischen Beurteilung von Sachverhalten drängt, daß Gierke, ohne sich als „Soziologen“ auszugeben, ohne jemals etwas anderes als ein Jurist sein zu wollen, eine „soziologische“ Hauptarbeit vollbracht hat, eben weil er in dem Gedanken- und Arbeitskreis der alten historischen Rechtsschule beharrte.

Wir dürfen es gewiß auch als einen Beweis für die Richtigkeit unserer Auffassung, vor allem unserer Schätzung der fortdauernden Wirkung und Fruchtbarkeit der romantischen historischen Rechtsschule betrachten, daß der Schöpfer des glücklichsten bürgerlichen Gesetzbuchs der jüngsten Zeit, Eugen Huber, aus dem Geist der historischen Rechtsschule sein Werk geschaffen hat. Wenn M. Rümelin in seiner ihm gewidmeten Schrift (E. Huber, 1923) von ihm rühmt, daß er hervorragende Begabung zum Geschichtschreiber

¹⁾ Eine Kritik von Tröltzsch' Einzelaufsätzen hatte ich in meinen Abhandlungen „Zur Geschichte der deutschen Geschichtswissenschaft“, Historische Blätter Bd. I, gebracht.

bewährt hat, liebevoll sich in die Einzelheiten vertieft, die Lebensverhältnisse und Interessen zu beobachten weiß, aus denen die Rechtsinstitute herauswachsen und deren Lagerung und Wandlung die Rechtsanschauungen hervorruft oder abändernd beeinflusst, daß das von ihm geschaffene Schweizer Gesetzbuch den Geist des schweizerischen Volkes widerspiegelt, daß Huber das in klassischer Form wiederzugeben vermochte, was seine Volksgenossen als Ausdruck ihres eigenen Rechtsbewußtseins empfinden mußten, daß sein Werk dem Volkscharakter angepaßt, durchaus aus dem Volksgeist geschöpft ist, daß der deutsche Charakter des Gesetzbuchs in der Pietät gegen das überlieferte Recht und speziell gegen die Einrichtungen germanistischen Ursprungs hervortritt, daß der Name Hubers, der doch die in den kantonalen Rechten in mannigfaltigster Form ans Tageslicht getretenen Rechtsvorstellungen in Rücksicht zog, mit der Rechtseinheit des Schweizervolkes unzertrennlich verbunden bleiben wird, so hatte er nicht die Absicht, mit diesen Feststellungen gerade für die Romantik einzutreten. Allein indem er ein ideales Gesetzbuch schildern wollte, sah er sich durch die Sache selbst dahin gebracht, sein Lob in die Form der Erfüllung des romantischen Ideals zu kleiden.¹⁾

In einem „Anhang“²⁾ habe ich Äußerungen namhafter Forscher zu umstrittenen Hauptfragen vereinigt, die den Text meiner Darstellung vervollständigen. Da ich einen Bericht über die verschiedenen Geschichtsauffassungen zu geben habe, so wird eine gewisse Fülle von Zitaten am Platz sein, von denen ein Teil als Ergänzung zur allgemeinen Schilderung wohl zweckmäßig in einem Anhang untergebracht wird. Zugleich biete ich hier einige Hinweise auf Veröffentlichungen, die mir erst während des Druckes meiner Arbeit zugekommen sind.

Das Register und Unterstützung bei der Korrektur verdanke ich Herrn stud. hist. H. G. v. Rundstedt.

Freiburg i. B., am Reichsgründungstag 1924.

G. v. Below.

¹⁾ Vgl. Feine, DLZ. 1924, Nr. 5, Sp. 381: „Unser Bürgerliches Gesetzbuch ist in seinem Sachen- und Familienrecht durchaus, seinem Erbrecht zum guten Teil, das Schweizerische Zivilgesetzbuch völlig von deutschen Rechtsgedanken beherrscht. Damit hat der Begriff des deutschen Privatrechts eine entscheidende Wandlung erfahren. . . . Seine Aufgabe ist eine historische: Darstellung der Entwicklung germanischer Rechtsgedanken von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart und dabei im Sinn der Worte Savignys („eine Rechtswissenschaft, die nicht auf dem Boden gründlich historischer Kenntnis ruht, versieht eigentlich nur Schreiberdienst bei dem Gerichtsgebrauch“) eine Aufgabe von eminenter Gegenwartsbedeutung. Gilt es doch auch weiterhin, das Rechtsbewußtsein wieder stärker im deutschen Volk zu verankern, und dazu kann eine Wissenschaft, welche die Kontinuität und die ungeahnte Entfaltung „unverlorener vaterländischer Rechtsgedanken“ (Gierke) nachweist, wohl ihr Teil beitragen.“

²⁾ Hierzu sei nachträglich auf O. Westphal, Zur Beurteilung Hegels und Dahlmanns, H. Z. 129, S. 252 ff., hingewiesen, welcher sich u. a. zu dem Verhältnis Dahlmanns gegenüber der Romantik äußert, S. 256 und 259 (vgl. zu unten S. 46).

Abkürzungen.

DLZ.: Deutsche Literaturzeitung.

GGA.: Göttingische Gelehrte Anzeigen.

GW. I und II: G. v. Below, Zur Geschichte der deutschen Geschichtswissenschaft.

I: Das Verhältnis der deutschen Geschichtswissenschaft zur Romantik und zu Hegels Philosophie. II: Soziologie und Marxismus in ihrem Verhältnis zur deutschen Geschichtswissenschaft. Historische Blätter Bd. I, S. 1 ff. und 173 ff.

H. Z.: Historische Zeitschrift.

Lit. Zbl.: Literarisches Zentralblatt.

Meinecke, Nst. u. Wb.: F. Meinecke, Nationalstaat und Weltbürgertum (1. bis 6. Aufl., 1907 bis 1922).

Ma. Staat: G. v. Below, Der deutsche Staat des Mittelalters, I (1914).

Mitt.: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtskunde.

Probl.: G. v. Below, Probleme der Wirtschaftsgeschichte (1921).

Trölsch, Hist.: E. Trölsch, Der Historismus und seine Probleme (1922).

Vjschr. f. Soz.- u. WG.: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte.

Inhaltsverzeichnis.

Die deutsche Geschichtschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unsern Tagen	1
I. Das 18. Jahrhundert. Ursprung der Kulturgeschichte . . .	1
Der Ursprung der Kulturgeschichte. S. 1. Voltaire. S. 1. Gegensatz gegen die theologische und die politische Auffassung. S. 1. Die deutschen Kulturhistoriker des 18. Jahrhunderts. S. 2. Die rationalistische Geschichtschreibung die klassische Ausprägung des Pragmatismus. S. 2. Beginnende Einschränkungen der rationalistischen Geschichtsauffassung. S. 3. Möser und Herder. S. 3. Erst die Romantik überwindet vollständig die rationalistische Auffassung. S. 4.	
II. Die romantische Bewegung	4
Der weite Rahmen der romantischen Bewegung. S. 4. Die neue Gesamtauffassung des geistigen Lebens. S. 6. Deutsches Nationalgefühl und Erhebung der deutschen Wissenschaft. S. 9. Zusammenhang der einzelnen Kulturwissenschaften mit der Romantik. S. 10. Das kulturgeschichtliche Programm erst durch die Romantiker in wissenschaftlichem Sinn durchgeführt. S. 14. Umwandlung des Programms in der Richtung der Romantik: 1. der kosmopolitische, unpolitische Charakter der Kulturgeschichtschreibung der Aufklärung beseitigt; Staat und Nation in vollem Maß gewürdigt. S. 15. 2. Vertiefung der Forschung durch fortschreitende Arbeitsteilung, unter Festhaltung einer universalen Anschauung von den geschichtlichen Dingen. S. 16.	
III. H. Leo. Ranke und seine Schule	17
Leos Entwicklung. S. 17. Die Vielseitigkeit seiner Studien. S. 19. Er verwirklicht das Programm der Kulturhistoriker, jedoch innerhalb des politischen Rahmens. S. 20. Rankes neue Methode der Quellenverwertung. S. 20. Sein Gegensatz zu Leo in dieser Methode. S. 21. Forscher, die neben Ranke die neue Quellenmethode handhaben. S. 22. Ranke Romantiker; sein Gegensatz zur rationalistischen Geschichtsauffassung. S. 23. Der politische Charakter seiner Geschichtschreibung. S. 25. Sein Verhältnis zur Kulturgeschichte. S. 26. Inwiefern man bei ihm und seinen Schülern von einer Beschränkung auf die politische Geschichtschreibung sprechen darf. S. 26. Sybels Entwicklung. S. 27. Andere Schüler Rankes (Waitz). S. 28. Arbeitsteilung als Bedingung der Vertiefung der Forschung. S. 29.	
IV. Die Stellung der Geschichtswissenschaft zu Hegel	29
Romantik und Hegel in paralleler Stellung. S. 29. Übertreibende Behauptungen über Hegels Einfluß. S. 31. Gegensatz zwischen der Geschichtswissenschaft und Hegel. S. 31. Spannung zwischen der individuell-konkreten Geschichte und der rationellen Idee. S. 32. Widerspruch gegen die Behauptung von der Notwendigkeit der Entwicklung. S. 33. Engherzige Ablehnung der Philosophie. S. 34. Verschmähung ernster Arbeit auf philosophischer Seite. S. 35. Geringer Einfluß Hegels neben dem der Romantik. S. 35.	

V. Die Opposition gegen Ranke und die gesamte Romantik.
Die politischen Historiker 38

Spannung zwischen der romantischen Auffassung und den in Deutschland allmählich zu vorwaltender Geltung gelangenden politischen Strömungen. S. 38. Geringerer Wert der antiromantischen historischen Literatur. S. 40. Zurücksetzung Rankes im Urteil der öffentlichen Meinung. S. 41. Schlosser und Rotteck. S. 41. Aufkommen der politischen Historiker, die überwiegend von den romantischen Studien und Ranke ausgehen, jedoch zu der Romantik und Ranke in praktisch-politischen Gegensatz treten. S. 42. Herkunft dieser Historiker aus der Romantik. S. 43. Parallele zum Kampf der politischen Historiker gegen die Romantik in entsprechenden Vorgängen innerhalb der Rechtswissenschaft. S. 44. Das sittliche Ideal der politischen Historiker. S. 45. Dahlmann. S. 46. J. G. Droysen. S. 47. M. Duncker. S. 50. H. v. Sybel. S. 50. Seine Ablehnung der „objektiven“ Geschichtschreibung. S. 50. Seine Kritik der mittelalterlichen Kaiserpolitik als Moment objektiver Würdigung. S. 51. Mommsen. S. 52. Nitzsch. S. 52. Gervinus und Häußer. S. 53. H. von Treitschke. S. 53. Die politischen Historiker nicht bloß unter den darstellenden Geschichtschreibern. S. 53. Einfluß Rankes auf die politischen Historiker. S. 54. Ihre Entfernung vom politischen Doktrinarismus. S. 54. Rankes Objektivität und sein praktisch-politischer Standpunkt im Verhältnis zur Geschichtschreibung der politischen Historiker. S. 55. Schließliche Milderung der Differenz. S. 57. Rankes Sieg. S. 59. Großdeutsche und österreichische Historiker. S. 60. Stellung der politischen Historiker zu den religiös-kirchlichen Fragen. S. 60. Spezifisch katholische Historiker. S. 61. Döllinger und Ficker. S. 61. Kreis von Döllinger und Cornelius (M. Ritter). S. 62. J. Janssen. S. 62.

VI. Opposition gegen die politische Geschichtschreibung. Die Zeit des einseitigen Empirismus. Forderungen und Leistungen der Kulturgeschichtschreibung 63

Gegensatz der Demokratie gegen die politische Geschichtschreibung. S. 63. Die Demokratie fordert im Gegensatz gegen sie Darstellungen der Kulturgeschichte. S. 63. Weitere Stimmungen gegen die politische Geschichtschreibung. S. 64. In der Zeit von 1860—1878 weniger günstiger Stand der deutschen Geschichtschreibung. S. 64. Die Zeit des einseitigen Empirismus. S. 64. Buckles Versuch, die naturwissenschaftliche Methode auf die Betrachtung der historischen Verhältnisse zu übertragen. S. 64. Soziologie vor Comte in Deutschland längst vorhanden. S. 65. Wurzel von Spencers Geschichtsauffassung. S. 66. Dilettantische Kulturhistoriker. S. 67. Kulturhistoriker von höherem Stil. S. 68. Riehl. S. 68. Freytag. S. 69. Burckhardt. S. 70. Die technisch sogenannten Kulturhistoriker bilden in der Geschichte der Geschichtswissenschaft nicht Epoche. S. 74. Die bedeutendste Förderung erfährt die Kulturgeschichte durch die Vertreter von Fachdisziplinen. S. 74. Völkerpsychologie. S. 76. Bankerott des Versuchs, die politische Geschichte und die arbeitsteilige Geschichtswissenschaft durch eine allgemeine Kulturgeschichte zu ersetzen. S. 77. Vordringen positivistischer und naturalistischer Neigungen in die einzelnen Zweige der Geschichtswissenschaft. S. 79. Die Frage der Berechtigung naturwissenschaftlicher Bilder und Vergleiche. S. 79. Versuche Jherings. S. 81. Scherer und Erdmannsdörffer. S. 82. Roscher und Schmoller. S. 83. Ganz überwiegende Ablehnung der naturalistischen Zutaten durch die zünftigen Historiker. S. 84.

VII. Neuer Aufschwung der deutschen Historiographie seit 1878. Vertiefung und Sieg der politischen Geschichtschreibung. Überwindung des einseitigen Empirismus 84

Erweiterung des Arbeitsgebietes der Historiker durch energische Aufnahme der kulturgeschichtlichen, insbesondere der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung. S. 84. Die Erweiterung erfolgt durchaus im Rahmen der politischen Betrachtung. S. 84. Zusammenhang der Wendung mit der Wandlung in der inneren politischen Geschichte Deutschlands. S. 84. Die neue Richtung der Geschichtswissenschaft realistisch. S. 85. Ursprung dieses Realismus. S. 85. Ursprung in der Romantik. S. 86. Anspruch des Positivismus und Naturalismus. S. 87. Herkunft der wirtschaftsgeschichtlichen Studien. S. 88. Deren Zusammenhang mit der zeitgenössischen politischen Bewegung. S. 90. Förderung der wirtschaftsgeschichtlichen Studien durch den Fortschritt in der Quellenerschließung. S. 90. Fortschritte der Urkundenkritik. S. 90. Pflege der Verwaltungsgeschichte. S. 91. Neue Auffassung des klassischen Altertums. S. 94. Gegensatz des Realismus der deutschen Geschichtschreibung gegen den Naturalismus. S. 95. Taine. S. 95. Lamprecht. S. 95. Treitschkes kulturgeschichtliche Darstellung. S. 99. Gesteigerte Motiven- und Ursachenforschung. S. 100. Neigung für den Anbau der Grenzgebiete der Wissenschaften. S. 100. Trotzdem behält das Prinzip der Arbeitsteilung grundlegende Bedeutung. S. 100. Günstige Folgen der stärkeren Beziehungen zwischen den verschiedenen Fachdisziplinen. S. 102. Diese Beziehungen tragen zur Überwindung des Naturalismus bei. S. 102. Neuerer Einfluß der Philosophie auf die Geschichtswissenschaft. S. 103. Dilthey, Windelband, Rickert. S. 104. Wundt. S. 107. Andere Philosophen. S. 107. Einfluß der Rechtswissenschaft. S. 108. Überindividuelle Potenzen. S. 108. Zielpunkte der geschichtlichen Betrachtung. S. 109. Maßstäbe für die Auswahl des geschichtlichen Stoffes und die Beurteilung der geschichtlichen Dinge. S. 110. Die Frage der Objektivität. S. 111. Bedeutung der formalen Methoden. S. 111. Weitere Mittel zur Gewinnung einer objektiveren Beurteilung. S. 112. Zusammenhang der objektiveren Beurteilung mit der romantischen Geschichtsauffassung. S. 113. Bedeutung des größeren Reichtums der gemüthlichen Antriebe für die Objektivität. S. 114. Bezwungene Subjektivität. S. 115. Heuchelei der angeblich „reinen“ Geschichtswissenschaft. S. 118. Wissenschaftlicher Charakter der historischen Beobachtungen. S. 119. Unterschied von Teilnahmslosigkeit und Objektivität. S. 120. Bereicherung der Wertgesichtspunkte seit 1878. S. 120. Steigende Wertschätzung des Staates. S. 120. Die politische Geschichte das Arbeitsgebiet des technisch sogenannten Historikers. S. 121. Beurteilung der Massenbewegungen. S. 123. Die staatliche Beziehung liefert das Maß für die Berücksichtigung der einzelnen Teile der Kultur. S. 123.

VIII. Leistungen und Aufgaben 124

Biographien; allgemeine Darstellungen; Darstellung und Untersuchung. S. 124. Die einzelnen Zweige der Geschichtsdarstellung reich ausgebaut. S. 126. Beziehung zur Nationalökonomie und Rechtswissenschaft. S. 126. Zur Theologie. S. 127. Die Kulturgeschichte im Einvernehmen mit der politischen. S. 128. Seit der Revolution neuer Kampf gegen die politischen Historiker; Erneuerung alter Irrtümer (Pazifismus, Kosmopolitismus, Internationalismus). S. 129. Streit um die „Kontemplation“ Rankes. S. 133. Weltanschauliche Grundlagen der politischen Theorien. S. 134. Minderwertigkeit der Schöpfungen der historiographischen Opposition. S. 135. Neuere

katholische Geschichtschreibung. S. 135. Großdeutsche und österreichische Geschichtschreibung. S. 136. Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtschreibung mit den romantischen Grundlagen; Wiederanerkennung der Romantik. S. 137. Wert des geschichtlichen Bewußtseins. S. 137. Fortdauernde Fruchtbarkeit des romantischen Volksgeistbegriffs. S. 138. Die historische Entwicklung als Entfaltung des objektiven Geistes. S. 138. Verhältnis des Individuums zur Gemeinschaft. S. 139. Steigende Schätzung der geschichtlichen Persönlichkeit. S. 140. Das Unbewußte und Irrationale. S. 141. Das historische Verstehen im Gegensatz zur naturwissenschaftlichen Erklärung. S. 143. Soziologie. S. 143. Historische Typologie. S. 148. Die vergleichende Methode. S. 152. Die Milieutheorie. S. 153. Herkunft der Lebensphilosophie aus romantischen Vorstellungen. S. 153. Kritik der Forderung der Rückkehr zu Hegel. S. 155. Ablehnung der Forderung der Rückkehr zur Aufklärung. S. 156. Ablehnung der marxistischen Geschichtsauffassung. S. 157. Bewährung der in der Fortbildung der romantischen Gedanken gewonnenen Erkenntnisse. S. 158. Voraussetzung für eine Steigerung der Leistungen. S. 160.

Beigabe: die deutsche wirtschaftsgeschichtliche Literatur und der Ursprung des Marxismus	161
I. Die deutsche wirtschaftsgeschichtliche Literatur bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts	161
G. W. v. Raumer trägt 1851 eine ökonomische Geschichtsauffassung vor. S. 161. Sie ist weniger einseitig und formalistisch als die von Engels und Marx, aber in ihrem Kern gleichfalls ökonomisch. S. 163. Raumer ist unabhängig von den Gedanken des „Kommunistischen Manifestes“ von 1847/48. S. 165. Raumers ältere Arbeiten. S. 166. Wirtschaftsgeschichtliche Literatur vor Raumer. S. 169. Aus dem 18. Jahrhundert. S. 169. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts widmen sich namentlich zwei große Kreise den wirtschaftsgeschichtlichen Studien: die von der Romantik und besonders der historischen Rechtsschule ausgehenden Forscher, S. 170, und die lokal- und territorialgeschichtlichen Forscher. S. 173. Zusammenhang zwischen beiden Kreisen. S. 177. Realismus der Romantiker. S. 177. Begründung der historischen Schule der Nationalökonomie; Stand der wirtschaftsgeschichtlichen Studien um die Mitte des 19. Jahrhunderts. S. 178.	
II. Das Verhältnis des Marxismus zur deutschen wirtschaftsgeschichtlichen Literatur bei seinem ersten Auftauchen	179
Die bisherige Forschung hat die Frage nach dem Verhältnis des „Manifestes“ zur unmittelbar vorausgehenden und gleichzeitigen wirtschaftsgeschichtlichen Literatur vernachlässigt. S. 179. Das „Manifest“ nur eine einzelne Erscheinung aus einer großen wirtschaftsgeschichtlichen Literatur. S. 181. Frage der Abhängigkeit. S. 181. Verwandte Anschauungen in der vorhandenen Literatur. S. 182. H. Leo. S. 182. Ad. Müller. S. 183. Romantische Schilderungen von mannigfaltiger Färbung. S. 185. V. A. Huber. S. 185. Die englischen Romantiker. S. 186. Literaturkenntnis von Engels und Marx (Theorie vom Gemeineigentum am Ackerland als dem Ureigentum). S. 186. Übereinstimmung zwischen dem „Manifest“ und der Anschauung der Romantiker. S. 188. Eine Abhängigkeit des „Manifestes“ ist anzunehmen. S. 190. Vergleich der im „Manifest“ und der in der wissenschaftlichen Literatur gewonnenen Erkenntnis. S. 191.	
Anhang	195
Autorenregister	202

I. Das 18. Jahrhundert.

Der Ursprung der Kulturgeschichtschreibung.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurde zuerst die Forderung der Kulturgeschichte erhoben. Es ist neben Montesquieu vornehmlich Voltaire, von dem sie ausgeht; wir dürfen ihn den wirkungsvollsten Begründer der Kulturgeschichte nennen. Seine Geschichtschreibung hat eine doppelte Spitze. Einmal richtet sie sich gegen die theologische Auffassung. Voltaire ist in dieser Hinsicht Gegner Bossuets, der die unmittelbare Leitung der Weltgeschichte durch die göttliche Hand beobachten und den Plan Gottes in der Geschichte überall darlegen zu können glaubte. Voltaire erklärt die geschichtliche Entwicklung durchaus menschlich, aus Erwägungen, Absichten, Listen, Torheiten der einzelnen Menschen. Er bekämpft zugleich die Vorzugsstellung des Judentums und des Christentums in der geschichtlichen Darstellung, und von diesem Gegensatz aus geht er, wie die Aufklärung überhaupt, sogar dazu über, den Mohammedanern und Chinesen eine einseitige Wertschätzung zu widmen. Zweitens wendet er sich gegen die politischen Historiker, gegen diejenigen, die vorzugsweise über die Taten der Herrscher, über Schlachten und Staatsverträge berichten. „Ich schreibe keine Dynastiengeschichte,“ sagt er. Und weiter: „Mögen die Kompilatoren die Schlacht von Marathon und Salamis wieder und wieder beschreiben; ich nehme andere Gegensätze vor.“ Er verachtet die Diplomatengeheimnisse und Schlachtenentwicklungen. Er will im Gegensatz zur politischen, speziell zur dynastischen, militärischen, diplomatischen Geschichte Kulturgeschichte bieten. Die Kulturgeschichte oder, nach französischem Ausdruck, die Geschichte der Zivilisation ist sein Ideal. Die staatliche Entwicklung hat für ihn nebensächliche Bedeutung: der Historiker soll vor allem die Gebräuche und Sitten, die Gesetze, den Verkehr, die Finanzen, den Ackerbau, die Bevölkerungsbewegung schildern.

Die Kulturgeschichte, in Voltaires Sinn, ist ein Kind der Aufklärung, und sie soll, nach seiner Meinung, auch durchaus den allgemeinen Zwecken der Aufklärung dienen. Er schreibt Geschichte, um die Mitmenschen von dem Glauben an Märchen zu befreien, mit denen man sie jahrhundertlang eingewiegt hat. Was an der Geschichte — sagt Voltaire — philosophisch am meisten interessiert, ist das, daß man dadurch die Dummheit der Menschen kennenlernt. Und wie es der Stolz der Männer der Aufklärung war, es in ihrer Zeit so herrlich weit gebracht zu haben, so gewährt auch Voltaire die Geschichte besonderen Genuß dadurch, daß sie die Erhabenheit der Gegenwart gegenüber den dunkeln Zeiten zeigt¹⁾.

¹⁾ P. Sakmann, Die Probleme der historischen Methodik und der Geschichtsphilosophie bei Voltaire, H. Z. 97, S. 327 ff. M. Ritter, Die Entwicklung der Geschichtswissenschaft, S. 255. A. v. Martin, Voltaires Geschichtschreibung, H. Z. 118, S. 33 ff.

Die Anschauung Voltaires wurde schnell nach Deutschland verpflanzt. Hier bildete sich ein Kreis von Kulturhistorikern, der zwar nicht in allen Beziehungen von ihm abhängig ist und ihn an Gelehrsamkeit und Gründlichkeit weit übertrifft, aber jedenfalls die stärksten Anregungen von ihm erhalten hat und im wesentlichen seine Grundsätze über die Kulturgeschichte teilt. Die am meisten charakteristische Gestalt unter ihnen ist wohl Adelung, der auch als erster eine Begriffsbestimmung der Kulturgeschichte gegeben hat (1782). Er führt, als Rationalist und in Zurückstellung des religiösen Moments, Kreuzzüge und Reformation auf wirtschaftlich-soziale Bewegungen zurück.

Gemeinsam mit Voltaire ist den deutschen Kulturhistorikern des 18. Jahrhunderts die Ablehnung der alten theologischen Auffassung: ebenso wie ihm sind ihnen die Elemente der Geschichte die Individuen: aus ihrer bewußten, berechnenden Wechselwirkung bauen sich die historischen Gebilde auf. Von der Anschauung aus, daß die Geschichte das Produkt der bewußten Handlungen der Menschen sei, gelangt man im Zusammenhang mit der absoluten Hochschätzung, die die Gegenwart und ihre Grundsätze erfahren, dazu, alles, was in der Geschichte von den Normen des Aufklärungszeitalters abweicht, aus Bosheit und Schlaueit, Tyrannei und Priesterbetrug, Dummheit oder Unwissenheit zu erklären. Gemeinsam mit Voltaire ist jenen Kulturhistorikern ferner die verhältnismäßige Ablehnung der politischen Geschichtschreibung. Wenn die einzelnen sich in der Würdigung des politischen Elements noch unterscheiden, auch mehr oder weniger nicht umhin können, der Darstellung der politischen Dinge breitesten Raum zu gewähren, so stimmen sie doch sämtlich darin überein, daß sie das Kulturgeschichtliche stärker betonen, vom Historiker die Darstellung der Erfindungen, der Wissenschaften, des Verkehrs, der Sitten verlangen und sich gegen die einseitige Berücksichtigung der großen Staatsereignisse und der Schlachten erklären, gegen die „Mordgeschichten“, wie Schölzer in seiner drastischen Weise sagt¹⁾.

Die Zurückdrängung des Politischen in der Geschichtschreibung hängt mit dem kosmopolitischen Charakter der Aufklärung zusammen. Man strebte über die staatlichen Grenzen hinaus zu einem Weltbürgertum; man suchte eine Humanität ohne Rücksicht auf die politischen Verbände zu pflegen und zu befördern. Dieser Kosmopolitismus ist zugleich Individualismus, weil er den einzelnen losgelöst denkt von allen engeren Gemeinschaftsbeziehungen und loslösen will.

Nicht alle Historiker der Aufklärung können als Kulturhistoriker gelten. Indessen findet sich bei sämtlichen rationalistischen Geschichtschreibern die vorhin erwähnte Neigung, die historischen Erscheinungen nach Möglichkeit aus Handlungen einzelner Individuen, und zwar vorzugsweise aus bewußten Handlungen herzuleiten. Sie bezeichneten diese ihre Geschichtschreibung, die im Gegensatz zur theologischen, am berühmtesten von Bossuet vertretenen, stand, als die pragmatische. Der Pragmatismus an sich ist älter und hat einen allgemeineren Charakter. Aber in und mit der Aufklärung findet er seine klassische Ausprägung. Die klassische pragmatische ist die rationalistische²⁾ Geschichtschreibung, die von ihrem eben erwähnten Stand-

¹⁾ Über die Anfänge der deutschen wirtschaftsgeschichtlichen Literatur (im 18. Jahrhundert) s. GGA. 1907, S. 395 ff.

²⁾ Vgl. GGA. 1907, S. 406, Anm. 2; Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, herausg. von Brunstäd, S. 38 ff.; Fueter a. a. O., S. 342 ff. Ein-

punkt aus zugleich über die Vergangenheit zu Gericht sitzen und anderseits das Publikum mit Hervorhebung der einzelnen historischen Beispiele belehren wollte.

Es liegt auf der Hand, daß der Rationalismus durch die Forderung der Kulturgeschichte der historischen Wissenschaft eine große Bereicherung brachte. Allein uns sind heute ebenso leicht die Fehler seiner Betrachtungsweise erkennbar, und es bildet einen Ruhm der deutschen Wissenschaft, daß in Deutschland die rationalistischen Irrtümer zuerst erkannt wurden. Während die Aufklärer höchstens zu einer „bloß negativ-historischen Denkweise“ gelangten, finden wir bei Justus Möser, dessen Lebenszeit noch ganz in die Periode der Aufklärung fällt, in Abkehr von dem rationalistischen Individualismus, das innere Herzensverhältnis zur Geschichte. Mit Scharfblick erkennt er den Zusammenhang der staatlichen Einrichtungen mit den wirtschaftlichen Verhältnissen und führt uns die geschichtlichen Bildungen mit einer Anschaulichkeit vor, die der echten Freude an der Betrachtung der Vergangenheit entspricht¹⁾. Und ein früher Gegner erstand der Geschichts-erklärung der Aufklärung in einigem Betracht ferner in Herder. Er ist durchaus Kulturhistoriker und verurteilt die Geschichtschreibung, die sich auf „Namenverzeichnisse, Genealogien, die Beschreibung von Kriegszügen, Helden- und Staatsaktionen“ beschränkt. Aber wir begegnen bei ihm doch nicht überall der Neigung, über die Vergangenheit zu Gericht zu sitzen. Er zeigt schon an mehreren Stellen die Fähigkeit, sich liebevoll in die Vergangenheit zu vertiefen, betont auch in weitem Umfang die Abhängigkeit der historischen Bildungen von allgemeinen Mächten, im Gegensatz zum rationalistischen Pragmatismus, der alles aus einzelnen Handlungen herleiten wollte. Für solche Anschauungen sind besonders seine sprach- und literaturgeschichtlichen Studien charakteristisch. Die Sprache ist ihm ein Teil der allgemeinen menschlichen Geistesgeschichte, die Literatur eines Volkes der Ausdruck seines allgemeinen geistigen Lebens. Er vertiefte sich in die Seele und den Geist des Volkes; von hier aus eröffnete er das Verständnis für das Volkslied.

Freilich hat Herder den Rationalismus noch keineswegs vollständig überwunden. Gerade in dem Werk, das am meisten gelesen worden ist, in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“, begegnet noch viel von der rationalistischen Geschichtsbetrachtung. Als die einzigen Mächte des Fortschrittes im Mittelalter schildert er hier die Städte, die er sich ganz friedlich, als unpolitische Körper vorstellt²⁾. Er beachtet nicht, daß, wenn je ein Gemeinwesen, so die mittelalterlichen Bürgerschaften kriegsgeübt gewesen sind, daß sie ihren Zweck durch Kriege und diplomatische Verhandlungen, durch Haupt- und Staatsaktionen erreicht haben. Seiner Darstellung liegt die Ansicht zugrunde, daß Kriege bloß unnütze Raufereien unter den Fürsten seien, welche die Völker nichts angehen, unter denen die Völker nur leiden. Sein ganzes Humanitätsideal zeigt noch den

dringende Urteile auch über die Geschichtschreibung der Aufklärungszeit bei U. v. Wilamowitz-Möllendorf, *Geschichtschreibung*, Internat. Monatschrift Bd. 12, Sp. 353 ff., z. B. Sp. 371: „Gibbon ist zwar ein großer Geschichtschreiber, aber kein Historiker, und seine voltairianische Tendenz blendet das Licht der Wahrheit nicht minder als bei Tillemont der Glaube der Kirche.“ Mommsens Urteil über Gibbon: ebenda Sp. 219.

¹⁾ Meinecke, *Wbg. u. Nst.*, 6. Aufl., S. 137. Probleme, S. 113.

²⁾ Vgl. meine Analyse von Herders Anschauung in der H. Z. 75, S. 396 ff.

rationalistischen Einfluß. Obwohl er der Idee der Nation schöne und treffliche Worte leiht, auch schon die politische Autonomie der Nation fordert, so geschieht es doch mit der von vielen Revolutionsfreunden vertretenen Illusion, daß die Nationalisierung des Staatenlebens den Kriegen der Kabinette ein Ende machen, die Nationen fortan friedlich nebeneinander leben werden und darum das Ziel der Entwicklung nur eine neue Form des Weltbürgertums sein könne¹⁾.

Eine wahre Überwindung der rationalistischen Geschichtsauffassung vollzieht sich erst in der romantischen Bewegung. Und jetzt nimmt der Betrieb der kulturgeschichtlichen Studien auch eine ganz neue Gestalt an.

II. Die romantische Bewegung.

Es ist noch heute notwendig, daran zu erinnern, daß wir es bei der romantischen Bewegung nicht bloß mit der romantischen Dichterschule zu tun haben; die wissenschaftlichen Erkenntnisse, die die Männer der romantischen Bewegung gewonnen haben, sind zweifellos bedeutender als ihre Produktionen und Anregungen auf dem Gebiet der Poesie. Sie ist keine bloß ästhetische Bewegung, sondern bedeutet eine kulturelle Revolution; sie ergriff alle Gebiete der geistigen Tätigkeit und des öffentlichen Lebens.

Und diese neue Bewegung hat sachlich keinen engen Charakter. Noch heute stellen sich viele unter den Romantikern einen kleinen Kreis von Personen mit ganz bestimmtem kirchlichen Standpunkt und einseitiger Bewunderung des Mittelalters vor. Nichts ist unrichtiger als das: die größte Mannigfaltigkeit im einzelnen findet sich unter denen, die zur romantischen Bewegung gehören. Bei dem einen steht die kirchliche oder religiöse Romantik im Vordergrund, bei dem anderen die weltliche, bei dem einen das Recht, bei dem andern die Sprache oder die Kunst, und die kirchliche oder religiöse Romantik ist nicht bloß eine katholische, sondern ebenso wie dem Katholizismus liefert sie dem Protestantismus kostbarstes Gut. Die Romantik darf so wenig als eine einseitig katholische Bewegung angesehen werden, daß sie vielmehr als eine Schöpfung zwar nicht des protestantischen Geistes, aber des protestantischen Bodens und seines Staates, des preußischen, zu gelten hat²⁾. Man hat die Frage aufgeworfen, ob der Zusammenhang mit dem Katholizismus ein Essentiale oder ein Akzidentale in der Romantik sei. Man wird antworten, daß sie an sich nicht den Katholizismus verlangt. Das Wesentliche ist bei ihr nur, daß sie eine religiöse Anschauung ablehnt, die eine Abhängigkeit von allgemeinen Mächten nicht kennen will. Die damals vorherrschende rationalistische Gestalt von Religion und Kirche rief aber als Gegenwirkung eine Anschauung hervor, die die im alten Katholizismus enthaltene Vorstellung der Abhängigkeit von allgemeinen Mächten begünstigte. Die Erinnerung an die reichere Religiosität der früheren Zeit im Gegensatz zu der Dürftigkeit der Gegenwart half dabei mit. Andererseits äußerte der romantische Gedanke der Abhängigkeit des Menschen von allgemeinen Mächten auch innerhalb des Protestantismus seine starken Wirkungen und trug damit zu seiner inneren Befestigung und zur Verstärkung seiner Widerstandsfähigkeit bei. Der allgemeine Erfolg der Romantik auf religiösem Gebiet ist hier wie da die Beseitigung des Rationalismus.

¹⁾ Vgl. F. Meinecke, Wbg. u. Nst., 2. Aufl., S. 29; Dove, H. Z. 116, S. 217.

²⁾ Vgl. M. Lenz, Jahrb. der Goethe-Gesellschaft 1915, II, S. 299.

Ein gemeinsamer Gegensatz gegen den Rationalismus verbindet eine lange Reihe von streng katholischen Richtungen bis zu Schleiermacher und K. v. Hase, der einen energischen Kampf gegen einen alten Rationalisten geführt hat. Wenn manche Romantiker ihre Neigung der mittelalterlichen Kirche zuwandten, so war die Zahl derjenigen nicht geringer, die sich für die mittelalterlichen Kaiser begeisterten. Um sogleich hier einen Historiker namhaft zu machen, so empfand F. v. Raumer, der Geschichtschreiber des staufischen Zeitalters, mit allen Romantikern die rationalistischen Urteile über das Mittelalter als unsympathisch; er trat gegen Sièyes für Innungen und für das Landschaftliche, Christliche, Germanische ein; seine „Hohenstaufen“ stehen im Dienst auch dieser Anschauungen; er sah aber seine Helden nicht in den mittelalterlichen Päpsten, sondern in deren Gegnern, den großen Stauern¹⁾. Wie jede umfassende Bewegung, so birgt auch die romantische starke Abweichungen in sich. Nur eine geistig dürftige Bewegung ist einheitlich in sich geschlossen.

Irrig wäre es auch, bei den Romantikern Neigung nur für das Mittelalter vorauszusetzen. Allerdings, sie haben es, eben auf der Grundlage des Enthusiasmus, den sie ihm widmeten, wieder entdeckt. Es ist rührend, die Liebe zu beobachten, die der große Fachmann auf dem Gebiet der antiken Geschichte, Niebuhr, dem deutschen Mittelalter widmet, wie er sich von Gottfried Hagens Kölner Reimchronik begeistert äußert, wie er Savigny bittet, „auf alte Drucke der Haymonskinder usw. aufmerksam zu sein und sie für mich zu kaufen“²⁾, wie er Warnkönig auffordert, die Geschichte der flandrischen Städte im Mittelalter zu bearbeiten³⁾. Was die Romantiker zum Mittelalter führte, das war neben dem Gegensatz, in dem sie es zu dem rationalistischen, verkünstelten 18. Jahrhundert empfanden, die große Zeit Deutschlands im Mittelalter, die ihnen bei ihrem Wunsch der Wiederherstellung des Vaterlandes vorschwebte. Indessen, wie schon die Beispiele Niebuhrs und Savignys beweisen, sind das römische Recht und die römische Geschichte bei den Romantikern ebenso wie das deutsche Recht und die deutsche Geschichte zur Geltung gekommen. Unter anderm wurde das Antike hochgeschätzt im Gegensatz zur französischen Klassik. Im übrigen sei zur Kennzeichnung des Umfangs der romantischen Studien nur daran erinnert, daß sie in der Geschichte der Poesie nicht bloß die sog. altdeutsche Literatur, d. h. die mittelalterliche Dichtung neu belebt, sondern mit starker Teilnahme zugleich sich der Literatur des 17. und des beginnenden 18. Jahr-

¹⁾ Über F. v. Raumer als Romantiker s. Vjschr. f. Soz.- u. WG. 1915, S. 431 f. F. v. Raumer, Recht, Staat und Politik, S. 102 f., S. 152 f., S. 153 A. 1. Raumer als Bewunderer Burkes: Korrespondenzblatt des Gesamtvereins 1911 Sp. 16.

²⁾ Lebensnachrichten v. Niebuhr 2, S. 373 (1818 aus Rom). Über Niebuhr als Romantiker s. GW. I, S. 5; Vjschr. f. Soz.- u. WG. Bd. 17, S. 228 ff.; K. J. Neumann, DLZ. 1917, Sp. 4 ff.

³⁾ Warnkönig, Flandr. Staats- und Rechtsgesch. I (1835), Vorrede. Warnkönig übertrug die historische Methode auf die Behandlung der Rechtsentwicklung der gallobelgischen Länder. Er und Osenbrüggen, von Haus aus Romanisten, wurden Germanisten durch ihren Aufenthalt außerhalb der deutschen Reichsgrenzen, wo sie lebensvolle Elemente des germanischen Rechts vorfanden. Eine der Wirkungen des Auslandsdeutschums! Vgl. Landsberg, Gesch. der deutschen Rechtsw. III, 2, Text S. 551; Noten S. 124.

hunderts¹⁾ zugewandt, daß sie weiter vom alten Indien bis zu Shakespeare gegriffen haben.

Die Romantik kommt als umfassender Gegensatz zum 18. Jahrhundert auf, zu dessen Rationalismus und Aufklärung, zu dem rationalistischen politischen Absolutismus, der „mechanischen“ und künstlichen Regierungsweise des Polizeistaates, wie dem Kosmopolitismus und zur Französischen Revolution. Sie ist keineswegs bloß Gegensatz; sie übernimmt vielmehr das vom 18. Jahrhundert Geschaffene, soweit es ihren Anschauungen sich einzugliedern vermag, bildet es um, erweitert es, fügt Neues hinzu. Der Gegensatz gegen die Französische Revolution findet einen klassischen Ausdruck in der so wesentlichen Unterstützung, die der große englische Gegner der Revolution, Burke, bei der Ausbildung der deutschen Romantik gewährt hat. Gerade aber bei ihm wird uns deutlich, wie dem Gegensatz ein positives fruchtbares Programm zur Seite tritt.

Bei ihrem ersten Auftreten erhoben die Romantiker Forderungen, die das schließliche Resultat ihrer Bestrebungen noch nicht unbedingt erkennen ließen. Wir nehmen dieses vorweg²⁾. Es läßt sich ungefähr dahin zusammenfassen: während die Rationalisten die historischen Vorgänge, die Handlungen der Menschen vorzugsweise aus Einzelursachen, und zwar mit Vorliebe aus bewußter Berechnung herleiteten, während sie alles rationalisieren wollten und rationalisieren zu können glaubten, betonten die Romantiker die Abhängigkeit des Menschen von allgemeinen Kräften, das Unbewußte, das Unerklärliche, das Geschichtliche, das Gegebene.

Von hier aus begreift sich ihre gesamte Auffassung: ihre Stellung zu den religiösen Problemen, ihre Theorien über die Entstehung der Werke der Dichtkunst, ihre allgemeine Stimmung gegenüber der Vergangenheit: sie wollten die Dinge schlicht nehmen, wie sie sind, sich liebevoll in die früheren Jahrhunderte vertiefen. Durch jenes Prinzip ergab sich ferner auch ein dem Rationalismus entgegengesetztes Verhältnis zu Staat und Nation. Das Volk wurde nicht als eine augenblickliche Personenzahl angesehen, sondern als eine Gemeinschaft, die ihre Wurzeln in ferner Vergangenheit hat, die Vaterlandsliebe nicht als auf der Berechnung bestimmter Vorteile beruhend, sondern als berechtigtes, nicht weiter aufzulösendes Vorurteil. Das kulturgeschichtliche Interesse ist der romantischen Bewegung ebenso eigen wie der Aufklärung. Aber der Individualismus und Kosmopolitismus mußten zurücktreten, und dafür gelangten der vorhandene Staat und die Nation zu ihrem Recht.

Mit dem neuen historischen Sinn verband sich in der romantischen Bewegung, am ausgesprochensten in der historischen Rechtsschule Savignys, „eine neue Gesamtauffassung des geistigen Lebens, die wohl mit der Hegel-

¹⁾ DLZ. 1917, Nr. 26, Sp. 833.

²⁾ Es ist bekannt, wieviel Aufklärung wir dem obengenannten Werk Meineckes über die Vorgeschichte der Romantik und die Entstehung der romantischen Anschauung verdanken. Vgl. auch Meinecke, H. Z. 115, S. 520 ff. Mit Recht erklärt sich Walzel, D. L. Z. 1908, Sp. 2216, gegen die Überschätzung des Gegensatzes zwischen früher und später Romantik. — Über die Bedeutung der Romantik für die Behandlung auch der antiken Geschichte s. Käst, H. Z. 106, S. 513 ff. Die Studien von Schmitt-Dorotic über die Romantik sind zwar scharfsinnig, liefern doch aber ein Zerrbild. Vgl. GW. I, S. 4; H. v. Voltelini, Histor. Vjschr. Bd. 20, S. 357 ff.; Rachfahl, Schmollers Jahrbuch 1921, S. 884 ff.

schen verglichen zu werden verdient, zumal die beiden feindlichen Mächte nicht wenige Momente miteinander gemeinsam haben“. „Die Überzeugungskraft demonstrierter Wahrheiten begann dem kritisch fundierten Wirklichkeitssinn, als einem erkenntnisgeschichtlichen Novum, zu weichen.“ „In den Programmschriften Savignys spricht sich eine ausgeprägte und selbstsichere Weltanschauung aus, die über ihre individuelle Geltung hinaus dem mächtigen Organismus der historischen Schule die Grundlage liefern konnte.“ Wir begegnen bei ihm „auf Schritt und Tritt einem bestimmten System letzter Werthaltungen des Lebendigen und Eigentümlichen, des Organischen und Mannigfaltigen, Naturgemäßen und Echten, Ursprünglichen und Sittlich-Beharrlichen, des Altertümlichen und Ehrwürdigen, Freigewachsenen und historisch Gewordenen, Volkstümlichen, Nationalen, Sinnlich-Kräftigen und Anschaulichen, Besonnenen und Unwirren, einer Harmonie der Teile mit dem Ganzen, des Gehaltes mit der Form sowie entsprechenden Abneigungen; das heißt aber zugleich einer von diesen Voraussetzungen getragenen universalen Geistes- und Geschichtsphilosophie“¹⁾.

Die großen originalen Geschichtsauffassungen, vor allem die romantische, haben, ohne mit dem Anspruch der Bildung eines historischen Systems aufzutreten, doch ihrerseits implizite philosophische Gedanken produziert und in die Geistesgeschichte hineingetragen. „Der Weg einer Weltanschauung muß ja nicht von der Philosophie zur Einzelwissenschaft und schließlich ins Leben gehen; er kann auch umgekehrt aus Leben, Zeit und Einzelwissenschaft zum philosophischen Begriff aufsteigen. Der Genius ist nicht an bestimmte Lehrstühle gebunden. Und mag die ganze romantische Gedankenwelt ein Irrtum gewesen sein, irrig oder groß hat die historische Schule dem 19. Jahrhundert eine Ideenmasse überliefert, ohne deren Klärung jedes Verständnis der neueren Geistesgeschichte unmöglich ist“²⁾.

Um die Jahrhundertwende beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte des deutschen Idealismus, der die Abkehr von Aufklärung und Rationalismus bedeutet³⁾. Wenn an dieser Wandlung mehrere Bewegungen (so die Philosophie Hegels) Anteil haben, so ist sie doch am wirksamsten, weil am vollständigsten, durch die romantische gefördert worden. Man will noch heute in manchen Kreisen diese umfassende Bedeutung der Romantik nicht zugestehen. Man sucht sie etwa zugunsten eines — in Wahrheit nicht vorhandenen — einheitlichen Verlaufes des deutschen Idealismus auszulöschen. Oder man faßt den Begriff der Romantik so eng, als ob sie nur einen bescheidenen Winkel im deutschen Geistesleben einnehme. Oder man stellt etwa Goethe oder W. v. Humboldt in den Vordergrund, wenn man den neuen Geist der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts schildern will. Wir machen uns aber keiner Herabsetzung schuldig, indem wir diesen hier keine

¹⁾ Worte Rothackers (Einleitung in die Geisteswissenschaften (1920) S. 38 ff.), der die romantische Gesamtauffassung des geistigen Lebens als eine mit der Hegelschen vergleichbare Großmacht schildert.

²⁾ Rothacker, Savigny, Grimm, Ranke, ein Beitrag zur Frage nach dem Zusammenhang der historischen Schule (H. Z. 128, S. 415 ff.). Über die hier in Betracht kommenden Ideenkomplexe der Romantik unterrichten vor allem die Arbeiten Rothackers. H. Freyer, Theorie des objektiven Geistes, S. 3 ff.; Tröltzsch, Hist. II, S. 528 Anm.; GW. I, S. 10 f. Eine eingehende Darstellung der Romantik in Philosophie und Poesie gibt neuerdings Mehlis, Die deutsche Romantik (1922).

³⁾ Vgl. m. Ursachen der Reformation, S. 12.

maßgebende Stellung zuerkennen. Vielfache Verwandtschaft, die wir gar nicht bestreiten, ist noch nicht Führertum¹⁾. Die historische Stellung der Romantik mag man sich etwa durch die Frage klar machen: „Was bleibt an den für die deutsche Politik mitentscheidenden Geisteswissenschaften, wenn ihnen das genommen wird, was die verschiedenen historischen Schulen auf dem Grunde der romantischen Geschichtsehrfurcht geleistet haben?“²⁾

Zum Teil geht die Neigung, die Romantik zu unterschätzen, darauf zurück, daß man Uneinigkeiten in ihrem Kreis wahrnimmt. Es ist richtig, daß nicht alle Romantiker, wie wir es schon andeuteten, überall und stets die gleiche Meinung vertraten. Wie z. B. Niebuhr den nach Bonn berufenen Historiker Löbell ziemlich abschätzig „Romantiker“ tituliert, so stehen in Bonn Niebuhr und A. W. v. Schlegel feindlich gegeneinander. Zwischen Steffens und Schleiermacher, zwischen F. Schlegel und J. Grimm nehmen wir starke Unterschiede sachlicher Art wahr. Allein solche Abweichungen und Differenzen treten in allen großen Bewegungen hervor, in der Renaissance und der Aufklärung so gut wie in der Romantik, und je reicher die Bewegung, um so mehr. Zum erheblichen Teil handelt es sich nur um persönliche Gegensätze. Aber auch die vorhandenen sachlichen schließen die große Gemeinsamkeit nicht aus. Alle Angehörigen der bunten Genossenschaft haben doch auf dasselbe Ziel hingewirkt.

Die Romantiker haben ihre Grundsätze, wie bemerkt, nicht einseitig geltend gemacht. Wenn sie die Abhängigkeit von allgemeinen Mächten betonten, so lag die Gefahr eines Übergangs in den Naturalismus nahe. Aber sie haben sie vermieden. Friedrich Schlegel hat den Kernpunkt des Unterschiedes zwischen Geschichtswissenschaft und Naturwissenschaft schon herausgefunden³⁾: von ihm wurde Condorcet, der Urvater der neueren Versuche, auf die Geschichte die naturwissenschaftliche Betrachtung zu übertragen, schon abgelehnt. Insbesondere gereicht es den Romantikern zum Ruhm, daß sie die Betonung der Abhängigkeit von allgemeinen Mächten nicht bis zur Leugnung der Bedeutung der Persönlichkeit gesteigert haben. Man weiß, daß dieser Schritt von großen und kleinen Geistern der letzten Jahrzehnte getan worden ist. Den Romantikern läßt sich höchstens vorwerfen, daß sie der Abhängigkeit von allgemeinen Mächten oft ein zu großes Maß zugesprochen haben; jedenfalls aber haben sie die selbständige Stellung der Persönlichkeit in der geschichtlichen Entwicklung nie grundsätzlich bestritten. Und es verdient auch erwähnt zu werden, daß den Übertreibungen aus dem Kreise der Roman-

¹⁾ S. Kähler, W. v. Humboldt, S. 7, bemißt die Stellung Humboldts bei der Umwandlung der allgemeinen Anschauungen maßvoll und richtig.

²⁾ A. Dietrich, Die Dioskuren I, S. 408. — Viel zu eng bestimmt den Begriff der Romantik M. Ritter, Entwicklung der Geschichtswissenschaft (1919). Andererseits ist dieses ausgezeichnete Werk wertvoll unter anderm gerade auch durch die Analyse der tatsächlich romantischen Anschauungen großer Historiker. Näheres darüber s. GW. I, S. 4; II, S. 193 f. Mit dem Wunsch, die Romantik herabzusetzen und möglichst viel vom Rationalismus noch im 19. Jahrhundert fortdauern zu lassen, hat W. Götz ohne selbständige Information ungefähr das arithmetische Mittel zwischen den einander gegenüberstehenden Ansichten zu ziehen gesucht. Vgl. dazu m. „Parteiämliche neue Geschichtsauffassung“ (1920); Vjschr. f. Soz.-u. WG. 17, S. 228 ff., m. Aufsatz „Das gute Recht der politischen Historiker“, Preußische Jahrbücher 193 (1923), S. 283 ff.; H. v. Srbik, Mitt. des Inst. 39, S. 247 ff.

³⁾ H. Z. 86, S. 464 f.; 108, S. 305, Anm. 1.

tiker selbst widersprochen worden ist. Berühmt ist ja der innerhalb der Romantik ausgefochtene Streit über den Ursprung des Nibelungenliedes. Wenn man auf der einen Seite das Unbewußte, Volksmäßige gegenüber dem planmäßigen Handeln der Einzelnen und der Eitelkeit des Einzelnen betonte, so war es anderseits auch wieder romantische Art, dem Werk des Genies gerecht zu werden; man fiel damit keineswegs in rationalistische Erklärung zurück. So begreift sich der Gegensatz zweier romantischer Führer wie J. Grimm, der das Nibelungenlied direkt als Volksdichtung deuten wollte, und A. W. Schlegel, der einen Dichter annahm¹⁾. Lehrreich ist es auch, daß ein Mann wie Jahn bei all' seiner Begeisterung für Volk und Volkstum den Wert der Persönlichkeit nicht unterschätzt hat.²⁾ Ja, wir dürfen weiter von der Romantik rühmen, daß sie zuerst die Persönlichkeit als Individualität verstanden hat. Wenn die Historiker der Aufklärung durchweg mit den Taten der Einzelnen operierten, so schwebte ihnen doch der Hauptsache nach nur eine Bewegung vor wie das gegenseitige Stoßen und Treiben von Atomen³⁾. Dagegen dem Romantiker ist die Persönlichkeit als besondere Ausprägung, der einzelne Staat, die einzelne Nation, der einzelne soziale Verband, das einzelne Zeitalter nicht als eine Summe von Atomen, sondern als eine wahre Individualität gegenwärtig. Das Verstehen aus dem Ganzen ist überall sein Ziel. Der Begriff der Totalität gelangt durch die Romantik zur Geltung, indem sie das wirkliche Leben in seiner Unmittelbarkeit und Fülle, in seiner gegebenen Einheit und Ganzheit erfaßt und die Wechselwirkung aller Teile eines Ganzen erkennt.

Von der romantischen Bewegung haben nun sämtliche Disziplinen, die man als historische im weitesten Sinn bezeichnen kann, neues Leben oder gar ihr Leben überhaupt erst empfangen.

Mit dem unglücklichen Krieg der Jahre 1806—07 war Deutschland unter die vollkommene Herrschaft Frankreichs gebracht worden. Aber sofort erhob es sich, und sein Aufschwung, der es aus Frankreichs politischer Herrschaft löste, ließ sogleich in den frischen Impulsen seines Geisteslebens ein Kulturzentrum erstehen, welches die Kraft der Ausdehnung in sich trug und seinen Platz behauptete neben der vorher auf dem europäischen Kontinent vorherrschenden französischen Kultur⁴⁾. Die Zeit der Befreiungskriege ist die der romantischen Bewegung, in der die Deutschen sich der Werte

¹⁾ J. Körner, Nibelungenforschungen der deutschen Romantik (1911), S. 125 ff., S. 209 (F. v. Raumer gegen Lachmanns Liedertheorie).

²⁾ Voretzsch, Jahns deutsches Volkstum (1923), S. 15.

³⁾ Vgl. hierzu Rickert, Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung, 2. Aufl., S. 305; siehe auch J. Goldstein, Die empiristische Geschichtsauffassung D. Humes (1903), S. 16 ff. und S. 40 ff. H. Z. 81, S. 200 (Dilthey: über das „chaotische Aufspüren von Kausalitäten“).

⁴⁾ Ich schließe mich mit den obigen Worten absichtlich an einige Sätze eines Ausländers an, des schwedischen Forschers Gunnar Rexius. Vgl. seine gehaltvolle Abhandlung „Studien zur Rechtslehre der historischen Schule“, H. Z. Bd. 107, S. 496 ff. Daneben weise ich auf die schöne und wahre Darstellung von dem Anbruch der neuen Zeit für politisches und wissenschaftliches deutsches Leben zugleich hin, die wir einem Historiker verdanken, der im Weltkrieg den Heldentod gestorben ist: H. v. Cämmerer, Rankes „Große Mächte“ und die Geschichtschreibung des 18. Jahrhunderts, in: Studien und Versuche zur neueren Geschichte, Festschrift f. M. Lenz (1910), S. 300 ff.

ihres eigenen Volkstums bewußt wurden¹⁾. An den namhaften Romantikern läßt es sich beobachten, wie sie die doppelte Arbeit taten, das Volkstum wissenschaftlich zu erfassen und national selbständig zu stellen²⁾. Historisches und Nationalgefühl sind von der Romantik gleichermaßen angeregt und mächtig gefördert worden. Man wollte wieder ein kräftiges und großes Volk und Reich, wie man es als ideal verklärtes Vorbild aus der Vergangenheit entnahm³⁾.

Die Arbeit, die die Deutschen jetzt zu leisten wußten, erhob sie über die anderen Nationen. Jetzt wurden auch die Selbständigkeit und die Überlegenheit der deutschen Wissenschaft erkämpft, der Wissenschaft auf allen Gebieten, nicht in letzter Linie der vom Staat, der Rechts- und der Geschichtswissenschaft.

Deutschland durchbrach die Uniformität der Herrschaft der naturrechtlichen Auffassung; „in engem Zusammenhang mit dem neuerwachten deutschen Nationalgefühl geht die Entwicklung eines auf ganz anderen Grundprinzipien ruhenden Staatsbegriffes vor sich. Diesen Staatsbegriff zu immer größerer Klarheit auszuarbeiten, ist die Aufgabe der deutschen Staatswissenschaft im 19. Jahrhundert gewesen, während die französische Wissenschaft auf der naturrechtlichen Staatslehre weiterbaute und auch heute noch von deren Grundgedanken geleitet wird⁴⁾.“ Die Reaktion gegen das Naturrecht nimmt vor allem die historische Schule der Jurisprudenz auf sich. „Deutschlands Entwicklung zur konstitutionellen Monarchie im 19. Jahrhundert kann als der geglückte Versuch, das Programm der historischen Schule zu verwirklichen, angesehen werden⁵⁾.“

Die historische Rechtsschule liefert geradezu ein klassisches Beispiel der Anwendung der romantischen Ideen. Den Männern, die das System dieser Schule genauer begründet haben, Savigny, Puchta, Niebuhr, Eichhorn, sind sämtlich starke persönliche und sachliche Beziehungen zur Romantik eigen⁶⁾. Im Gegensatz zu dem subjektiven Prinzip der rationalistischen Naturrechtslehre⁷⁾ statuierte die historische Rechtsschule eine objektive Autorität, von welcher das Recht abhängig sei: es ist Produkt des Volksgeistes. Das Recht, so lehrten die Vertreter der historischen Rechtsschule, ist nicht gemacht; der Staat nicht durch bewußten Willensakt, nicht durch einen Staatsvertrag geschaffen, wie die rationalistischen Naturrechtler annehmen; sondern das Recht ist Produkt des Volksgeistes, des in der Hauptsache unbewußt schaffenden Volksgeistes. Das Recht wird nicht von einem einzelnen erfunden und ausgeklügelt, sondern es ist eine Äußerung des Individuums des Volksgeistes. Das Recht hat kein abgesondertes Dasein;

¹⁾ Über Worte Rankes, die hierher gehören, siehe v. Cämmerer S. 305.

²⁾ O. Brandt, A. W. Schlegel, Der Romantiker und die Politik (1919). Wie die Romantiker den nationalen Gedanken wecken und heben: Holstein, Die Staatsphilosophie Schleiermachers S. 92 f. (gegen Kosmopolitismus und Pazifismus)..

³⁾ Rachfahl a. a. O. S. 887.

⁴⁾ Rexius, S. 497.

⁵⁾ Rexius a. a. O.

⁶⁾ Zur Rechtfertigung der historischen Rechtsschule gegenüber neueren Angriffen s. Vjschr. f. Soz.- u. WG. 13, S. 630 f.; GW. II, S. 179.

⁷⁾ Über die Verschiedenheit des gesamten Naturbegriffs in der Aufklärung und der Romantik, die in der rationalistischen „Natürlichkeit“ nur Unnatur und Widernatur erblickt, s. A. v. Martin, H. Z. 120, S. 495 ff.

sondern Recht, Sprache, Sitte, Kunst sind nur Tätigkeit des einen Volkes. In allen Tätigkeiten eines Volkes lebt derselbe Volksgeist.

Der Volksgeistbegriff ist für Savigny nicht bloß ein geschichtsphilosophischer Begriff, sondern zugleich Norm des Handelns oder kulturellen Schaffens¹⁾. Er hat seine Lehre in gleicher Weise gegen das Naturrecht und den juristischen Positivismus verteidigt. Ein Volk, das täglich sein Recht, einen unablässigen Bestandteil seines geistigen Lebens, aufgibt, gibt sich selbst auf: sich, d. h., da es sich um Bestandteile seines moralischen Daseins handelt, seinen Charakter, und, steht es unter äußerem Zwang, Freiheit und Ehre. Drei Tendenzen sind in dem Savignyschen Volksgeistbegriff eingeschlossen: eine nationale, mit der Spitze gegen die napoleonische Fremdherrschaft; eine antirevolutionäre, konservative, die in der Französischen Revolution die Krönung der abstrakten Aufklärung sah; eine volkstümlich freiheitliche, gegen die Rechtsdiktatur des Despotismus gerichtete. Wir werden noch zu beobachten haben, wie im Verlaufe des folgenden Jahrhunderts bald das eine, bald das andere Moment von denen, die Savignys Weg folgen, stärker betont wird. Einem Mißverständnis gegenüber, von dem wir gleichfalls noch zu sprechen haben werden, empfiehlt es sich, besonders auch das dritte Moment hervorzuheben. Savigny redet sehr deutlich von dem Unterschied des Despotismus und der Freiheit, der ewig darin bestehen werde, daß der Regent dort eigenwillig und willkürlich schaltet, hier aber Natur und Geschichte in den lebendigen Kräften des Volkes ehrt, daß ihm dort das Volk ein toter Stoff ist, den er bearbeitet, hier aber ein Organismus höherer Art. Hinter allen jenen drei Momenten steckt ein Motiv der Behauptung einer sittlichen Substanz gegen äußeren Zwang. — Savigny stellt die Lehre vom Zusammenhang des richtigen Rechts mit dem Volksgeist auf, beansprucht eine notwendige Beziehung der idealen (nicht nur positiven) Geltung des Rechts auf das Dasein des Subjekts, für das es zu gelten hat. Er sucht als Jurist idealistisch richtiges Recht, jedoch sein, d. h. seines Volkes, „lebendiges“ Recht. So verschmelzen bei ihm Idealität und Historizität: das Tote will ausgeschieden, das Lebendige gesucht sein.

Durchaus verwandt dieser Bewegung der deutschen Rechtswissenschaft vollzieht sich die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft. Auch sie geht von der romantischen Bewegung aus, bekämpft ebenso die naturrechtliche, kosmopolitische Auffassung und fördert mächtig die Erkenntnis von dem überragenden Wert des Staates, vor allem des vorhandenen staatlichen und des nationalen Verbandes.

Wir werden noch ausführlicher von dem Zusammenhang der Geschichtswissenschaft im engeren Sinn mit der Romantik sprechen. Hier sei nur daran erinnert, einen wie großen Anteil das Unternehmen der Monumenta Germaniae, das aus dem Geist der Romantik, aus der Liebe zur deutschen Vergangenheit, aus dem Gedanken, die vaterländischen Kräfte durch die Beschäftigung mit ihr zu stärken, hervorgegangen ist, an der Schaffung einer kritischen Geschichtsforschung hat.

Eine vollkommene Parallele zu Savignys Auffassung von der Entwicklung des Rechts bildet Jakob Grimms Auffassung von der Entwicklung der Sprache. Wie Savigny gegen eine allgemeine deutsche Gesetzgebung

¹⁾ Vgl. hierzu die Analyse des Volksgeistbegriffs bei Rothacker, H. Z. 128, S. 423 f.

protestiert, so erklärt sich Grimm gegen jede Art von Grammatik, welche die Sprache regeln will, anstatt das historisch Gewordene zu konstatieren: wie Savigny gegen die Naturrechtslehrer, so kämpft Grimm gegen den rationalistischen Adelung. Auch in der Mythologie machen die Gebrüder Grimm durch ihre Märchensammlung und mythologischen Arbeiten den wichtigsten Einschnitt, weil sie für das Unbewußte und Volkstümliche den Blick erst öffnen¹⁾).

Wie die durch Jakob Grimm repräsentierte germanische Philologie, so stehen auch die anderen Teile der Philologie unter dem Einfluß der romantischen Ideen: die indische so gut wie die klassische und die slawische. Die moderne Wissenschaft vom Orient ist eine Tochter der Romantik. F. A. Wolfs Theorie über den Ursprung der homerischen Gedichte stimmt durchaus mit den allgemeinen Anschauungen der Grimm und Schlegel überein. Karl Otfried Müller kämpft in seinem Buch über die Dorier gegen die *ἀνιστορία* der rationalistischen Historiker, weil sie die lykurgische Verfassung aus der Borniertheit ihres Gesetzgebers erklärt hatten, während er sie, ganz im Sinn der Romantiker, als einen Ausdruck des dorischen Volksgeistes deutete²⁾).

Die allgemeine Literaturgeschichte ist von den Führern der romantischen Dichterschule selbst begründet worden. Ganz direkt hängt auch die Kunstgeschichte schon mit den ersten Anfängen der Romantik zusammen. Schnaase spricht später in der Vorrede zu seiner „Geschichte der bildenden Künste“ über die Kunst dieselben Gedanken aus wie Savigny in seinem Werk über das Recht.

Der Beziehungen der Theologie — in sehr verschiedenen einzelnen Richtungen — zur romantischen Bewegung haben wir schon gedacht. Charakteristisch für den ungeschichtlichen Subjektivismus der Aufklärung ist in der Kirchen- und Dogmengeschichte ein sehr äußerlicher Pragmatismus, der es begreiflich machen sollte, daß die Dogmen gewechselt hätten, „oft ebenso schnell als die Moden der Frauenzimmer³⁾“. Neander beklagt es schmerzlich, daß in seines Lehrers Planck Behandlung der Dogmengeschichte so vieles sei, was die Leute veranlasse, nur auf „die äußeren Grimassen“ zu sehen und dann „das heillose Spiel“ zu beweinen⁴⁾. Dem gegenüber verlangte Neander, der den entscheidenden Einfluß der Romantik erfahren hatte, man solle die Streitenden selbst betrachten, aus dem Zusammenhang ihrer allgemeinen Vorstellungen zu verstehen suchen, die kirchliche und religiöse Stellung der einzelnen nicht leichthin aus dem Ehrgeiz erklären. „Neander hat das Quellenstudium der Kirchengeschichte belebt, weil er ein großes Ziel dieses Studiums kannte, den geistigen Verkehr mit hohen Ahnen⁵⁾“. Er wußte den Pulsschlag christlichen Empfindens und Lebens auch unter fremden und spröden Hüllen zu entdecken. Als die Romantik und die Erneuerung des religiösen Lebens am Anfang des 19. Jahrhunderts den Blick

¹⁾ Kroll, H. Z. 128, S. 460.

²⁾ P. Th. Hoffmann, Der indische und der deutsche Geist von Herder bis zur Romantik (Tüb. Diss. v. 1915). Vgl. Lit. Centralbl. 1916, Nr. 30. Über die slawische Philologie s. Mitt. 38, S. 330, über die klassische Käst, H. Z. 106, S. 506 und 527.

³⁾ Über solche Auffassungen vgl. Loofs, Dogmengeschichte, 4. Aufl., S. 3.

⁴⁾ Vgl. Ad. Harnack, August Neander, in: Reden und Aufsätze 1, S. 202 ff. S. auch unten die Beigabe (über Raynal).

⁵⁾ Harnack a. a. O., S. 206.

für das Gemeinsame und Bleibende in all den verschiedenen Gestaltungen der Lehre geschärft hatten, wußte man den bunten Wechsel der dogmatischen Vorstellungen der Vergangenheit als die individuell und temporär bedingte Ausgestaltung des durch Christus der Menschheit gebrachten neuen religiösen Lebens zu würdigen¹⁾.

Der theologische Führer der neuen Zeit, Schleiermacher, gehört ganz der Romantik an. Er aber vergegenwärtigt uns wiederum in besonderem Maß den inneren Zusammenhang der verschiedenen romantischen Wissenschaften und Betätigungen. Im Gegensatz ebensowohl zum alten Rationalismus wie zur vereinheitlichenden Formel Hegels stellte er die Individualisationen eines religiösen Gefühlsgehaltes nachverstehend, aufs Innere dringend und darum gerecht dar. Er brachte ferner gegenüber dem Kosmopolitismus der rationalistischen Zeit das Verständnis für die ethische Bedeutung des Staates zur Geltung. In dieser Richtung wirkte er schon vor 1806. Nach dem Zusammenbruch des alten preußischen Staates entwickelte sich aus jenem Gefühl tatkräftige Wärme für die politische Macht des Vaterlandes. Schleiermacher durchleuchtete Stimmung, Staatsgesinnung und Bestrebungen der preußischen Reformzeit mit der ganzen Kraft seines systematischen Geistes und erhob sie zu einem geschlossenen Gefüge politischer Gedanken²⁾.

Auch bei der historischen Geographie (K. Ritter) läßt sich romantischer Einfluß beobachten.

Der jüngste Sprößling der romantischen Bewegung ist die historische Schule der Nationalökonomie. Sie bildet einen Ableger der historischen Rechtsschule³⁾. Die Begründer der historischen Schule der Nationalökonomie sind Schüler von Rechtslehrern und anderen Forschern der romantischen Richtung und übertragen deren Gedanken auf die Nationalökonomie. Sie knüpfen aber auch direkt an ältere Romantiker, insbesondere Adam Müller, an⁴⁾.

Die Vertreter dieser verschiedenen Spezialfächer haben uns die wertvollsten kulturgeschichtlichen Arbeiten geschenkt: so Savigny seine Werke über römisches Recht, Eichhorn seine klassische Staats- und Rechtsgeschichte Deutschlands; so Grimm seine Werke über die deutsche Sprache; so Roscher seine Schilderung der älteren wirtschaftlichen Zustände. Hanssen klärte uns über die alte germanische Flurverfassung und die grundherrlich-bäuerlichen Verhältnisse, Bruno Hildebrand über die mittelalterliche Stadtwirtschaft auf.

Die vorstehenden Andeutungen machen es wohl anschaulich, daß die Romantik wahrlich keine bloß ästhetische, poetische Bewegung ist. Aber

¹⁾ Vgl. Loofs a. a. O. Siehe auch meine „Ursachen der Reformation“, S. 9 und 12. — Wie auch die historische Auffassung des alten Testaments (seit Ewald, 1840) unter Überwindung des Rationalismus gewonnen wurde, zeigt Baumgartner, Archiv f. Kulturgesch. 15, S. 21 ff.

²⁾ Varrentrapp, Joh. Schultze, S. 45. Holstein, Die Staatsphilosophie Schleiermachers, S. 95 ff. und 200. Tröltzsch, Festgabe für Harnack, S. 283. Über Schleiermachers Kampf gegen die pragmatische Geschichtsauffassung s. Krabbe, Neander, S. 25.

³⁾ Über den Zusammenhang der historischen Schule der Nationalökonomie mit der Romantik vgl. Vjschr. f. Soz.- u. WG. 13, S. 213 ff. (zu Schumpeter); 14, S. 576 (zu Herkner); GW. II, S. 195.

⁴⁾ Die vielgescholtene Naturphilosophie würdigt historisch verständnisvoll der Mediziner P. Diepgen, Deutsche Medizin vor hundert Jahren, ein Beitrag zur Geschichte der Romantik (1923).

es wird nur der die eine Seite der Romantik richtig würdigen, der für die andere das rechte Verständnis gewinnt. Es besteht ein inniger Zusammenhang der Forschung mit der Dichtung: wie denn Uhland als Dichter von der Leidenschaft für die mittelalterlichen Studien ergriffen wurde und anderseits aus der Lektüre der alten Denkmäler dichterische Impulse erhielt. Auch gegenüber den Versuchen, Heinrich v. Kleist von der Romantik zu trennen, möchten wir betonen, daß man nur dann die Romantik als poetische, wissenschaftliche und allgemeine Bewegung des öffentlichen Lebens zugleich recht versteht, wenn man bereit ist, Kleist als ihr Glied anzusehen¹⁾).

Die allgemeine Bereicherung, die der Wissenschaft die Romantik bringt, mag uns noch einmal das vorhin genannte Beispiel der Kunstgeschichte vergegenwärtigen; an ihm erkennen wir, wie tief die neue Auffassung selbst da greift, wo ein Winckelmann vorausgegangen ist²⁾). Nach der romantischen Anschauung sind es die gefühlsmäßigen Zusammenhänge des menschlichen Lebens, aus denen auch das Kunstwerk emporzusteigen scheint: das nationale und das religiöse Moment haben dabei die größte Bedeutung, wozu der Einfluß stimmunggebender Gewalten wie der Landschaft tritt. Die Ideengänge Winckelmanns erfuhren jetzt, in der Zeit der Kämpfe der Nation gegen das napoleonische Weltreich, eine charakteristische Umbildung. Winckelmann hatte gegenüber der älteren Auffassung von der Kunst als einem wesentlich äußeren bloßen Können und gegenüber der älteren Praxis der Kunstgeschichte mit ihrer mehr nur referierenden Aufzählung von Künstlern und Kunstwerken schon gelehrt, das künstlerische Schaffen der einzelnen Nationen und weiterhin der einzelnen Epochen in seiner Gesamtheit als Schöpfung und als Wesensausdruck der Nation und ihrer Entwicklung zu verstehen, das Ganze der Kunstgeschichte ferner nur als einen Ausschnitt des allgemeinen Geschehens aufzufassen. Aber die Romantik nahm eine Umstellung der für die künstlerische Weltanschauung grundlegenden Faktoren vor. Während nach Winckelmanns Deutung die Naturbedingtheit aller Erscheinungen im Sinn ihrer Abhängigkeit von den geographisch-ethnographischen Verhältnissen die erste Rolle gespielt hatte, steht jetzt an erster Stelle der Geist der Nation; nicht eine Kraft, die nach Art der naturwissenschaftlichen Erkenntnis zu bestimmen ist; sondern sie erschließt sich bloß der Ahnung, der Intuition, und ist dadurch nur um so gewisser. Sodann tritt, was bei Winckelmann, nach der Anschauung des 18. Jahrhunderts, fast ganz fehlt, das religiöse Moment mit voller, erlebter Kraft, dem nationalen fast gleichwertig, in die Reihe der auch für die künstlerische Produktion bestimmenden Mächte.

Die wissenschaftlichen Bestrebungen, die von der romantischen Bewegung ausgehen oder mit ihr zusammenhängen, regen nun zu zwei allgemeinen Beobachtungen an.

Erstens: die Kulturgeschichte ist ein Kind der Aufklärung. Diejenigen indessen, die zuerst einen strengeren wissenschaftlichen Betrieb auf dem Gebiet der Kulturgeschichte eröffnen, sind Gegner der Aufklärung, sind die Romantiker.

¹⁾ Vgl. DLZ. 1913, Nr. 13, Sp. 811.

²⁾ Vgl. die eingehende Darstellung bei E. Heidrich, Beiträge zur Geschichte und Methode der Kunstgeschichte (1917), S. 51 ff.

Die Romantiker sind mit den Historikern der Aufklärung darin einig, daß sie die Beschränkung der historischen Betrachtung auf die Haupt- und Staatsaktionen verwerfen. Allein sie wünschen den Fortschritt zur Erforschung der gesamten Kultur nicht etwa, weil ihnen die großen Verbände, wie Staat, Volk und Kirche, minderwertig erscheinen, sondern weil sie die historischen Individualitäten aus ihrem großen Zusammenhang erklären wollen. Die gewaltigen Ereignisse, unter deren Eindruck die romantische Bewegung aufkam, mußten sie vor einer Geringschätzung der politischen Körper bewahren. Der Neigung der Aufklärung, möglichst frei vom Staat zu bleiben, stellt sich jetzt die Bereitwilligkeit gegenüber, dem Staat sich zu opfern und in der Nation aufzugehen¹⁾. Wie die Dichter der Befreiungskriege in starkem Zusammenhang mit der Romantik stehen, so bedeutet die romantische Wissenschaft eine Anerkennung der gewaltigen Bedeutung von Nation und Staat.

Die romantische Bewegung bedeutet gegenüber dem Rationalismus eine Wendung zu konservativeren Anschauungen. Dieser Satz trifft wenigstens zu, wenn man das Wort konservativ im weiteren Sinn nimmt, als Gegensatz zu dem Individualismus (Kosmopolitismus) des Rationalismus, seiner Geringschätzung der politischen Verbände und der Anspannung des einzelnen durch den politischen Körper. Seit der romantischen Bewegung stand im Vordergrund der Gemeinschaftsbeziehungen das Volk. Die Betonung des nationalen Elementes konnte freilich zu verschiedenen Resultaten führen. Legte man das Hauptgewicht auf die Gebundenheit des einzelnen durch Staat und Nation, auf deren Selbstbestimmung nach außen und auf die Bewahrung der Eigenart der Nation, so gelangte man mit der Empfehlung der Unterordnung unter die bestehenden politischen Gewalten zu konservativen Anschauungen. Hob man dagegen mehr das nationale Selbstbestimmungsrecht im Innern hervor, so gelangte man auf einen liberalen Weg und konnte unter Umständen der Auflehnung gegen die bestehenden politischen Gewalten das Wort reden. Beide Möglichkeiten sind verwirklicht worden: hier scheiden sich große Kreise, die übereinstimmend von der romantischen Bewegung ausgehen: Führer der Konservativen sind nicht weniger als Führer der Liberalen von der romantisch bestimmten Burschenschaft hergekommen²⁾. Überwiegend aber waren die zur romantischen Richtung gehörigen Forscher

¹⁾ F. Schlegel z. B. beklagt es, „die ersten Geister der Deutschen seit mehr als 50 Jahren einzig und allein in eine bloß ästhetische Ansicht der Dinge so ganz verloren“ zu sehen. Es sei endlich Zeit, die ästhetische Träumerei und Formenspielerlei aufzugeben und sich den größeren Aufgaben der Gegenwart zuzuwenden. In der „vollen Gleichgültigkeit, ja Geringschätzung gegen alles, was den Staat und das öffentliche Leben betraf“, erblickt Schlegel einen Hauptgrund des im 17. und 18. Jahrhundert sich ausbreitenden Verfalls. Vgl. die Zusammenstellung dieser und anderer Äußerungen bei Pötzsch, Studien zur frühromantischen Politik und Geschichtsauffassung, S. 20; Walzel, Deutsche Romantik, 2. u. 3. Auflage, S. 99 ff.; Meinecke: in „Deutschland und der Weltkrieg“, 2. Aufl., S. 760. Siehe auch R. Steig, H. v. Kleists Berliner Kämpfe, S. 8 f. Pötzsch, der in seinem Buch eine schöne Schilderung von dem opferfreudigen politischen Sinn der Romantiker gibt, hat im Weltkrieg selbst sein Leben dem Vaterland zum Opfer gebracht.

²⁾ Vgl. meine Abhandlung: Die Anfänge einer konservativen Partei in Preußen, Internationale Wochenschrift vom 2. September 1911. Überaus ergiebige Aufschlüsse bringt hierüber Lenz' Geschichte der Universität Berlin, auch Koldes Geschichte der Universität Erlangen.

Freunde der bestehenden Verhältnisse in größerem oder geringerem Grade; und zu dem Kosmopolitismus der Aufklärung, zu der Geringschätzung der politischen Fakta und der Kriege ist man erst wieder durch einen Abfall von den romantischen Ideen gelangt.

Eine konservativere Richtung im angedeuteten Sinn schlägt auch die historische Schule der Nationalökonomie ein. Bereits ihr Vorläufer Friedrich List¹⁾ spricht den Satz aus: „Als charakteristischen Unterschied des von mir aufgestellten Systems bezeichne ich die Nationalität.“ In Übereinstimmung mit List wendet sich dann die ganze Schule der historischen Nationalökonomie gegen das liberale Manchestertum und den Kosmopolitismus.

Die zweite allgemeine Beobachtung, die sich uns bei den von der Romantik ausgehenden wissenschaftlichen Bestrebungen aufdrängt, bezieht sich auf die Form der Studien. Voltaire und Herder hatten ihre Betrachtungen auf das Gesamtgebiet der Kultur erstreckt. Voltaire hatte sich noch nicht den Kopf darüber zerbrochen, ob es für den einzelnen möglich sei, alles zu bewältigen; bei seiner leichten Art ahnte er nicht die Schwierigkeiten. Anders wurde es seit der romantischen Bewegung, seitdem man die Kultur der Vergangenheit mit erhöhtem Ernst zu erforschen unternahm.

Es beginnt jetzt die Arbeitsteilung zum wissenschaftlichen Prinzip zu werden: man sucht die Erkenntnis der Probleme der Kulturgeschichte vorzugsweise auf dem Wege der Spezialisierung der Wissenschaft zu fördern. Während der Schriftsteller der Aufklärungszeit so ziemlich über alles schreiben konnte, schlagen die wissenschaftlichen Kreise jetzt in steigendem Maß ein anderes Verfahren ein: den einzelnen Problemen widmen sich einzelne Gruppen. Und eben durch diese Beschränkung im Stoff wird eine Vertiefung der Forschung möglich, die zu erhöhter Erkenntnis führte.

Den Begründern der romantischen Ideen ist freilich eine Universalität im Sinn einer alles durchdringenden philosophischen Ansicht und der Verbindung der mannigfachsten Interessen eigen. Sie sind von der Vorstellung der Wechselwirkung und der gegenseitigen Beziehungen aller Kulturgebiete erfüllt. Die starke Betonung dieser Wechselwirkung ist ihr direktes Verdienst. Die einzelne Erscheinung wird aus weiten Beziehungen, aus den besonderen Verhältnissen von Ort und Zeit erklärt. Die unter dem Einfluß der Romantik stehenden Forscher halten auch noch diese Traditionen fest. Aber es sind doch eben die Jünger der Romantik und zum Teil ihre Begründer selbst, welche die Spezialisierung zu einem beherrschenden Prinzip der Studien erheben. Der Ernst, mit dem man sich jetzt im Gegensatz zu dem Raisonnement der Rationalisten der Erforschung der Vergangenheit widmete, führte von selbst dahin, daß sich jeder auf ein vornehmstes Gebiet beschränkte, und die Methode der Spezialisierung, die Bildung von Sonderdisziplinen und der besonderen Arbeitszweige innerhalb der einzelnen Disziplinen erwies sich als überlegen. Gerade das für die ganze Bewegung so charakteristische Unternehmen der *Monumenta Germaniae* zeigt uns, wie die Energie der Erforschung der Vergangenheit die Begrenzung der Arbeit des einzelnen in Zeitabschnitt und Materie hervorbringt. Der Übergang läßt sich auch bei Personen, die von der Romantik ausgehen, deutlich wahr-

¹⁾ Über List als Vermittler zwischen Ad. Müller und der Historischen Schule der Nationalökonomie vgl. B. Hildebrand, *Die Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft I* (1848), S. 52 ff.; O. Spann, *Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre*, 9. Aufl., S. 120 ff.

nehmen. Wir veranschaulichen ihn an dem Verhältnis von Leo und Ranke. Zuvor aber noch ein Wort über das Verhältnis der Deutschen zur ausländischen Romantik.

Wir haben schon Burkes gedacht. Wenn man Bedenken trägt, ihn als romantischen Führer anzusehen, so verdankt die Romantik ihm doch gewaltige Gedanken¹⁾. Im übrigen ist England in der Ausbildung der romantischen Anschauungen hinter Deutschland zurückgeblieben; hier wurde das Edelmetall Burkes erfolgreicher ausgemünzt als dort. Nur ein Engländer hat noch einen großen, freilich mehr breiten als tiefgehenden Einfluß für Ausbreitung romantischer Gedanken ausgeübt: W. Scott. Mit seinem Sinn für den Nerv der Zeit, den Pulsschlag der Völker, für historisches Kolorit wurden seine historischen Romane ein fruchtbares Agitationsmittel romantischer Art auch auf dem Kontinent²⁾. Frankreich besitzt unter seinen Romantikern Häupter der kirchlich-(katholisch-)politischen Richtung von Eigenart³⁾, auch in der allgemeinen Literatur und Poesie manchen bemerkenswerten Romantiker, hat aber innerhalb seiner Romantik keine Persönlichkeit aufzuweisen, die sich der von Burke vergleichen ließe. Überhaupt geht hier die romantische Bewegung nicht sonderlich tief, am wenigsten in wissenschaftlicher Hinsicht. Es fehlt in Frankreich wie in England die umfassende romantisch wissenschaftliche Bewegung, wie sie Deutschland auszeichnet⁴⁾. Daher erklärt sich auch die größere Rolle, die dort später Comte spielen konnte, wovon wir unten zu sprechen haben werden. Am meisten fesselt uns der Historiker Augustin Thierry, der, von Deutschland beeinflusst, dann wieder auch deutschen Historikern Anregungen gegeben hat⁵⁾.

III. H. Leo. Ranke und seine Schule.

Heinrich Leo⁶⁾ steht nach seinen allgemeinen Anschauungen ganz und gar innerhalb der neuen, der romantischen Bewegung. Das Kosmopolitische,

¹⁾ F. Braune, E. Burke in Deutschland (1917). H. Z. 120, S. 495 ff.

²⁾ Über die Belebung des historischen Sinns, des konservativen Interesses für Kulturgeschichte, auch des historischen Familiensinns durch Scott s. Karoline v. Rochow, Vom Leben am preußischen Hofe 1815—52, S. 114. Über die englische Romantik: Dibelius, Dickens S. 51 ff. Über Carlyle vgl. Trölsch, Hist. S. 465. Gooch hat die Beziehungen der deutschen Geschichtswissenschaft zur Romantik eingehender behandelt als die der englischen. Über Stubbs vgl. H. Z. 114, S. 324 f. — Über Jäta, einen Vertreter Savignys in Schweden, s. H. Z. 124, S. 502 f.

³⁾ Es sei hier notiert, daß Marwitz die katholische Auffassung de Maistres (Verteidigung der Inquisition usw.) entschieden ablehnt. Meusel, F. A. L. v. d. Marwitz II, 2, S. 296 f.

⁴⁾ Über den Vorzug der deutschen Romantik vgl. Trölsch, Hist. S. 465.

⁵⁾ Vgl. K. Hillebrand, Zeiten, Völker und Menschen, S. 76. Über die romantische französische Geschichtschreibung der Restaurationszeit s. Jahrg. 1906 der Revue de synthèse historique. Vjschr. f. Soz.- u. WG., Bd. 17, S. 203. Zur Geschichte der französischen Geschichtschreibung im 19. Jahrhundert vgl. H. Z. 114, S. 194. — Über B. Croces Geschichte der italienischen Historiographie des 19. Jahrhunderts s. DLZ. 1922, Nr. 1.

⁶⁾ Vgl. meinen Artikel H. Leo im Archiv f. Kulturgesch., Bd. 9 (1914), S. 199 ff. (S. 210 ein bemerkenswertes Wort des Juristen A. Pernice über Leos italienische Geschichte); R. v. Delbrück, Lebenserinnerungen I, S. 70 f. Siehe auch G. Wolf, Einführung in das Studium der neueren Geschichte, S. 234 ff. Ladendorf, Schlagwörterbuch S. 114 (Hecht im Karpfenteich), S. 247 (Polizeistaat). GW. II, S. 179, A. 1.

v. Below, Die deutsche Geschichtschreibung.

Unpolitische der Aufklärung lag ihm völlig fern. Schon auf der Schule wandte er sich der Turnerei zu. Als er die Universität bezog, schwankte er anfangs in der Wahl des Berufes und hatte Neigung für das philologische Fach. Daneben aber tauchte bei ihm der Gedanke auf, das Gelehrtenstudium zu verlassen und sich dem Seeleben zu widmen. Er war von den politischen Gedanken der Jahnschen Turngemeinden erfüllt und glaubte, daß bei dem zu bewirkenden neuen Aufschwung des deutschen Volkes auch eine deutsche Flotte notwendig sei; ihr wollte er dienen. Auf den Rat älterer Freunde (Jahns und Göttlings) wählte er aber schließlich das philologische Studium; nicht jedoch aus Liebe zur philologischen Wissenschaft, sondern um Schulmann zu werden. Die Neigung zum Schulfach war damals in der deutschen Jugend weit verbreitet: man hoffte dadurch am besten für die Volksbildung sorgen zu können. In der Periode der Aufklärung war auch das Interesse an der Jugenderziehung sehr lebhaft gewesen. Aber als Ziel schwebte dabei die Förderung der Humanität, einer weltbürgerlichen Humanität vor. In der Zeit der Romantik dagegen hatten die pädagogischen Bestrebungen ein politisches Ziel. Man wollte die Jugend vor allem politisch erziehen. Alles wurde bezogen auf die Nation. Leo sagt: „Die Zwecke, welche Jahn mir als Ziel meines Strebens in die Seele gepflanzt hatte, ließen durchaus nichts auf der Welt um seiner selbst willen da sein als das deutsche Volk oder vielmehr das zu erstrebende Ideal des deutschen Volkes.“ Der in Leo wohnende wissenschaftliche Erkenntnistrieb ließ ihn dann doch die philologischen Studien auch um ihrer selbst willen betreiben. Die Richtung aber, in der er sich bewegte, war ganz die romantische. Diejenigen Denkmäler und diejenigen Quellen studierte er, die ihm die Herrlichkeit der deutschen Vergangenheit eröffneten.

Wenn heute Leo erwähnt wird, so weiß man oft von ihm nur zu berichten, daß er Sympathie für den Katholizismus gehabt habe. Die Tatsache ist richtig; auch dies gehört zu seinem Bild; seine katholischen Sympathien wurzeln, wie es scheint, in seinen kultischen Neigungen. Indessen machen sie keineswegs sein Wesen aus; mit größter Energie hat er sich allezeit zum Protestantismus bekannt. Und er ist nicht bloß eine kirchliche Persönlichkeit; seine politischen Interessen sind mindestens ebenso stark. Leo gehörte als Student der Burschenschaft, und zwar der altdeutschen Partei, die Christentum und Deutschtum besonders lebhaft betonte, an. Von diesem Ausgangspunkt konnten, wie schon angedeutet, verschiedene Wege eingeschlagen werden. Für Leos weitere Entwicklung in der Politik und geschichtlichen Auffassung scheint K. F. Eichhorn, der Mitbegründer der historischen Rechtsschule, von maßgebender Bedeutung geworden zu sein. Leo hat der deutschen Sprache zwei neue Worte geschenkt: die Worte „Aufklärlicht“ und „naturwüchsig“. Das Wort „Aufklärlicht“ drückt seine Feindschaft gegen den Rationalismus aus; das Wort „naturwüchsig“ bezeichnet sein Staatsideal, das dem der historischen Rechtsschule entsprach; es charakterisiert aber auch ihn selbst mit seiner ganz ursprünglichen Individualität und seiner nie bezähmten Leidenschaftlichkeit.

Leo nahm seine politische Stellung später in den Reihen der preußischen Konservativen, und zwar gehörte er zu dem Kreis, der sich um die Gebrüder Gerlach und Bismarck gruppierte. Im Jahre 1866 löste er sich von Ludwig von Gerlach und blieb bei Bismarck. Sein ausgeprägtes Preußentum verlangte dies; aber er fühlte auch, wie er sagte, „eine mystische Gewalt der Persönlichkeit“ in Bismarck.

Leo hat zahlreiche Werke über große Themata verfaßt. Originalität, leidenschaftliche Beteiligung an der Sache und wirklich geistige Durchdringung des Stoffes besitzt er wie wenige. Als sein bedeutendstes Werk hat Waitz mit Recht sein „Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters“ bezeichnet. Der Titel führt irre: es hat einen viel höheren Status als ein Lehrbuch. Es ist erstaunlich, wie der erst Dreißigjährige ein solch vollkommen ausgereiftes, einen gewaltigen Zeitraum umspannendes Werk vorlegen konnte. Bewunderung erweckt aber vor allem die Ausdehnung und Mannigfaltigkeit seiner Studien: nicht nur, daß er ihnen chronologisch den denkbar weitesten Rahmen gab; auch sachlich sind sie von der größten Vielseitigkeit. Mit der im engeren Sinn sogenannten politischen Geschichte verband er Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte, städtische wie Agrargeschichte, die Mythologie, die philosophische Staatslehre, die Beschäftigung mit kirchlichen und praktischen politischen Fragen und widmete sich mit nicht geringerem Eifer der Philologie. Literarisch behandelte er erfolgreich das Angelsächsische; seine Vorlesungen bezogen sich auf das Gebiet der germanischen Philologie überhaupt. Auch mit dem Keltischen beschäftigte er sich; wenn er in der Erklärung aus dem Keltischen zu weit ging, so huldigte er einer Neigung, die damals sehr verbreitet war.

Schon die Ausdehnung seiner Studien charakterisiert Leo als Kulturhistoriker; er richtet sich aber in seinen Werken auch direkt auf energische Erfassung der jedesmaligen Kultur eines Zeitalters. Neben den kulturgeschichtlichen Partien seiner allgemeingeschichtlichen Werke hat er selbständige kulturgeschichtliche Aufsätze veröffentlicht: so über den mittelalterlichen Burgenbau und über das Leben in Island in der Zeit des Heidentums — beide von großer Kraft der Anschaulichkeit. Wir verdanken Leo wichtige kulturgeschichtliche Erkenntnisse, wie er denn ein Vorläufer Jakob Burckhardts in der Beurteilung der Kultur der italienischen Renaissance ist. Von anderen seiner kulturgeschichtlichen Gesichtspunkte, von denen aus nach ihm die Forschung operiert hat, sei erwähnt, daß er in seiner Universalgeschichte die heute so viel verwertete kulturgeschichtliche Theorie vorträgt, daß nicht bloß die germanisch-romanischen Völker des christlichen Abendlandes, sondern auch andere Völker die Stadien von Altertum, Mittelalter und Neuzeit durchgemacht haben, und daß er danach die Disposition seiner Darstellung für Griechen und Römer trifft¹⁾.

Unter allen Historikern hat Leo am meisten die Forderungen Voltaire's, daß der Geschichtschreiber das Gesamtgebiet der Kultur schildern solle, erfüllt. Wirtschaft und Recht, Kunst und Literatur und Sprache, Religion

¹⁾ S. mein Buch: Der Deutsche Staat des Mittelalters I, S. 17, Anm. 6; Vjschr. f. Soz.- u. WG. 13, S. 455. Gegenüber der Schärfe, mit der Dove, H. Z. 116, S. 220, den Terminus „Griechisches Mittelalter“ ablehnt, sei geltend gemacht, daß man von einem Mittelalter ebenso wie von einer Stadtwirtschaft bei verschiedenen Völkern wird sprechen dürfen, wenn man sich gegen die individuellen Züge, die die jedesmaligen Mittelalter wie die jedesmaligen Stadtwirtschaften tragen werden, nicht verschließt. Vgl. meinen Art. Wirtschaftsstufen im Wörterbuch der Volkswirtschaft, 3. Aufl.; Tröltsch, H. Z. 116, S. 11; unten über den Begriff des Idealtypus. Gegen Dove: Ed. Meyer, Kleine Schriften S. 34. Leo lag eine Stufentheorie von strenger Gesetzmäßigkeit fern. Andererseits spricht sich L. in seinem Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters, S. 6, gegen die ethnographische Methode bei der Einteilung des historischen Stoffes aus, worauf gegenüber einem bekannten neuern Versuch (vgl. H. Z. 84, S. 154) hingewiesen sei.

und Philosophie — in allem zeigt er sich unterrichtet, und alles hat er zum Gegenstand seiner Darstellung gemacht. Besonders verdient Erwähnung, daß er überall auch die Sprache als Quelle der Kulturgeschichte verwertet.

Die Ironie der Geschichte aber hat es gewollt, daß der, der die Forderungen Voltaires am meisten erfüllt hat, in den allgemeinen Anschauungen ihm ganz entgegengesetzt ist. Die Forderungen der Studienrichtung, die die Aufklärung und die Freunde einer kosmopolitischen Humanität erhoben hatten, wurden von dem erfüllt, der die Humanitätsduselei aufs grausamste verhöhnt hat, verhöhnt bis zum Übermaß. Das literarische Programm der unpolitischen Friedensfreunde wurde von dem am vollständigsten verwirklicht, der das Wort vom frischen fröhlichen Krieg geprägt hat. Mit lebhafter Zustimmung zitiert Leo ein Urteil der Franzosen, die unter Karl VIII. mit leichter Mühe die Italiener überwältigten: ihre einseitige Geistesbildung mache die Italiener so feig; wo die sittlichen Grundlagen — fügt er hinzu — vergessen werden, richten sich die Völker selbst zugrunde¹⁾. So ist Leos Auffassung überhaupt: liebevolle Versenkung in die Kulturverhältnisse vergangener Jahrhunderte; aber alles erhält sein Maß in den Pflichten gegen Vaterland und Staat.

Die bewundernswerte Vielseitigkeit Leos hat ihre Kehrseite in einem Mangel, den wir uns vergegenwärtigen, indem wir seinen Konflikt mit Ranke darlegen.

Leo war etwas jünger als Ranke, aber früh entwickelt und in jungen Jahren schon ein bekannter Gelehrter; er konnte daher als Kritiker auftreten, als Ranke sein erstes Buch veröffentlichte.

Seinem ersten Werk gab Ranke die berühmte Abhandlung „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber“ bei. Hier untersuchte er die Darstellungen mehrerer berühmter Geschichtschreiber, namentlich aus dem 15. und 16. Jahrhundert, auf ihren Quellenwert hin: nur so weit ließ er sie gelten, als sie selbständige Nachrichten boten, Nachrichten, die man nicht anderswoher besser haben kann. Er erläuterte das Verhältnis z. B. an Guicciardini. Dessen Werke hatte man bis dahin allen Geschichtsdarstellungen der Zeit zugrunde gelegt; man schätzte ihn als einen der namhaftesten Historiker, hauptsächlich wegen der trefflichen politischen Maximen, die man bei ihm fand. Ranke zeigte demgegenüber, daß, wenn es sich darum handle, Guicciardini als Quelle zu würdigen, es auf noch so schöne politische Maximen nicht ankomme, sondern nur auf die Selbständigkeit und Zuverlässigkeit seiner Nachrichten. Uns erscheinen die hier von Ranke geltend gemachten Wahrheiten als selbstverständlich. Aber es ist eine alte Beobachtung, daß die selbstverständlichen Wahrheiten lange Zeit nötig haben, bis sie durchdringen. Obwohl die Historiker vor Ranke viel Quellen, oft sehr viel Quellen, gelesen haben, so fehlte ihnen doch das Bestreben, die Darstellung prinzipiell auf die Quellen, und zwar auf möglichst zeitgenössische Quellen, aufzubauen. Das ältere Verfahren bestand darin, daß man eklektisch die vorhandenen Darstellungen las, mancherlei Quellen hinzunahm und nun aus beiden sich eine allgemeine Anschauung von den Dingen verschaffte. Auf diesem Wege konnte oft eine richtige Erkenntnis gewonnen werden, und es hat ja auch in der alten

¹⁾ Leo, Universalgeschichte, 2. Aufl., Bd. 3, S. 19. Eine Zustimmung zu Leos Auffassung findet man neuerdings in bemerkenswertem Zusammenhang bei Voßler, Internationale Monatsschrift 1915, Sp. 1268.

Zeit nicht an großen Historikern gefehlt. Allein die Sicherheit, die ein streng und rein methodisches Verfahren gewährt, wurde auf jene Weise nicht erreicht. Der Hauptunterschied zwischen Ranke und Leo liegt nun darin, daß Leo noch überwiegend dem alten Verfahren anhing. Er war zwar durchaus Fachmann, nicht allgemeiner Schriftsteller, wie so viele Autoren der Aufklärungszeit, von deren leichtem Raisonement man nichts bei ihm findet; aber die Methode Rankes übt er noch nicht. Wenngleich er der Rankeschen Abhandlung Lob nicht versagte, so tadelte er doch den Maßstab, mit dem Ranke die älteren Geschichtsschreiber mißt, insbesondere daß er sie lediglich daraufhin prüft, ob sie nackte Wahrheit enthalten. Er (Leo) will anerkannt sehen, daß Guicciardini das Leben in seiner geistigen Bewegung zu fassen gewußt hat. Und er erklärt schließlich: „Noch lange wird Guicciardinis Werk das Interesse fesseln, wenn Rankes Buch schon in verdienter Vergessenheit verschwunden ist.“

Wie man sieht, redet Leo neben Ranke her. Er würdigte nicht den Fortschritt, der darin besteht, daß Ranke die Sicherheit rein tatsächlicher Wahrheit in erster Linie erstrebte. Er stellte nicht in den Vordergrund, daß die allererste Voraussetzung für die Feststellung der „geistigen Bewegung“ der Vergangenheit die Ermittlung der „nackten Wahrheit“ ist. Leo blieb auch in seinen späteren Werken bei seinem alten Verfahren. Das Bestreben, systematisch und überall aus den besten, ältesten Quellen die Dinge der Vergangenheit wiederherzustellen — dies Kennzeichen der Rankeschen Schule —, ist ihm fremd. Deshalb halten seine Werke bei allem Geist, der sie auszeichnet, und trotz der blitzartigen Lichter, die sie oft auf die Dinge werfen, doch in der Zuverlässigkeit der Information, d. h. als reine historische Darstellungen, den Vergleich mit den Werken Rankes nicht aus. Andererseits konnte Ranke bei seinem Prinzip, streng quellenmäßig vorzugehen, einem Grundsatz, der ihn nötigte, beim einzelnen länger zu verweilen, an Vielseitigkeit Leo nicht gleichkommen. Mit dem erörterten Gegensatz hängt etwas weiteres zusammen.

Wir machen im 19. Jahrhundert die Beobachtung, daß nur diejenigen Forscher Schule bilden, welche Spezialuntersuchungen anstellen. Ranke, der neben seinen großen Werken allezeit Spezialabhandlungen, Exkurse, Analekten hergehen ließ, hat eine mächtige Schule hinterlassen. Leo hat zwar vielen vielerlei Anregungen geboten, aber keine Schule gebildet. Spezialuntersuchungen stellte er (abgesehen von einigen Jugendarbeiten) nur auf philologischem Gebiet an. Die Philologie aber war für ihn bloß Nebenfach, und ihr konnte er daher nicht so viel Kraft widmen, um eine große Wirkung auszuüben. Einen namhaften Schüler hat er hier übrigens, den Philologen Moritz Heyne, der mit ihm die kulturgeschichtlichen Interessen teilt. Auch Elard Hugo Meyer, dem die volkskundlichen Interessen so viel Belebung verdanken, hat bei ihm promoviert.

Will man die allgemeine Bedeutung Rankes, der nun die Führung unter den Historikern übernimmt, in der Geschichte der deutschen Historiographie in einer kurzen Formel ausdrücken, so darf man etwa sagen: er verbindet die durch die romantische Bewegung begründete neue Auffassung mit der durch die klassische Philologie (F. A. Wolf und Gottfried Hermann) geschaffenen methodischen Technik unter spezieller Anwendung auf das Studium des Mittelalters und der Neuzeit. Er leistete das für die mittelalterliche und neuere Geschichte, was Niebuhrs Verdienst auf dem Gebiete der Antike

war¹⁾. Darin eben liegt das Wesentliche, daß er die von der Philologie ausgebildete Technik auf die historischen Probleme übertrug. Wenn Leo, wie wir sahen, sich gern als Philologe betätigte, so übertrug er doch nicht die neue philologische Technik auf seine historischen Studien. Es war mehr die Sprachwissenschaft, die ihn fesselte, als die Recensio der Quellen, die handschriftlichen Fragen, die den Philologen mit dem Historiker verbinden²⁾).

Der Romantik verdanken die Geschichtswissenschaften eine Methode von außerordentlicher Bedeutung: die Pflicht und Kunst, den Menschen, die Menschen, die Vorgänge und Erscheinungen der Vergangenheit aus ihrem Kreis, ihrem Zusammenhang zu verstehen. Die Ausbildung dieser Methode ist eine Ausprägung der allgemeinen romantischen Anschauung von der Abhängigkeit des Menschen von allgemeinen Mächten, nämlich von denjenigen Mächten, die zeitweilig auf ihn wirkten, die natürlich auch ewige Mächte sein konnten und tatsächlich gewesen sind.

Durch diese Methode werden im Grund die beiden Methoden gefordert, durch deren Begründung Ranke Geschichtsforschung und Geschichtschreibung auf ungeahnte Höhe gehoben hat³⁾.

Die eine ist die vorhin berührte, im engern Sinn quellenkritische Methode. Wenn wir wissen wollen, wie der Mensch der Vergangenheit in seinem Zusammenhang steht, so kommt es darauf an, daß er uns in seinem ganz wirklichen Verhältnis gegenübertritt. Wir müssen deshalb diejenigen über ihn berichtenden Quellen bevorzugen, die der Person und den Ereignissen am nächsten stehen, die die originalste Kenntnis von ihnen vermitteln. Mit dem Enthusiasmus zur Sache, der das Ich auszulöschen scheint, haben Ranke und seine Schüler sich dieser methodischen Aufgabe gewidmet. In solcher Hingabe an die Sache prägt sich die romantische Art im Gegensatz zu der rationalistischen aus.

Es ist nicht gerade Ranke allein, der die grundlegende quellenkritische Methode für die mittelalterliche und neuere Geschichte geschaffen hat⁴⁾. Neben ihm steht Stenzel, der Geschichtschreiber der salischen Kaiserzeit, welcher unabhängig von ihm, sogar vor ihm zu dem gleichen kritischen Standpunkt gelangt ist, übrigens als Schüler Eichhorns ebenfalls zu dem großen romantischen Studienkreis gehört. Bedeutungsvoll ist es ferner, daß Pertz, der das kritische Vorbild der *Monumenta Germaniae* geschaffen hat, nicht durch Rankes Schule gegangen ist. Der dem 18. Jahrhundert und seinem Rationalismus entgegengesetzten Gedankenwelt gehört er jedoch

¹⁾ Über den Einfluß Niebuhrs auf Ranke vgl. K. J. Neumann, DLZ. 1917, Sp. 4 ff. Der Einfluß Niebuhrs darf jedoch nicht überschätzt werden (Fedor Schneider, DLZ. 1923, Sp. 262).

²⁾ Nicht unerwähnt dürfen wir es jedoch lassen, daß Leo die Vertiefung in die Quellen an sich sehr liebte. In dieser Hinsicht sind seine Wertschätzung der Anlage von Gieselers Kirchengeschichte und seine Polemik gegen den unphilologischen und unjuristischen Luden (Lehrb. der Gesch. des Mittelalters, S. 6) beachtenswert. Auch war er den Konjekturen nicht abgeneigt; s. seine Jugenderinnerungen, S. 108 ff.

³⁾ Über den Zusammenhang von romantischer Anschauung und historischer Methode s. GW. I, S. 5.

⁴⁾ Zur Literatur über das folgende vgl. meine Anzeige von Breßlaus Gesch. der Mon. Germ. hist., Vjschr. f. Soz.- und WG. 17, S. 228 ff.

wiederum an¹⁾. Endlich hat man auch Dahlmann im Hinblick auf seine Kritik der Quellen für Altdänemark eine unabhängige Stellung neben Ranke zugesprochen, wiewohl dazu sogleich zu bemerken wäre, daß seine Neigungen und seine Talente nicht gerade der kritischen Editionsarbeit zugewiesen waren²⁾. So wenig aber die Selbständigkeit der genannten Forscher bestritten werden soll, so bleibt doch Rankes Schule der Ruhm der größten Ausbreitung und feinsten Durchbildung der Methode, und dies gilt auch für das Werk der Monumenta. Wohl hat Pertz die erste, aus Rankes Seminar kommende große Generation der Mitarbeiter — Waitz, Wattenbach, Jaffé — praktisch geschult. Allein diese, vor allem Waitz, sind sehr bald über ihn, dessen editorisch-kritische Begabung doch ihre Grenzen hatte, hinausgewachsen³⁾. Die methodischen Fortschritte, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts bei den Monumenta gemacht wurden, sind das Verdienst von Waitz. Die Reorganisation in den siebziger Jahren brachte dann in ihm den Mann an die Spitze, der allein die neuen Aufgaben ganz zu bewältigen wußte. Der glücklichste Ausgestalter der Methode in der jüngeren Zeit ist sein Schüler Holder-Egger. Das Verdienst dieser kritischen Leistungen, die, wie wir sahen, der Hauptsache nach doch eben auf Rankes Schule zurückgehen, haben wir um so höher anzuschlagen, als es sich um die schwierigsten überhaupt denkbaren Probleme handelt, wie sie in solcher Kompliziertheit der Lehrmeisterin der mittelalterlichen Geschichtsforschung, der klassischen Philologie, nicht entfernt entgegengetreten.

Die zweite Methode bezieht sich mehr auf die Deutung der Vorgänge und ihre Zusammenfassung zur Darstellung. Ranke schaute das Leben und Treiben der Staaten und Völker in ihrem universalen Zusammenhang an; es war ihm unmöglich, die Geschichte eines Staates für die Betrachtung zu isolieren. So wenig er irgendwie internationalen Idealen huldigte, so sehr er von der romantischen Liebe zum eigenen Vaterland erfüllt war, so war ihm doch stets die unendliche Mannigfaltigkeit der Dynamik des Völkerlebens gegenwärtig, und es erhob sich ihm überall die Frage nach der gegenseitigen Verflechtung der einzelnen historischen Fragen. Diese Methode der Betrachtung lieferte zugleich ein unvergleichliches Mittel für die Gewinnung eines objektiven geschichtlichen Urteils.

Eben diese methodische Stellung, die auf dem Sichversenken in die Vergangenheit beruht, zeigt uns Ranke als echten Romantiker. Man hat wieder und wieder versucht, ihn der romantischen Bewegung abzusprechen; und nicht nur solche tun es, die ihr nichts Gutes gönnen. Wie indessen Ranke durchaus romantisch gerichtet ist, so steht er insbesondere Savigny parallel. Wenn beide in der Terminologie etwas abweichen, so überwiegt doch das Gemeinsame. Das Grundmotiv beider ist die gemeinsame Front gegen den Rationalismus. Die Ansicht von der Verflechtung aller Kulturzweige miteinander, ein grundlegendes Motiv der romantischen Auffassung, dieser Universalismus, nach dem auch das Individuum aufs innigste dem Ganzen des

¹⁾ Über die allgemeinen Anschauungen, in denen Pertz lebte, s. meine angeführte Anzeige. Dasselbst habe ich den unglücklichen Versuch von W. Götz, Pertz zum Rationalisten zu stempeln, zurückgewiesen; vgl. auch Preuß. Jahrbücher 193, S. 283 ff., und Breßlau a. a. O. S. 92 und 193.

²⁾ Vgl. Breßlau a. a. O. S. 160.

³⁾ Dies und das folgende nach der durch Eigenes vermehrten Darstellung, die Fedor Schneider in Anknüpfung an Breßlaus Buch in der DLZ. 1923, S. 262 ff. gibt.

Volkes verknüpft ist, wird von Ranke mit den andern Romantikern geteilt. Was bei Savigny Volksgeist heißt, das begegnet bei Ranke etwa als das Leben, die Idee, der Geist, das Prinzip, der Staat als Individuum, das Vaterland in uns. Die Irrationalität hat bei Ranke die gleiche überragende Stellung wie bei Savigny. Der Individualitätsbegriff, der historische Lebensbegriff, der beiden eigen ist, stammen nicht aus der spekulativen Philosophie, sondern aus dem romantischen Boden. Wenn man gemeint hat, Ranke um seiner universalhistorischen Einstellung willen von der romantischen Schule wegzurücken, so verkennt man die auch bei dieser vorhandenen universalhistorischen Momente¹⁾.

Ranke gewann früh einen festen, dem Rationalismus abgewandten religiösen und einen konservativen politischen Standpunkt. Leo verdichtete erst später die religiösen und politischen Anregungen seiner burschenschaftlichen Zeit zu strengeren Formen. Als er seine Ranke-Kritik schrieb, war ihm Ranke noch zu kirchlich. Nachher ging er über Ranke hinaus, namentlich in den kirchlichen Fragen, weiter nach rechts, während dieser mit akademischer Ruhe den einmal eingenommenen Standpunkt dauernd festhielt.

Über seinen Gegensatz zur rationalistischen Geschichtsauffassung spricht sich Ranke wiederholt in seinen Werken mit Entschiedenheit aus. Schon der berühmte Satz in der Vorrede zu seinem ersten Werk, er wolle nur zeigen, wie es eigentlich gewesen, ist eine Absage an die rationalistischen Historiker, die vor allem ein Richteramt ausüben wollten. Mitten in der Darstellung nimmt er mehrfach Anlaß, an praktischem Beispiel den Irrweg der rationalistischen Erkenntnis aufzuzeigen: so in der englischen Geschichte in den Abschnitten über Cromwell, wo er sich dagegen verwahrt, nach der Weise der rationalistischen Pragmatiker bei Cromwell alles aus bewußter Absicht und vorbedachter List herzuleiten; ferner in seiner Untersuchung über den die Selbständigkeit aller religiösen Motive auslöschenden Davila, wo er sehr schön auseinandersetzt, daß es nicht die Aufgabe des Historikers sein könne, nach der Art der alten Theologen überall das Eingreifen Gottes in die Geschichte aufzuweisen, daß aber auch das Verfahren der rationalistischen Pragmatiker zu verwerfen sei, stets nur an menschliche List und an menschlichen Egoismus zu denken, daß wir vielmehr das Göttliche in der Geschichte wiederzufinden suchen wollten²⁾. Bei der Beschränkung der wissenschaftlichen Feststellung auf das Nachweisbare blieb Ranke Raum für die Bedürfnisse seiner religiösen Stimmung.

¹⁾ Endgültig dürften die Versuche, Ranke von der Romantik zu trennen, durch Rothacker, Savigny, Grimm, Ranke, ein Beitrag zur Frage nach dem Zusammenhang der historischen Schule (H. Z. 128, S. 415 ff., u. a. besonders S. 442, Anm. 1) erledigt sein. Über Ranke als Angehörigen der historischen Schule s. auch Hübner, Ztschr. f. Politik 1917, S. 327. Vgl. ferner F. Lenz, Staat und Marxismus II, S. 33 ff.: »Jetzt wird die Bresche geschlagen, welche erst den Zugang zu einer wahrhaft unbefangenen Darstellung der Weltgeschichte öffnet. Eben hier setzt die eigentlich deutsche historische Betrachtungsweise ein. Das Erlebnis des besonderen Staats und das nationale Schicksal treten nunmehr, von der Romantik und von Ranke aus, in das Volksbewußtsein ein. Der Kampf, den sie mit den demokratisierten Anschauungen des Naturrechts führen, erfüllt die deutsche Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts«.

²⁾ Vgl. auch Goldstein a. a. O., S. 24; Theodor Wiedemann, Deutsche Revue 18, 4, S. 259; Meinecke, H. Z. 111, S. 591. Über Rankes Gegensatz gegen den Rationalismus s. ferner Rothacker, H. Z. 128, S. 437 f.

Die hiermit berührten Tatsachen widerlegen bereits die neuerdings mit großem Apparat verteidigte Ansicht, Ranke gehöre mit seiner ganzen Art dem Gelehrtenkreis des 18. Jahrhunderts, der von kirchlichen und politischen Leidenschaften nicht bewegt war, an, sei dem politischen Wollen ent-rückt¹⁾. Man fragt ohne weiteres, bei welchem Historiker des Aufklärungs-zeitalters denn gemeinsame Züge mit Ranke zu entdecken sein sollten? Wie ihn sein allgemeiner Gegensatz gegen den Rationalismus charakterisiert, so auch seine Wertschätzung der politischen Verbände. Dem Versuch, ihm ein starkes politisches Interesse abzusprechen, vermögen wir bequem durch den Hinweis auf einen andern Vorwurf, den man Ranke und seinen Schülern gemacht hat, zu begegnen, daß sie nämlich eine einseitig politische Geschichtschreibung pflegen, und daß diese Beschränkung auf Kriegsgeschichte und Geschichte der diplomatischen Verhandlungen auf den politischen oder dynastischen Standpunkt Rankes — wir werden von den gegen ihn erhobenen politischen Anklagen noch zu reden haben — zurückgehe. Auf einem solchen Weg sei die alte Historie der Haupt- und Staatsaktionen erneuert worden. Man würde also Ranke diejenige Ge-schichtschreibung zumessen, gegen die das Aufklärungszeitalter angekämpft hatte.

Der politische Charakter der Geschichtschreibung Rankes kann nicht im mindesten bestritten werden. Wir ziehen auch gar nicht in Zweifel, daß er auf die Darstellung der politischen Dinge mit klarem Bewußtsein das Hauptgewicht legt. Wie wäre es sonst möglich, daß er, der so viel Sinn für allgemeine literarhistorische Probleme wie für kunstgeschichtliche Fragen besaß, doch diese in der Praxis seiner Arbeit bei weitem hinter jene zurück-stellt; eine Tatsache, die für sich schon ein vollwichtiges Argument gegen die Ansicht liefert, daß ihm das starke politische Interesse fehle.

So sehr wir aber den politischen Charakter der Rankeschen Geschicht-schreibung betonen müssen, so wenig sehen wir in ihm einen Anlaß zu einem Vorwurf. Die Beschränkung auf bestimmte Gebiete, wie wir sie bei der Rankeschen Schule wahrnehmen, liegt in der Natur der Sache. Eben weil man es jetzt außerordentlich ernst mit dem Quellenstudium nahm, weil man die Quellen aufs sorgfältigste zu edieren und zu interpretieren, die Darstellung ganz auf diffizilste Quellenstudien aufzubauen hatte, mußte man sich eine Beschränkung im Stoff auferlegen. Es kam hinzu, daß, im Zusammenhang mit diesen emsigen Quellenstudien, für die mittelalterliche und neuere Geschichte immer neues Quellenmaterial der Forschung er-schlossen wurde. Die Notwendigkeit der sorgfältigen Verarbeitung dieses massenhaften Quellenmaterials nötigte zu einer Arbeitsteilung. Legen wir aber die Haltlosigkeit der Angriffe, die man gegen Rankes Schule wegen ihrer wesentlichen Beschränkung auf die politische Geschichte gerichtet hat, etwas eingehender dar.

¹⁾ Diese Ansicht hat vor einigen Jahren ein jugendlicher Historiker von Be-gabung und Fleiß vorgetragen, hat für sie auch bei unkundigen Leuten Glauben gefunden. Er wäre indessen vor ihr bewahrt geblieben, wenn er klarere Vorstel-lungen über Aufklärungszeitalter und Romantik gewonnen hätte. Zur Wider-legung jener Ansicht siehe H. Z. 111, S. 145, und Meinecke, ebenda, S. 582 ff. Im Grunde ist sie schon durch die oben erwähnte (ältere) Abhandlung von H. v. Cäm-merer widerlegt, welcher das, was Ranke mit dem 18. Jahrhundert gemein hat, hervorhebt, aber auch für das, was beide trennt, offenen Blick bekundet.

Verweilen wir zunächst bei dem Meister der Schule, so ist es nicht richtig, daß Ranke nur die Haupt- und Staatsaktionen schildere. Seine Werke sind schon deshalb nicht mit den alten Schilderungen der Haupt- und Staatsaktionen auf eine Linie zu stellen, weil die Form seiner Darstellung ganz und gar nicht in einer äußerlichen Aufzählung von Daten, sondern in der Aufweisung leitender Ideen und der großen Zusammenhänge und in der Schilderung des Charakters und der Position der historischen Persönlichkeiten besteht. Aber auch rein stofflich geht Ranke über die Darstellung der Haupt- und Staatsaktionen weit hinaus. Zum mindesten muß man hinzunehmen, daß er das religiöse Leben mit lebhafter Sympathie und überaus feinem Verständnis behandelt. Von seiner großen Veranlagung für literar- und kunstgeschichtliche Probleme, denen er freilich, so tief er in sie eindringt, wenig Raum widmet, haben wir schon gesprochen. Sein Buch über Serbien zeigt ihn von bewundernswerter Vielseitigkeit. Über verfassungs- und wirtschaftsgeschichtliche Fragen hat er mancherlei Vortreffliches geschrieben. Daß er von der Wichtigkeit wirtschaftsgeschichtlicher Tatsachen überzeugt war, dafür liefert genügenden Beweis allein schon seine Abhandlung über den preußisch-deutschen Zollverein, dessen Bedeutung er sehr früh erkannt hat. Auch sein Buch über die Osmanen und die spanische Monarchie enthält sehr hübsche wirtschaftsgeschichtliche Partien. Immerhin finden Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte bei Ranke meistens keine eingehende Behandlung. Endlich berücksichtigt er die Massen und ihre Stimmung weniger. Wir räumen dies gern ein, wiewohl die Beobachtungen, die wir seit Rankes Tagen in der Historiographie und auch im politischen Leben zu machen gehabt haben, seine Schätzung der historischen Faktoren doch nicht so ganz unrichtig erscheinen lassen¹⁾. Wir sind nicht darüber hinausgekommen, daß die zentralen Träger der politischen Geschichte die Staatsindividualitäten sind²⁾.

Wenn man die Frage aufwirft, auf welche Gründe jene Beschränkung im Stoff zurückgeht, so stellt Ranke die Literatur- und Kunstgeschichte, der seine persönliche Neigung durchaus gehört, ohne Zweifel absichtlich verhältnismäßig zurück. Offenbar war er der Überzeugung, daß die Pflicht den Historiker in erster Linie zu den staatlichen Dingen ruft. Dagegen wird die geringe Berücksichtigung der andern Gebiete, die mit ihnen in unmittelbarem Zusammenhang stehen, weniger beabsichtigt sein. Es läßt sich deutlich wahrnehmen, daß die Begabung für verfassungs- und wirtschaftsgeschichtliche Fragen nicht Rankes Stärke war. Die persönliche Eigenart des Historikers wird stets die Auswahl des Stoffes bestimmen. Wir machen diese Beobachtung auch heute, wo man sich der Eröffnung aller Schleusen der historischen Forschung rühmt. Neben jenem in der Person liegenden Motiv kommt indessen gewiß noch in Betracht, daß Ranke, der sich chronologisch sehr große Themata stellte, bei gleichmäßiger Durcharbeitung des für die verschiedenen Gebiete vorliegenden Quellenstoffes sein Ziel nie auch nur annähernd erreicht hätte. Daß er aus dieser praktischen Erwägung heraus einige Probleme bevorzugt hat, dafür spricht u. a. der Umstand, daß seine

¹⁾ Vgl. Meinecke a. a. O., S. 595; Lenz, Kleine Schriften, S. 10. Schmeidler, Zur Entwicklung der Geschichtschreibung Rankes, Schmollers Jahrbuch 1903, S. 486.

²⁾ Meinecke a. a. O., S. 594.

älteren Arbeiten mehr, seine späteren weniger verfassungs- und wirtschaftsgeschichtliche Partien enthalten. Aber von einer grundsätzlichen Ablehnung solcher Materien darf man — wir wiederholen es — nicht reden. Nur dem Grundsatz folgte Ranke in der Auswahl des Stoffes, daß er die politischen Dinge in den Vordergrund stellte, womit jedoch eine Aufsuchung ihrer Beziehungen nach den mannigfachsten Richtungen hin vereinbar war, wie er sie denn auch in der Praxis seiner Geschichtschreibung in weitem Umfang aufgesucht hat.

Das gleiche Verhältnis lehrt uns ein Blick auf die Arbeiten der Schüler Rankes. Wilhelm Arnold, der der historischen Rechtsschule angehört, aber sich zugleich mit Stolz Schüler Rankes nennt (wie auch Roscher in Ranke einen seiner Lehrer verehrt)¹⁾, eröffnet in dem Kreis der Rechtshistoriker eine neue Epoche, insofern er zuerst das Verhältnis von Recht und Wirtschaft prinzipiellen Erörterungen unterwirft. Auch praktisch hat er die Wirtschaftsgeschichte nach den verschiedensten Richtungen hin durch die fruchtbarsten Ideen gefördert, und für andere historische Probleme zeigt er gleichfalls ein offenes Auge. Seine „Ansiedlungen und Wanderungen deutscher Stämme“ gaben im Zusammenhang mit verfassungs- und wirtschaftsgeschichtlichen Fragen die grundlegende Anregung für die neuere Ortsnamenforschung²⁾.

Merkwürdigerweise ist besonders heftig gegen Rankes Schüler Sybel der Vorwurf absichtlich einseitiger politischer Geschichtschreibung erhoben worden. Eine eingehendere Betrachtung seines Entwicklungsganges wird uns zeigen, wie es sich in Wahrheit mit diesem Vorwurf verhält; sie empfiehlt sich auch deshalb, weil es sich hierbei zum großen Teil um typische Vorgänge handelt³⁾.

Sybel hat als Student neben Ranke Savigny gehört. Über dessen Pandektenvorlesungen erzählt er: „Mit Überraschung wurde ich inne, welche Fülle ethischen und kulturgeschichtlichen Reichtums das wegen seiner Trockenheit verrufene Pandektenstudium birgt. . . . Hier ging mir die Wahrheit auf, daß ein volles Quantum juristischer Bildung die unerläßliche Bedingung für die Erkenntnis und Darstellung politischer Geschichte ist.“

Es ist hiernach nicht anzunehmen, daß Sybel mit einer Abneigung gegen kulturgeschichtliche Studien die Universität verließ, wie er denn weiterhin auch programmatisch die Ausdehnung der historischen Studien über die Haupt- und Staatsaktionen hinaus gefordert hat⁴⁾. Seine ersten Werke beschäftigen sich direkt mit kulturgeschichtlichen Problemen. Seine erste größere Veröffentlichung, eine Arbeit ganz aus Rankes Seminar, ist die Geschichte des ersten Kreuzzugs: keineswegs etwa bloß eine Erzählung der diplomatischen Verhandlungen und des Kreuzzugs nach Palästina, sondern

¹⁾ Vgl. GGA. 1907, S. 398, Anm. 1. Preuß. Jahrbücher 133, S. 383 ff.: Briefe Roschers an Ranke. GW. II, S. 195.

²⁾ In seiner Schrift über das Verhältnis des Reiches zur Stammesgeschichte und die Bedeutung der letzteren (1875) spricht Arnold über die Berechtigung des auf politischem Gebiet überwundenen Partikularismus in der Pflege der deutschen Territorialgeschichte.

³⁾ Vgl. hierzu Varrentrapp, Vorträge und Abhandlungen von H. v. Sybel, mit einer biographischen Einleitung (1897). Meinecke, H. Z. 80, S. 27^a.

⁴⁾ Vgl. H. v. Sybel, Kleine Schriften I, S. 348 f.; mein „Deutscher Staat des Mittelalters“ I, S. 370.

vor allem auch eine glänzende Schilderung der geistigen Atmosphäre, aus der die Kreuzzüge entsprangen. Sybel ließ dann sein Buch über die „Entstehung des deutschen Königtums“ folgen, eine verfassungs- und wirtschaftsgeschichtliche Arbeit, welche speziell die wirtschaftsgeschichtliche Literatur beeinflusst hat. Darauf faßte er den Plan zu einem höchst umfassenden kulturgeschichtlichen Werk. Er wollte die innere Auflösung des Römischen Kaiserreichs schildern und hatte sich, wie er erzählte, zu diesem Zweck bereits seit vier Jahren in die politischen, kirchlichen und ökonomischen Altertümer nach allen Richtungen hin vertieft. Da brach die Revolution von 1848 aus, und das Tagesinteresse führte ihn auf ein anderes Gebiet, zunächst übrigens wieder auf ein kulturgeschichtliches, sogar rein wirtschaftsgeschichtliches Thema. Er faßte die Absicht, eine kleine Broschüre über das Elend zu schreiben, in welches die große Französische Revolution von 1789 gerade die niederen Klassen durch ihre kommunistischen Tendenzen gestürzt hatte. Als echter deutscher Gelehrter aber erkannte er, daß die Frage nicht so leicht zu erledigen sei, und daß man erst die Quellen studieren müsse. So kam er zu seinem Lebenswerk, der Geschichte der Französischen Revolution. Die Quellen, die er zu bewältigen hatte, waren so umfangreich, daß er nie wieder zu seiner Geschichte des Römischen Kaiserreichs hat zurückkehren können. Und er überzeugte sich ferner, daß von den ökonomischen Katastrophen der großen Revolution ein deutliches Bild nicht zu gewinnen war, ohne eine Kenntnis auch der diplomatischen Verhandlungen und der Kriegspolitik. Auch auf diese erstreckte er darum seine Studien. Nun war aber hier überall ein so großes Aktenmaterial aufzuarbeiten, daß er, wenn er überhaupt sein Werk zum Abschluß bringen wollte, die ökonomischen Verhältnisse nicht in dem Umfang studieren konnte, wie er ursprünglich beabsichtigt hatte. Die Zeitströmung jener Jahre — wir kommen darauf ausführlich zurück — wirkte mit. Damals gruppierten sich die politischen Parteien in Deutschland wesentlich um Fragen der konstitutionellen Verfassung und des Verhältnisses der einzelnen deutschen Staaten zueinander und zum Ausland. In literarischen Fehden, die Sybel in jener Zeit ausfocht, mit Ficker und Hüffer, Fehden, die zugleich den ganzen Kreis der Gebildeten erregten, handelt es sich eben um Probleme der auswärtigen Politik. So hat er denn schließlich ein Werk über die Französische Revolution veröffentlicht, das in erster Linie die politische Geschichte im engeren Sinne berücksichtigt. Aber der Ausgangspunkt war für ihn die Kulturgeschichte, die ökonomische Geschichte gewesen. Von irgendwelcher Abneigung gegen kulturgeschichtliche Arbeit kann also bei ihm durchaus nicht die Rede sein.

Andere Schüler Rankes sind einseitiger als Sybel gewesen. Es läßt sich nicht leugnen, daß sie und vielleicht noch mehr Schüler von ihnen sich teilweise (nur um einen Teil handelt es sich) in der Sammlung und Sichtung des Quellenmaterials erschöpften, in ihren Darstellungen über eine ziemlich äußerliche Aufzählung der Tatsachen nicht hinausgehen, die verfassungs- und wirtschaftsgeschichtlichen Probleme vernachlässigen.

Für den letzteren Umstand wird man in gewissem Grade den Lehrer verantwortlich zu machen haben. Wenn in Rankes eigenen Werken sich immerhin noch treffliche verfassungs- und wirtschaftsgeschichtliche Partien finden, so hat es doch ungünstig auf seine Schüler gewirkt (man denke an Giesebrecht), daß er strengere Anforderungen in dieser Hinsicht nicht an sie stellte. Wie wenig aber von einer durchgehenden Abschließung gegen die

Forderung der Berücksichtigung des Zuständlichen die Rede sein kann¹⁾, lehrt wiederum die Erinnerung an Rankes größten Schüler, Waitz, der sich wahrhaft überragende Verdienste auf dem Gebiet der deutschen Verfassungsgeschichte erworben hat. Es ist auch, wie wir weiter geltend machen dürfen, ein mit der Bewältigung eines umfassenden Quellenstoffs gegebener unvermeidlicher Nachteil, daß eine Anzahl Forscher Kärnerdienste auf sich nehmen muß. Anderswo verhält es sich ebenso. Wie unter den Enkel-schülern Rankes manche nur Scriptores und Urkundenbücher edieren, so hat auch Mommsen, dem gewiß niemand das Verdienst allseitiger geistiger Durchdringung des Stoffes absprechen wird, Schüler, die nur Inschriften und wieder Inschriften herausgeben. Solche auf den ersten Blick unbegreiflichen Dinge sind, wie angedeutet, unvermeidliche Begleiterscheinungen einer Vertiefung der Forschung.

Wenn wir nun wahrnehmen, wie die Vertiefung des historischen Studiums, wie sie die romantische Liebe zur Vergangenheit mit sich führte, ohne eine Teilung der Arbeit nicht möglich war, so konnte ferner von kosmopolitischen, unpolitischen Tendenzen — wir kehren damit zum Ausgangspunkt unserer Betrachtung zurück — bei den Historikern dieser Richtung nicht die Rede sein. Wie sollte der Forscher, der in täglicher Beschäftigung mit den unmittelbaren Dokumenten über die Äußerungen des politischen Lebens stand, sich im Wolkenkuckucksheim des Kosmopolitismus bewegen! Es war ja freilich schon durch die ganze geistige Atmosphäre, in der der Meister lebte, ausgeschlossen, daß irgendein Schüler Rankes den Ideen eines unpolitischen Weltbürgertums huldigte. Aber bei dem Lehrer wie den Schülern tat auch die tägliche Arbeit ihre Wirkung: in der ernsten soliden Forschung sah man die Verhältnisse, wie sie überall in Wahrheit sind.

Die deutsche Geschichtschreibung hat allerdings weiterhin Fortschritte gemacht, die unter Festhaltung der einmal angenommenen grundsätzlichen Arbeitsteilung doch auch eine Erweiterung der Studien bedeuten. Was hier erreicht wurde, das ist nicht das Werk einer geradlinigen Entwicklung gewesen; man darf eher von einem Umweg sprechen, einem Umweg aber, der wiederum zu reichen Feldern führte.

IV. Die Stellung der Geschichtswissenschaft zu Hegel.

Der Auffassung von der Romantik als der Führerin der Geschichtswissenschaft hat man noch neuerdings die Meinung gegenübergestellt, daß im wesentlichen Hegel diese Bedeutung zukomme²⁾.

Diese Meinung findet zum Teil darin ihre Erklärung, daß die Romantik und Hegel in beträchtlicher Breite eine parallele Wirkung geübt haben. Indem wir aber diesen Gesichtspunkt geltend machen, sagen wir damit

¹⁾ Näheres über die wirtschaftsgeschichtlichen Studien dieser Zeit s. unten in der Beigabe.

²⁾ So Tröltzsch. S. darüber meine Kritik in GW. I, S. 7 ff. Freilich hatte Tröltzsch bei anderer Gelegenheit auch von der großen Stellung der Romantik in der Geschichte der Geschichtswissenschaft gesprochen. Neuerdings hat er in seinem „Historismus“, meiner Kritik nachgebend (vgl. dazu Jahrb. f. Nat.ök. 121, S. 485 ff.), die Anerkennung der Romantik vervollständigt. Über die Überschätzung der Verdienste Hegels um die Begründung der nationalen Machtstaatsidee durch Heller s. GW. I, S. 13 ff. und Meinecke, N. St. u. W. E., 6. Aufl., S. 280.

schon, daß es unmöglich ist, Hegel an die Stelle der Romantik zu setzen.

Die Parallelen zwischen beiden sind sehr wichtig. Von beiden wird eine idealistische Entwicklungstheorie vertreten, die Richtung des Werdens auf einen geistigen Sinn hin behauptet¹⁾. Der Kraft des dialektischen Prozesses auf der Seite Hegels geht auf der romantischen als gewaltige Theorie historischer Dynamik die Lehre vom Volksgeist als dem Urgrund der schöpferischen Tätigkeit des Volkes parallel; dazu treten hier als Elemente historischer Dynamik die gesamten Werthaltungen, die in den Anschauungen der historischen Schule ausgesprochen sind. Die organische Auffassung wird hier wie dort vertreten. Staat und Nation erhalten, was zum Teil hiermit zusammenhängt, gegenüber der Aufklärung, eine neue Deutung, eine weit höhere Schätzung. Der Staat wird als individuelle Totalität gefaßt. Schon in diesen Dingen zeigt sich, daß die Romantik in der Förderung historischer Auffassung Hegel nicht nachsteht. Im einzelnen treten wohl innerhalb dieser Gemeinsamkeiten Verschiedenheiten hervor. So vernachlässigt Hegel merklich den nationalen Gedanken, während bei den Romantikern Nation wie Staat zu ihrem Recht kommen. Damit ergibt sich eine abweichende Auffassung des Volksgeistes. Während er für die Romantik die Urkraft ist, welche den Staat wie das gesamte Recht, Sprache, Kunst hervorbringt, hat der Volksgeist bei Hegel eine weit weniger selbständige Stellung, so daß man sogar (übertreibend) gemeint hat, der Hegelsche Volksgeist sei schlechthin nur der Staat. Er ist etwa der Geist des sich betätigenden Staates. Der Machtstaatsgedanke ferner wird von Hegel umfassend und energisch geltend gemacht, während er nicht von allen einzelnen Romantikern mit gleicher Kraft vertreten, im ganzen von der Romantik (Ranke) freilich auch nachdrücklich anerkannt wird. Die Abweichungen zwischen Hegel und der Romantik wurden aber gegenüber den Gemeinsamkeiten weniger empfunden, weil beide in dem gemeinsamen Gegensatz gegen die Aufklärung standen.

Wir gehen hier nicht auf die Frage ein, was etwa die Romantik in ihren Anfängen von Hegel und anderen spekulativen Philosophen oder diese von jener entnommen haben. Es bedarf ja keiner näheren Darlegung über die Bedeutung, die insbesondere Fichte und Schelling, von denen zum mindesten der letztere als spezifisch romantischer Philosoph anzusehen ist, für die Grundlegung der romantischen Anschauungen zukommt²⁾. Aber unsere Aufgabe ist nicht, die Geschichte der Romantik zu schreiben, sondern die der Geschichtswissenschaft; wir setzen darum die romantischen Anschauungen als etwas Gegebenes voraus und fragen nur nach ihrer Einwirkung auf die Geschichtschreibung, nicht nach ihrer Entstehung. Und eben von dieser Fragestellung aus haben wir von Fichte und Schelling, die so viel für die romantische Grundlegung bedeuten, in unserer Geschichtsdarstellung wenig

¹⁾ Erinnert sei hierbei daran, daß der Entwicklungsgedanke uns nicht erst durch die Naturwissenschaft vermittelt worden ist, daß ihn vielmehr schon Hegel und die romantische Geschichtsauffassung besaßen, und zwar nicht bloß mit zeitlichem, sondern wohl auch mit sachlichem Vorzug. Vgl. B. Bauch, Panther, April 1917, S. 498 und 516. DLZ. 1901, Sp. 2150—59: Darwin in der Selektionslehre von Malthus abhängig.

²⁾ Vgl. hierzu neuerdings Mehlis a. a. O.; Baxa, Einführung in die romantische Staatswissenschaft, S. 8 ff.

zu sprechen. Es mag jedoch gestattet sein, hier noch ein paar allgemeine Bemerkungen zu dem vorliegenden Thema anzuknüpfen.

Die Ideengeschichte darf nicht einseitig von Herkunftsfragen beherrscht werden. Es genügt hervorzuheben, daß die Romantik ihre Anschauungen so mannigfaltig umfassend und erfolgreich ausgebaut hat, wie es in höherem Grad anderswo nicht der Fall ist. Und noch etwas anderes bestimmt das Urteil über das Verhältnis von Romantik und Hegel. Mag die Romantik anfangs schon einzelne Anregungen von Hegel erfahren haben, jeder beträchtliche, von ihm ausgehende Einfluß auf die Geschichtswissenschaft ist jünger als der Einfluß der Romantik. Oder, wie wir noch zweckmäßiger sagen werden: unter dem Einfluß der romantischen Bewegung und in ihr entwickelte sich eine bedeutende Geschichtswissenschaft, die erst hinterher einige Einwirkungen der Hegelschen Philosophie erfuhr.

Den gar zu eifrigen Versuchen, literarische Abhängigkeiten zwischen Hegel und der Romantik und weiteren Kreisen festzustellen, ist ferner die Tatsache entgegenzuhalten, daß für die Ausbildung der staatlichen und nationalen Anschauungen die realen Zeiterlebnisse eine maßgebende Wirkung ausgeübt haben¹⁾. Hegels Staatsphilosophie hat ebenso aus den realen Erlebnissen der Zeit einen Anstoß erhalten, wie A. W. Schlegel seine Anschauungen wesentlich im Kampf mit den Mächten seiner Zeit ausbildet, und solche Wirkungen setzen sich natürlich immer weiter fort. Das Gemeinsame geht oft nicht auf literarische Entlehnung, sondern auf verwandte Reaktionen, auf Zeiterlebnisse zurück. Um Parallelismus handelt es sich also hier wiederum, nicht um Abhängigkeit.

So sehr wir indessen die wirkungsreiche Parallele der Romantik und Hegels zu betonen haben, so bestand doch zwischen beiden ein allgemeiner Gegensatz, der es dann eben mit sich bringt, daß nur einige Einwirkungen Hegels auf die Geschichtswissenschaft und nur auf einige ihrer Vertreter sich nachweisen lassen. Dieser Gegensatz liegt in den Formeln und Konstruktionen der spekulativen Philosophie, die jeder Historiker als Zwang, als „die Knechtung der Wirklichkeit durch die Abstraktion und des kraftvollen Lebens durch das System“²⁾ empfindet.

Der Hegelianer Zeller hat über F. C. Baur's Kirchengeschichtsschreibung geurteilt³⁾: „Die philosophische Betrachtung der Geschichte ist hier mit dem geschichtlichen Empirismus am vollständigsten verschmolzen; sie tritt der Geschichtserzählung nicht äußerlich gegenüber, sondern durchdringt sie von innen als der das Ganze erfüllende Geist; der organische Zusammenhang der Tatsachen tritt ungesucht an ihnen selbst hervor, und der Leser hat nie zu befürchten, daß das geschichtliche Verfahren deshalb weniger streng sein möchte, weil die Philosophie dem Geschichtsschreiber für den inneren Zusammenhang der Erscheinungen das Auge geöffnet hat.“

Mit diesen Sätzen formuliert Zeller das, was als Ideal der Vereinigung von geschichtlicher Darstellung und philosophischer Deutung gelten kann,

¹⁾ Vgl. GW. I, S. 16. — Über H. Ludens Anteil an der Erkenntnis der Bedeutung der Macht und der Machtkämpfe für das Staatsleben vgl. Meinecke, H. Z. 126, S. 539; N. St. u. WB., 6. Aufl., S. 213. Wenn Luden unter Hegels Einfluß steht, so werden doch jedenfalls auch die Zeitverhältnisse auf ihn gewirkt haben.

²⁾ Heinrici, Twesten, S. 428.

³⁾ O. Westphal, Welt- und Staatsauffassung des deutschen Liberalismus, S. 235.

in vorbildlicher Weise. Wir erkennen gern an, daß Baur Ehrlichkeit und Begabung für die vereinigte Erfüllung der beiderseitigen Aufgaben in denkbar höchstem Maß besaß; nicht weniger, daß er durch das, was er mit Hegel gemeinsam hat, die Aufdeckung des inneren Lebensprozesses, die Erkenntnis des das Ganze erfüllenden Geistes kräftig gefördert und eben dadurch auch an der Überwindung der rationalistischen Geschichtsdeutung erfolgreich mitgearbeitet hat. Dennoch schränkt sogar ein Systematiker, der Theologe Biedermann, die Anerkennung Baur's als Historiker ein¹⁾: „Direkt, stramm geht Baur auf den Gedanken, die allgemeine Idee, ein und verfolgt diese scharf durch alle Gänge ihres notwendigen Prozesses hindurch; aber er bringt dabei den Spielraum freierer, zufälligerer Bewegung, den das individuelle Leben überall geltend macht, zu wenig in Rechnung. . . . Baur wird in allen seinen Darstellungen etwas vermissen lassen, die . . . sinnlich unmittelbare Lebensbewegung.“ Es bleibt dabei, daß der von der Formel der spekulativen Philosophie beherrschte Darsteller dem Reichtum des individuellen Lebens nicht Rechnung zu tragen vermag, während der Historiker, während Ranke die Aufzeigung des inneren Lebensprozesses mit der Würdigung des bunten Treibens der Individualitäten zu vereinigen weiß. Der Historiker Löbell erklärt sich gegen „die falsch philosophische Art, die Geschichte zu betrachten, da sie zu willkürlich und zu stofflos ist, um überhaupt als Geschichte gelten zu können²⁾.“

Ein anderes Mal spricht Zeller³⁾ von dem Gegensatz des äußerlichen oder psychologischen Pragmatismus zur Hegelschen Entwicklungstheorie. Soweit ein solcher Pragmatismus der des rationalistischen 18. Jahrhunderts ist, hat die Romantik ihn aufs entschiedenste abgelehnt. Aber dem spekulativen Philosophen gilt leicht als äußerlicher Pragmatismus, was wir als das Individuell-Konkrete würdigen. Die Formeln Hegels, die zweifellos einen nicht verächtlichen Inhalt haben, erschöpfen doch das historische Leben ganz und gar nicht. Es bleibt die Spannung zwischen dem Konkret-Historischen und dem Rational-Begrifflichen, zwischen der individuell-konkreten Geschichte und der rationalen Idee⁴⁾. Auf der einen Seite stehen die logische Konstruktion, die innere Folgerichtigkeit des alles umfassenden Werdens einer geistigen Kraft, die Aufweisung der Einheit des Verlaufs in einer begrifflichen Notwendigkeit der Entwicklung, die Formel der These, Antithese, Synthese. Auf der anderen Seite werden die lebendige und individualisierende Anschauung, das grenzenlos bewegte Spiel historischer Kräfte und überraionaler Individualitäten, die Persönlichkeiten und sachlichen Individualitäten, das reiche, sich immer wandelnde, komplizierte und täglich komplizierter werdende Leben in den Vordergrund gestellt.

Auch insbesondere die dialektische Methode Hegels erfaßt nicht das ganze Leben. „Die schöpferische Methode geht nicht notwendig von jedem Bild zum Gegenbild, nicht notwendig von jedem Satz zum Gegensatz; sie kann und muß sich auch dem Verwandten zuwenden⁵⁾.“

¹⁾ Falkenheim, Kuno Fischer und die literarhistorische Methode, S. 101. Schärfer noch betont den Gegensatz der historischen Auffassung gegen Hegel-Baur Trölsch, A. v. Harnack und F. C. v. Baur, Festgabe für A. v. Harnack, S. 282 ff. Von diesem Aufsatz mache ich im Text mehrfach Gebrauch.

²⁾ Preußische Jahrbücher Bd. 1, S. 150.

³⁾ Zeller, Vorträge 1, S. 146.

⁴⁾ Trölsch, Hist. I, S. 130 ff. ⁵⁾ H. Pichler, Weisheit und Tat (1923), S. 35.

Was wir hier von dem Gegensatz der spezifisch historischen Auffassung gegen Hegel sagen, gilt gegenüber allen spekulativen Philosophen und überhaupt gegenüber den Konstruktionen gesetzmäßiger Entwicklungen. Hegel hat ja übrigens in seinen Vorlesungen über Philosophie der Geschichte selbst in wohlthuendem Gegensatz zu seinen sonstigen Äußerungen von seinem dialektischen Schema verhältnismäßig geringen Gebrauch gemacht¹⁾.

Seine Nachfolger und andere Verteidiger einer gesetzmäßigen historischen Entwicklung haben ihr System einseitiger, schroffer zum Ausdruck gebracht. Immer ist es die unerlaubt vereinfachende Begrifflichkeit, wogegen wir uns wenden²⁾. „Das Wesen des Historischen widerstrebt der Konstruktion“, im Sinn „der Neigung zwischen Ursache und Wirkung überall ein adäquates Verhältnis vorauszusetzen, von der Wirkung also auf eine ihrem Wesen entsprechende Ursache zu schließen³⁾.“

Gegenüber der Notwendigkeit weisen wir auf die Unberechenbarkeit und Zufälligkeit der Entwicklung hin. Im Historiker steckt ein Stück Skeptiker. Wenn es der Zweck der Wissenschaften ist, eine Gesamterkenntnis hervorzubringen, so fällt der Historie dabei zunächst die Rolle zu, auf die Relativität aller der Behauptungen aufmerksam zu machen, die die systematischen Wissenschaften aufstellen⁴⁾. Freilich bedeutet der Skeptizismus des Historikers nicht sein Glaubensbekenntnis; er ist nur heuristischer Art. Wir landen nicht bei Skeptizismus und Relativismus. Die Berücksichtigung des Einzelnen und die Skepsis gegenüber den Formeln der Absolutisten führen uns vor die Rätsel des Lebens. Je mehr einzelne Beobachtungen unser Urteil verwertet, desto vorsichtiger und zurückhaltender wird es lauten; aber es wird auch um so begründeter sein⁵⁾. Die Erfahrung lehrt, daß der normale Historiker regelmäßig gläubig und tatkräftig ist, nicht Relativist und Skeptiker des Lebens. Sein Widerspruch gegen die Behauptung von der Notwendigkeit der Entwicklung (mag sie sich mehr in die Form eines dumpfen Fatalismus kleiden oder die Einheit des geschichtlichen Verlaufs von einer begrifflichen Voraussetzung aus fordern) entspringt ebenso aus tatkräftigem Gefühl, wie er Tatkraft verleiht, und gerade seine Vertiefung in den Reichtum der geschichtlichen Bewegung entfernt ihn vom bekenntnismäßigen Skeptizismus. Wenn die Geschichte Tat, Werk des Willens ist, des triebhaften wie des zweckbewußten, so würde das Bekenntnis des Historikers zum Skeptizismus die Verleugnung aller seiner Beobachtungen bedeuten. Ein Autor hat den unglücklichen Ausgang, den die deutsche Politik unter Bethmanns Leitung genommen hat, darauf zurückgeführt, daß die Deutschen zu historisch gerichtet und daher Skeptiker, Relativisten seien⁶⁾. In Wahr-

¹⁾ Über die Frage, inwieweit dies mit dem didaktischen Zweck der Vorlesungen, also mit einer Popularisierungstendenz, zusammenhängt, vgl. Wendorf, *Histor. Vierteljahrschrift*, 21. Jahrg., S. 147 ff.

²⁾ Auf die Stellung der Geschichtswissenschaft zu den jüngeren Vertretern von Theorien gesetzmäßiger historischer Entwicklung kommen wir noch ausführlicher zurück.

³⁾ Vierkandt, *Die Stetigkeit im Kulturwandel*, S. 189.

⁴⁾ Näheres hierzu s. H. Z. 81, S. 241 ff. Vierkandt a. a. O., S. 192 ff. führt Stellen aus meinen Schriften an, welche praktische Beispiele für die obigen Sätze bieten.

⁵⁾ Vgl. mein *Territorium und Stadt* (1. Aufl.), S. 94.

⁶⁾ Vgl. darüber meinen Aufsatz „Zur Verteidigung der geschichtlichen Betrachtung“, *„Grenzboten“* vom 6. Febr. 1921, S. 110 ff.

heit war Bethmann durchaus unhistorisch, wie denn in seinen Reden kaum je eine historische Anspielung vorkommt, während bei Bismarck die historische Erinnerung ein Stück von ihm darstellt. Und wo entdecken wir ferner unter den Historikern die Relativisten und Skeptiker? Vergegenwärtigen wir uns die Persönlichkeiten von Leo, Ranke, des großen Kreises der politischen Historiker, die uns eben mit ihren ausgeprägten Willenszielen noch beschäftigen werden, alle sind von festem Glauben, klaren Idealen erfüllt. Eine andere Art begegnet uns nur bei Historikern, die ihre Befriedigung mehr in der Zergliederung des Denkens und Fühlens der Menschen der Vergangenheit als in dem Anschauen und der Darstellung der Tat finden. Ist das aber nicht mehr die Art des Philosophen als die des echten Historikers?

Wir wollen uns freilich nicht jede Ablehnung der philosophischen Durchdringung des historischen Stoffes zu eigen machen. Giesebrecht äußert sich einmal über dies Verhältnis¹⁾: „In dem Besonderen erscheint uns das Allgemeine, welches die Kraft jeder Besonderheit und jedes Einzelnen treibt oder hemmt. Aber gerade in dem Besonderen erscheint uns erst dies Allgemeine; erst aus dem Kampf und im Ringen dieser beiden Gegensätze entwickelt sich das Leben und die Bedeutung der Geschichte. Wer uns diesen steten Kampf der einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten wie ganzer Menschenmassen mit dem Walten dessen, was sich in dem Leben der Menschheit als Notwendigkeit vollzieht, nicht nachweist, der stellt uns die Geschichte selbst nicht mehr dar; denn er beraubt sie ihres eigensten Wesens; er tötet gleichsam ihr Leben.“ Grundsätzlich können wir uns mit dieser seiner Formulierung wohl einverstanden erklären. Wenn wir jedoch den Blick auf seine eigene Praxis der Geschichtschreibung, auf seine „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“ lenken, so nehmen wir wahr, wie er überwiegend in der Schilderung des Besonderen aufgeht und zur Aufzeigung des inneren Lebensprozesses kaum gelangt. Gewiß sind ihm die Einzelheiten nicht nur Einzelheiten gewesen. Es fehlt bei ihm nicht die Auffassung der Entwicklung unter einem bestimmten Gesichtspunkt: er will seinen Lesern vor allem die große deutsche Vergangenheit zur Stärkung des gegenwärtigen politischen Bewußtseins vorführen. Es macht sich bei ihm die Freude an den Kämpfen der Vergangenheit, an denen die Deutschen einen so unvergleichlichen Anteil gehabt haben, geltend. Aber wir vermissen doch in seiner Schilderung die energische Frage nach den hinter den wertvollen Einzelheiten stehenden Ideen. Und solcher Art ist nicht bloß seine historische Darstellung. Es gibt Historiker, die dazu neigen, mit gar zu großer Ängstlichkeit sich gegen jedes konstruktive Element außer dem einfach chronologischen zu verschließen. Dennoch halten wir daran fest, daß ein berechtigter Gegensatz der historischen Darstellung, und zwar der echtsten, gegen die Geschichtsdeutung der spekulativen Philosophie besteht, daß der Widerspruch der Historiker gegen die philosophischen Konstruktionen allgemeiner Natur ist und auch von denen erhoben wird, denen es nicht an philosophischen Fähigkeiten fehlt. Wir erinnern hierbei wiederum daran, daß auch von den Gegnern jener Philosophie, den Historikern, die Aufdeckung des inneren Lebensprozesses geboten worden ist. Wenn Giesebrecht und andere sie nicht boten, so blieben sie hinter ihren Meistern der Geschichtswissenschaft nur zurück.

¹⁾ Allg. Preuß. (Staats-) Zeitung vom 9. Nov. 1846.

Der Historiker empfindet die Formeln und Konstruktionen der spekulativen Philosophie um so mehr als Zwang, je mehr er in der historischen Forschung selbst steht, während derjenige sich ihnen leichter ergibt, dem die entsprechenden historischen Studien fernliegen. Lehrreich ist hierfür die amüsante Erzählung R. Hayms, wie er in die Notlage kommt, über das Mittelalter zu lesen, wie er sich zu diesem Zweck das Kollegheft seines Freundes M. Duncker, dem das Mittelalter fast ebenso wie ihm fremd war, leiht und wie er hier die mittelalterliche Geschichte nach der Hegelschen Formel konstruiert findet¹⁾. Wo es sich nicht um das Mittelalter handelt, zeigt sich Duncker nicht von der Formel Hegels beherrscht. Hayms Erzählung ist ebenso lehrreich wie amüsant: Duncker hatte mit der Hegelschen Logik „die Tatsachen bald zu vergewaltigen, bald zu überreden versucht“. „Erst mit dem Eintritt in die neue Zeit, wo ich namentlich an Ranke einen Führer fand, konnte ich die Darstellung wieder selbständiger gestalten.“

Man tut der Philosophie Hegels nicht unrecht, wenn man hervorhebt, daß ihre Formeln manchen von ihren Anhängern ein bequemes Ruhekitzel waren, sie nicht zur Arbeit hinlenkten, sondern von ihr, als einer überflüssigen Tätigkeit, ablenkten²⁾, freilich von der philosophischen ebenso wie von der historischen. Zwar begegnet ein solcher Mißbrauch mehr oder weniger bei allen Systemen und Anschauungskomplexen, wie wir denn auch bereits die banale Gleichgültigkeit auf historischer Seite gegenüber der Philosophie gerügt haben. Allein das von uns zu zeichnende Bild bedarf der Vervollständigung doch noch durch den Hinweis darauf, daß der Gegensatz der Philosophie Hegels gegen die Geschichtswissenschaft zum Teil doch auch auf der Verschmähung von deren ernster Arbeit beruhte.

Natürlich haben unter dem Einfluß, den die formale Schulung der Philosophie Hegels gewähren konnte, und unter dem einiger von ihr ausgehender allgemeiner Anregungen viele, zu der Zeit, als ihre Verbreitung ihren Höhenpunkt erreichte, vielleicht die meisten Historiker gestanden. Materielle Übernahme Hegelscher Gedanken nehmen wir nur bei wenigen und bei diesen wenigen auch nur vorübergehend wahr, so bei H. Leo und J. G. Droysen. Dies gilt wenigstens für Historiker allgemeiner Art. Bei Vertretern von Sonderfächern finden wir wohl stärkeren Hegelschen Einschlag, in der Regel aber verbunden mit mehr oder weniger Anschluß an die historische Schule, so bei dem Staatsrechtler und Strafrechtler Hälschner, der jedoch mehr Systematiker als Historiker war. Ähnlich dauernd der Romantik und Hegel treu hat sich der Kunsthistoriker Schnaase gehalten, mit stärkerem Anschluß jedoch an die Romantik. Von Haus aus Jurist verdankt er seine Einführung in die Wissenschaft Savigny, dessen von philosophischer Wissenschaftlichkeit durchgebildeten Vortrag er rühmt. Es kam ihm eben bei Savigny jene Tatsache zum Bewußtsein, daß dessen allgemeine Anschauungen gleichwertig der spekulativen Philosophie waren — so wenig Hegel Savigny „philosophische Wissenschaftlichkeit“ zuerkennen wollte. Zu Hegel scheint ihn, wenigstens zunächst, ein religiöses Bedürfnis, das Unbefriedigtsein vom Rationalismus, gezogen zu haben. Weiterhin treibt er

¹⁾ Haym, Lebenserinnerungen, S. 220.

²⁾ Vgl. Harleß, Bruchstücke aus dem Leben eines süddeutschen Theologen I, S. 142 ff. (S. 127). Ähnlich abfällig urteilt R. v. Delbrück a. a. O., S. 69 (über die oberflächlich angewandten Kategorien Dogmatismus, Rationalismus, philosophische Erkenntnis).

eifrig Hegelsche Philosophie, verwertet indessen in seiner Darstellung regelmäßig romantische Kategorien. So, wenn er die Kunst einer jeden Zeit als Ausdruck der physischen und geistigen, sittlichen und intellektuellen Eigentümlichkeiten des Volkes auffaßt, dem Wissen und Können des Einzelnen eine geistige Erbschaft, eine Überlieferung, die Gemeingut der Nation ist, zum Grunde liegen läßt und von diesem Standpunkt aus die Ansicht, der Einzelne stehe in der Geschichte isoliert, bekämpft, wenn er ferner die Frage der Parallelität der verschiedenen Seiten der Kultur behandelt, indem er das Thema erörtert, ob die geistige Eigentümlichkeit der Völker sich in der Kunst notwendig ausspreche¹⁾. Wie bei Schnaase, so zeigt sich noch mehr bei K. F. v. Rumohr, der ganz Romantiker ist²⁾, der wesentliche Ausgang der Kunstgeschichte von der Romantik (der Hegelianer Vischer ist Ästhetiker, nicht Historiker³⁾).

Ganz Hegelianer dürfte in seiner historischen Auffassung lediglich der Theolog und Kirchenhistoriker F. K. Baur sein. Wir wollen aber nicht unterlassen hervorzuheben, daß auch bei ihm, wiewohl man ihn nicht irgendwie Romantiker nennen wird, der gemeinsame Gegensatz der Hegelschen Philosophie und der Romantik gegen Aufklärung und Rationalismus zutage tritt.

Der Widerspruch gegen Hegel begegnet uns schon bei den Historikern, die seine Zeitgenossen sind; er taucht nicht etwa erst in dem späteren, dem unphilosophischen Zeitalter auf. Er war ja eben in der Natur der Dinge begründet. Und er wird — um es nochmals zu betonen — auch von solchen Historikern erhoben, denen es an philosophischem Verständnis wahrlich nicht mangelt. Klassischer Zeuge dafür ist J. G. Droysen, der selbst bei Hegel in die Schule gegangen ist und in seiner „Historik“ das Wesen der Geschichte in einer von keinem Philosophen übertroffenen Art dargestellt hat. Er hat die Unvereinbarkeit echter Geschichtswissenschaft und Hegelscher Konstruktion ebenso schön wie treffend dargelegt⁴⁾. Ihm erhoben sich gegen die Theorie von der alles beherrschenden Idee die dem Historiker eigene Anschauung von der schöpferischen Persönlichkeit und die sich ihm in seiner täglichen Arbeit aufdrängende Beobachtung von der Gebundenheit des einzelnen und seiner Gemeinschaft an die bunte Mannigfaltigkeit historischer Widerstände. Historische Quellenforschung und Hegelsche Kon-

¹⁾ Vgl. Schnaase, *Gesch. der bildenden Künste*, Bd. 1 (1843), S. IX, XI, 79, 80; Bd. 3, S. 424. Über S.s Entwicklungsgang s. die kurze Biographie von Lübke in Bd. 8. S. XXIX: S. hört bei Wilken (Romantiker) Geschichte des Mittelalters. S. XXXIII: die Beschäftigung mit Hegel und Savigny hat zum Zweck die Ergründung des Volksgeistes. S. XXXVIII: in Königsberg mit Eichendorf und Hagen (Verfasser der „Norica“). Rothacker, S. 33; *Repertor. f. Kunstwiss.* 41, S. 173. E. Heidrich, zur *Gesch. und Methode der Kunstgesch.* S. 66: bei Schnaase der „Gegensatz gegen den dürftigen mattherzigen Rationalismus, den er, der Romantiker und Schüler Hegels, auch in Dingen der Kunsterklärung als den schlimmsten Gegner betrachten mußte.“

²⁾ A. Tarrach, *Die Bedeutung K. F. v. Rumohrs für Geschichte und Methode der Kunstwissenschaft*, Monatshefte für Kunstwissenschaft I (1921), S. 111 ff. H. Finke, *Der Briefwechsel Friedrich und Dorothea Schlegels 1818—20* (1923), S. XXIV. H. Z. 98, S. 34. Vgl. unten die Beigabe. Über die kunstgeschichtliche Erschließung Südtaliens durch die Romantik s. H. Z. 126, S. 475.

³⁾ Zu Vischers Verhältnis zu Hegel s. H. Z. 125, S. 254.

⁴⁾ G. Droysen, *J. G. Droysen I*, S. 164 ff. H. Z. 128, S. 432.

struktion ließen sich nun einmal nicht vereinigen. Wenn Hegel im Gegensatz zu den rationalistischen Historikern des Aufklärungszeitalters mit ihrem chaotischen Aufsuchen von Kausalitäten den Gedanken einer rationalen Geschichtsbetrachtung in höherem Stil durchführte, so war er doch auch noch Vertreter eines gewissen Rationalismus.

Auf der anderen Seite hat auch Hegel seinem Gegensatz gegen die Historiker (wie Savigny und Ranke) bewußten Ausdruck gegeben¹⁾.

Unsere Aufgabe kann natürlich nur die Feststellung des Verhältnisses der Geschichtswissenschaft zur Philosophie Hegels sein, nicht irgendwie auf deren allgemeine Würdigung ausgehen. Von einer Geringschätzung Hegels werden wir schon deshalb freigesprochen werden, weil wir die Parallele zwischen ihm und der Romantik stark betont haben. Auch die Hervorhebung des Gegensatzes, in den die Geschichtswissenschaft zu ihm treten mußte, ist noch keine Herabsetzung, da ja alles Leben Kampf ist und zumal dieser Kampf förderlicher Natur war. Hinzuzufügen bliebe etwa nur ein Hinweis auf den Einfluß, den Hegel, abgesehen von der besonderen Fassung seiner Philosophie, als Gesinnungsphilosoph wie auf andere Kreise²⁾ so auch auf die Geschichtschreibung übt, wie ihn auch Fichte geübt hat.

Wir bekennen schließlich, daß die Historiker den Grundsatz Hegels von der immanenten Negativität der Dinge stets anerkannt haben und anerkennen werden. Als den alten Matteo de Visconti seine Feinde, die de la Torre, höhnend fragten, wann er seinen Einzug wieder in Mailand zu halten gedenke, antwortete er: „sobald euere Sünden größer sind als meine“. Im Sinn dieses Wortes des Staatsmannes haben die Historiker oft geschildert, wie aus der Übertreibung eines Grundsatzes, einer Kraft, einer Stellung, einer Herrschaft sich das Gegenteil entwickelt und zum Sieg gelangt. Allein so oft sie Anlaß haben, Beobachtungen solcher Art zu machen — sie als höchste historische Erkenntnis anzusehen, das würde eine derartige Verarmung unserer geschichtlichen Anschauungen bedeuten, daß wir an Selbstmord denken könnten³⁾.

¹⁾ Vgl. Rothacker, S. 62. Über den Widerspruch gegen Hegel vgl. noch Nitzsch, Gracchen S. 9. Landsberg, Rechtsw. III, 2, Text S. 551. Über Rankes Verhältnis zu Hegel: Wiedemann, Deutsche Revue 18, 4, S. 257 f. (einig sind beide in der Hochschätzung des Staates, des vornehmsten geschichtlichen Produktes). Über den aus dem Stahlschen Kreis gegen Hegel erhobenen Widerspruch: A. E. Luthardt, Mein Werden und Wirken im öffentlichen Leben, S. 17 f.

²⁾ Bemerkenswertes bei R. v. Delbrück a. a. O., S. 68: „Die größten Wirkungen gingen von denjenigen Schülern Hegels aus, welche, wie z. B. Rosenkranz, gar nicht als solche auftraten, sondern, ohne die Schule zu nennen, mit Geist und Sachkenntnis die einzelnen Materien im Sinn der Schule aus sich selbst entwickelten.“ Delbrück hebt übrigens jenen Parallelismus hervor (eine „vielfach verwandte, vielfach entgegengesetzte Bewegung“) und würdigt die historische Schule gut.

³⁾ Noch in der Zeit, als man den scharfen Kampf gegen die „Romantik“ führte (s. darüber unten), lehnte man in den Kreisen der „politischen Historiker“ mehr noch als diese die Beeinflussung der Geschichte durch die Philosophie ab: „eine gewisse Mißachtung der großen treibenden, realen Kräfte ist nur zu leicht die Folge eines Verfahrens, das mit Stolz objektiv zu sein behauptet und, ehe es sich's versteht, in das Gegenteil umschlägt“. Preuß. Jahrbücher 6, S. 534.

V. Die Opposition gegen Ranke und die gesamte Romantik. Die politischen Historiker.

Wir haben bei den von der romantischen Bewegung ausgehenden wissenschaftlichen Bestrebungen eine höchst erfreuliche aufsteigende Entwicklung wahrgenommen. Dieser wissenschaftlichen Entfaltung scheint auch ein Aufsteigen des politischen Lebens zu entsprechen. Das politische Ideal der romantischen Bewegung war eine mächtige deutsche Nation, nach außen unabhängig, auf sich selbst gestellt. Das Ziel wurde mit echter Sehnsucht erstrebt, und den Beweis der Opferwilligkeit, wie sie die Erreichung eines solchen Zieles verlangt, erbrachten die Taten der Befreiungskriege. Rückblickend dürfen wir heute sagen, daß die Aufrichtung unseres neuen Reiches, wenn sie einem älteren Ideal nahekommte, am meisten die Linie der romantischen Gedanken einhält¹⁾: ein mächtiges einiges Deutsches Reich, mit Betonung und Pflege der konservativen Kräfte, der eigenartigen deutschen Einrichtungen, unter Fernhaltung fremder politischer Ideen. Es ist bezeichnend und auch folgerichtig, daß ein alter Romantiker wie Heinrich Leo die Ereignisse von 1866 und 1870 mit größtem Enthusiasmus begrüßt hat; er sah die Verwirklichung der Träume seiner Jugend²⁾.

Freilich ist der Weg bis zur endlichen Erreichung des Zieles sehr lang gewesen; die Widerstände gegen die Verwirklichung des Ideals und die Kämpfe um ihre Art füllen ein gutes halbes Jahrhundert aus.

Die Gegner der romantischen Bewegung und der Hauptsache nach auch der ihr entstammenden burschenschaftlichen Bestrebungen waren Vertreter der absolutistisch-rationalistischen Anschauungen des 18. Jahrhunderts. Rationalismus und Absolutismus standen auf der einen, Erneuerung des religiösen Lebens, nationale Erhebung und ständische Ideen auf der anderen Seite. Allmählich aber gruppieren sich die Gegensätze in neuer Art. Wir haben schon davon gesprochen, daß in der romantischen wie auch in der burschenschaftlichen Bewegung sich von Anfang an zwei Richtungen geltend machten. Im Laufe der Zeit fand eine Annäherung des rechten Flügels der Romantiker und Burschenschafter an die Absolutisten statt, während gleichzeitig der linke Flügel vielfach zu radikaleren Formen überging. Wenn die Führer der Demagogenverfolgung noch mehr oder weniger rationalistische Absolutisten waren, so kamen nach und nach die Rationalisten dem linken Flügel der Burschenschafter nahe, deren rechter Flügel den Absolutisten. Jede Richtung opferte etwas von ihrem alten Bestand: so die Absolutisten von ihrem Rationalismus, die rechtsstehenden Romantiker von dem Eifer ihrer ständischen Bestrebungen. Obwohl auch in den neuen Bündnissen die alten Gegensätze zu erkennen blieben, so schienen sich jetzt doch die zwei großen Heerlager der Anhänger des Alten und der staatlichen und kirchlichen Autoritäten und der Fürsprecher des politischen Fortschritts, der Volksfreiheit und der Emanzipation von kirchlichem und Dogmenzwang zu bilden. Bald hatte die zweite Richtung in der Literatur, wenigstens in der populären, das Übergewicht. Die Romantik geriet jetzt in Mißkredit, weil die Romantiker des rechten Flügels, die die romantischen Ideen am schärfsten ausprägten, lediglich als Verteidiger des Alten galten und man ihnen

¹⁾ Vgl. hierzu auch Rexius a. a. O., S. 497.

²⁾ Vgl. Archiv f. Kulturgesch. 1911, S. 209.

den Vorwurf machen zu müssen glaubte, daß sie sich allen notwendigen Neuerungen entgegenstemmten. Unter der Einwirkung der Julirevolution brachte diese Bewegung teilweise ein neues Kosmopolitentum hervor. Rationalismus und Weltbürgertum erlebten eine gewisse Erneuerung, und im Widerspruch gegen die Romantiker, die mit der Betonung der deutschen Eigenart die Abneigung gegen die politischen liberalen Forderungen verbanden, nahm eine Gruppe des Liberalismus, insbesondere die Demokratie, eine französierende Richtung.

Die Regierung Friedrich Wilhelms IV. steigerte diese Verhältnisse. Er, der romantische Fürst, hat zwar manchen berechtigten romantischen Ideen glücklich Leben zu geben gewußt¹⁾, aber anderseits in vielem Betracht durch unpraktische Politik der Romantik geschadet. In diesen Zeiten der Reaktion gegen sie verlor sie manchen alten Freund; es wollte nicht leicht jemand zu ihr gerechnet werden. Bekannt ist das Wort Jakob Grimms über die Wandlung seines politischen Standpunktes. Er bringt sie mit der Zunahme seines Alters in Verbindung. Richtiger wird man sie auf die politischen Erfahrungen der Zeit, auf die Beobachtung oder Meinung zurückführen, daß die Romantik politisch das nicht gehalten habe, was sie ursprünglich zu versprechen schien. Mit der politischen Reaktion gegen sie zog auch eine Unterschätzung ihrer wissenschaftlichen Arbeit herauf. Während doch alle, die in der Blütezeit der Romantik jung gewesen waren, mehr oder weniger von ihr geschöpft hatten, wurde sie jetzt von vielen verleugnet. Es ist lehrreich, Schlossers dankbare Äußerungen in seinen Jugendbriefen²⁾ über die Romantiker mit seinen späteren Äußerungen zu vergleichen³⁾.

Wir haben früher auf die Parallele zwischen der Romantik und der Philosophie Hegels hingewiesen. Beide standen in gemeinsamem Gegensatz gegen den Rationalismus. Jetzt ging die Spaltung durch beide durch. Man sieht aus A. Ruges Briefen, wie unangenehm Rosenkranz, in dessen Person jene Parallele besonders deutlich sich kundgibt, die Polemik gegen Leo und Erdmann, den rechtsstehenden Jünger Hegels, war. Früher hatte Ruge selbst im Verein mit Leo den Rationalismus bekämpft. Jetzt stellte er sich als Vertreter des linken Flügels der Hegelschen Schule alten Kampfgenossen schroff gegenüber.

In dieser Zeit wurde von der öffentlichen Meinung der Begriff Romantik in einem engen und schlechthin tadelnden Sinn verstanden. Die romantische Art galt als die, die sich allen notwendigen Forderungen der Zeit widersetzt. Und dieser Widerstand wurde vornehmlich aus Phantastik oder Quietismus erklärt. Vielfach wurde das Romantische mit dem System und der persönlichen Art Friedrich Wilhelms IV. gleichgestellt. Es war ein sehr enger, unrichtiger Begriff, den man jetzt dem Wort unterlegte. Unter der damals aufgekommenen ungünstigen Vorstellung hat aber die Romantik bis heute zu leiden⁴⁾. Und doch bedeutet ihre ganze Geschichte die Widerlegung des Vorwurfs. Der Gegner sah „Traumleben“ oft da, wo es sich um hart-

¹⁾ Vgl. meinen Aufsatz über die Anfänge der konservativen Partei a. a. O.

²⁾ Vgl. H. Z. 81, S. 199, Anm. 1.

³⁾ Wie F. v. Raumer in späterer Zeit den romantischen Kreis seiner Jugend verleugnete, darüber s. R. Steig, H. v. Kleists Berliner Kämpfe, S. 79. Treffende Bemerkungen bei Pötzsch, S. 42, Anm. 1.

⁴⁾ Gegen die Formel vom Quietismus der Romantik und über deren historische Dynamik s. GW. 1, S. 11 ff.

näckige politische Verteidigung höchst realer Dinge handelte. Die gesamte Bereicherung unserer Begriffswelt durch die Romantik, die Durchsetzung der Anerkennung der historischen Anschauung mit allen ihren Verzweigungen und Ausstrahlungen ist ein Beweis für ihre Aktivität. Die alten echten Vertreter der romantischen Richtung lehrten eine politische und soziale Dynamik. So ist uns ja seit Niebuhr, der das Verhältnis an dem Beispiel der römischen Plebejer schilderte, die Anschauung geläufig, daß aufsteigende Klassen durch Aufnahme in den politischen Rechtskreis für den Staat gewonnen werden, und daß sich dadurch die politische Leistungsfähigkeit erhöht; eine Anschauung, die zum festen Bestand der Argumente der Vorkämpfer für die konstitutionelle Verfassung während des 19. Jahrhunderts gehört. Verwandte Anschauungen finden wir bei K. F. Eichhorn in seinen Darlegungen über die mittelalterlichen Stände und Klassen¹⁾. Zu den Momenten der Aktivität der Romantik gehören ferner ihre Verdienste um die Belebung der deutschen Sprache und die Erweiterung ihres Sprachschatzes²⁾. Aus der umfassenden Beobachtung des Historikers bringt sie beständig Neues hervor. Namentlich jedoch ist hier geltend zu machen, daß gerade die Besten von denen, die damals die Romantik bekämpften, von alten romantischen Gedanken gezehrt hatten und fortdauernd, auch im Kampfe gegen sie, zehrten. Die grundlegenden romantischen Gedanken, wie die Lehre vom Volksgeist und vom Organischen, haben, wie wir schon bemerkten³⁾, zwei Seiten: die Tendenz zur Abwehr von Eingriffen von außen und die Neigung zur Weiterentwicklung des Angeborenen. Sowohl das eine wie das andere konnte betont werden und ist von denen, die von der gleichen Grundlage der Anschauung ausgingen, betont worden. Das eine wie das andere konnte von einer an sich aktiven Persönlichkeit, je nach den vorhandenen Bedürfnissen des Staatslebens, gefordert werden. Jedenfalls ist es eine durch unzählige Beispiele belegte Tatsache, daß reformatorisches Streben historische Begründung gehabt hat, und daß Personen unter der Begleitung historischer Betrachtung als Reformer tätig gewesen sind. So erklärt es sich, daß hier in Wahrheit Romantiker gegen Romantiker kämpften.

Es ist nicht unsere Aufgabe, darzulegen, welche berechtigten politischen Forderungen damals auf der rechten Seite und welche auf der linken vertreten wurden. Wir erwähnen nur, daß man aus dem verständlichen Gegensatz der Zeit die Wahrheitsmomente, die auf der rechten Seite vorhanden waren, die fruchtbare politische Arbeit, die von den Mächten des Alten ausging, übersah, und daß diese Stimmung auch auf die Geschichtschreibung und das Urteil des Publikums über die Werke, die die Historiker ihm boten, einen starken Einfluß ausübte.

Der neue Aufschwung der Wissenschaften, vor allem der historischen, im weitesten Sinne des Begriffs, wurde, wie wir gesehen haben, wesentlich von der romantischen Bewegung getragen. Daneben aber hatte sich eine Literatur gehalten und behauptete sich auch noch lange, deren Wurzeln Anschauungen des 18. Jahrhunderts waren. Jetzt nahm sie die der Ro-

¹⁾ S. GW. II, S. 193 f.

²⁾ Vgl. z. B. Behaghel, Die deutsche Sprache, S. 91 und 157.

³⁾ Vgl. oben S. 11 und dazu meine S. 15, Anm. 2 erwähnte Abhandlung. — Über die politische Aktivität der Romantik, den Romantiker als Oppositionsmann, s. Braune, Burke in Deutschland, S. 108, 135, 207. Savigny gegenüber dem Rationalismus aggressiv: GW. I, S. 12, Anm. 3.

mantik entgegengesetzten politischen Ziele in sich auf. Ihr wissenschaftlicher Wert war gering, um so stärker aber ihre Wirkung im großen Publikum. Für diese Zeit darf man fast die wissenschaftliche, auf romantischem Grund ruhende Literatur der populären, antiromantischen gegenüberstellen.

Unter den Historikern, die in jenen Kreisen sich besonderer Wertschätzung erfreuten, steht Schlosser obenan, ein gelehrter Autor, der für die Literaturgeschichte den Romantikern viel verdankt, im übrigen aber, in historischer Methode und Auffassung, außerhalb der von den wissenschaftlichen Kreisen des 19. Jahrhunderts ausgehenden Anregungen steht; kein Voltairianer, ein aufrichtiger Idealist, jedoch ein Rationalist, der als eine Hauptobliegenheit des Historikers das Schelten ansieht; „in dem Bewußtsein moralischer Überlegenheit es verschmähend, die Zeugnisse sorgfältig gegeneinander abzuwägen“¹⁾, ein Vertreter der Anschauung, welche „für das Große keinen anderen Maßstab hat als den einer steifen, engherzigen Pflichtenlehre, wie er allenfalls ausreicht für beschränkte häusliche Verhältnisse“²⁾; ein typischer Vertreter der konstant bleibenden Maßstäbe des Rationalismus³⁾; quellenkritisch ganz hilflos, vorrankisch⁴⁾. Wir lächeln heute, wenn wir lesen, wie man darüber klagte, daß Ranke „dem Rückschritt huldigt“, daß er „so oft an der Wahrheit vorbeigeht“, daß ihm „die sittliche Weltanschauung“ und „das Streben nach Erforschung der absoluten Wahrheit“ fehlen, wie man in allen diesen Dingen Schlosser so unendlich viel höher stellte und ihm auch in der Quellenverwertung durchaus den Vorzug vor Ranke gab⁵⁾. Indessen die große Masse der liberalen Zeitgenossen Schlossers urteilte tatsächlich so und sah eine ernste Pflicht darin, Ranke mit Geringschätzung zu begegnen. Es fehlte nicht an solchen, welche Schlosser als Haupt einer Heidelberger Schule gegenüber der Berliner zum Gegenkönig der Historie erheben wollten — „eine geistige Reaktion aus Abscheu vor der politischen“⁶⁾. Auch Rotteck war beim Publikum weit beliebter als Ranke und nicht bloß wegen seiner leichteren Verständlichkeit. Während Ranke an dem klassischen Beispiel Friedrich Wilhelms I. eine große Würdigung des Absolutismus unternahm, seine Verdienste um Heer und Verwaltung ins Licht stellte⁷⁾, wußte Rotteck so wacker über den „kläglichsten Stillstand, selbst Rückschritt auf den edleren Bahnen der Zivilisation und einen vorherrschenden Charakter der Schwäche oder Erniedrigung im Leben und

¹⁾ Julian Schmidt, *Gesch. der deutschen Literatur*, 5. Bd. (1896), S. 137. E. Marcks, *L. Häußer* S. 10.

²⁾ So Löbell, *Preuß. Jahrbücher*, Bd. 1, S. 151. H. v. Treitschke, *Deutsche Gesch.* III, S. 696 ff.

³⁾ M. Weber, *Wissenschaftslehre*, S. 199.

⁴⁾ Dilthey, *Preuß. Jahrbücher* 9, S. 416.

⁵⁾ So H. Kurz in seiner so oft aufgelegten, der liberalen Stimmung jener Zeit durchaus entsprechenden *Geschichte der deutschen Literatur*, Bd. 3, 8. Aufl., S. 697. Zur Verteidigung von Ranke gegen Kurz s. Sybel, *H. Z.* 3, S. 255. Die Aufzeichnungen Varnhagens über Ranke schreiten bis zum echten Klatsch fort. Mit feinerer Bosheit gegen Ranke äußern sich die *Hallischen Jahrbücher* 1841, I, S. 430 ff. Ein unglaublich plump geschmackloses wie sachlich verschrobenes Urteil von Marx über Ranke noch aus dem Jahr 1864 im Briefwechsel zwischen Engels und Marx, hrsg. von Bebel und Bernstein III (1913), S. 182. Aug. Zimmermann gegen Rankes *Preußische Geschichte*: Th. Wiedemann, *Deutsche Revue* 17, 3, S. 103.

⁶⁾ A. Dove, *Ausgewählte Schriftchen*, S. 168.

⁷⁾ Vgl. in Rankes *Preußischer Geschichte* das sechste Buch „Heer und Staat“.

im Zustande der Völker“ im absolutistischen Zeitalter zu schelten, nannte den Staat „überall ein emsig genütztes, mitunter leichtsinnig ausgesaugtes Pachtgut“ und sah — einer der Väter der Klagen über den Militarismus, mit denen uns heute unsere Feinde zu belasten sich abquälen — die „stehenden Heere, an Zahl und Waffenrüstung täglich furchtbarer, das Mark der Länder fressen und schon durch ihren Anblick jeden Freiheitsgedanken töten“¹⁾. Wir nehmen hier einen Hauptgegensatz im Kampf der Zeit und auch im Kampf der Historiker wahr: Ranke und seine Gesinnungsgenossen kämpften für eine kräftige Exekutive für starke Machtmittel des Staates. Rotteck war nicht Demokrat, sondern Anhänger einer konstitutionellen Monarchie, allenfalls des parlamentarischen Regiments, aber in der Ablehnung des Absolutismus von vollkommener Verständnislosigkeit für die unentbehrlichen Machtmittel des Staates. Diese Verständnislosigkeit hat dann die Demokratie von ihm und seinesgleichen übernommen²⁾. Solche „treu bewahrten Erbstücke der . . . vorsozialistischen Natur- und Vernunftlehren, welche durch ihre Verflachung und das Vermengen mit dem stärker betonten ökonomischen und Klassenkampfgedanken nichts gewinnen,“ lasten noch heute auf uns.

Neben Rotteck mag von den Historikern, die die Gunst des großen Publikums fanden, Zimmermann genannt werden, dessen Geschichte des Bauernkrieges vor einigen Jahren das Geschick widerfahren ist, von sozialdemokratischer Hand bearbeitet und zugestutzt empfohlen zu werden³⁾.

Die Historiker, die in jener Zeit, bis zur Revolution von 1848, in der Gunst des großen Publikums Ranke den Rang abliefen, waren alte Rationalisten oder wissenschaftlicher Vertiefung entbehrende Demokraten. Das „junge Deutschland“ bekundete seine allgemeine Unfruchtbarkeit auch darin, daß es keine Historiker von Namen hervorbrachte; allenfalls hat etwas von seiner Stimmung in die Art eines späteren Geschichtschreibers hineingereicht. Kurz vor und seit der Revolution erhob sich dann aber eine Gruppe von Historikern echten Stils, die zwar auch in einem gewissen Gegensatz zu Ranke steht, indessen von den eben charakterisierten Autoren sich doch weit stärker unterscheidet. Man bezeichnet sie als politische oder liberale oder kleindeutsche Historiker⁴⁾. Die zweite Bezeichnung hat man gewählt, weil diese Geschichtschreiber in Ablehnung der konservativen Politik des preußischen Staates aufkamen und längere Zeit eine solche Stellung festhielten. Da sie jedoch mit ihrer weiteren Tätigkeit sich nicht in den einfachen Rahmen des Liberalismus einreihen lassen, zum Teil ihn unmittelbar bekämpften, so dürfte die erste Bezeichnung, die ihren Sinn ganz wiedergibt, oder die dritte, nach einem praktischen Ziel, vorzuziehen sein. Diese

¹⁾ F. v. Rotteck, Allg. Geschichte, 2. Abdruck der 15. Aufl., S. 205 f.: Schlußbetrachtung über die Zeit des Absolutismus.

²⁾ Sehr lehrreich über diese Art von Rotteck und ihre Fortwirkung auf die bürgerliche und sozialistische Demokratie ist F. Lenz, Staat und Marxismus II, S. 63, 190, 208, 210.

³⁾ Stuttgart 1907. Der neue Herausgeber, W. Blos, spricht im Vorwort von unserer „Zeit, da die herkömmliche Geschichtschreibung so sehr bemüht ist, sich den Anschauungen der herrschenden Gewalten anzuschmiegen“. Über Blos vgl. „Deutsche Wacht“ (Bonn) 1916, Sept.-Okt. und „Eiserne Blätter“ Jahrgg. 3, Nr. 50.

⁴⁾ H. v. Srbik, Mitt. 38, S. 331, macht den nicht unberechtigten Vorschlag, sie „die großen nationalpolitischen Realisten“ zu nennen.

politischen Historiker aber haben damals auch, und zwar recht nachdrücklich, den Kampf gegen die „Romantik“ geführt.

Die politischen Historiker¹⁾ stellen sich uns als ein reicher Kranz dar, reich durch die Mannigfaltigkeit und die Begabung der Persönlichkeiten.

Bei allen beobachten wir, daß sie die von der historischen Rechtsschule ermittelten Tatsachen anerkennen, zum Teil auch von deren Häuptern ausgehen. Mehrere sind Schüler von Ranke; keiner ignoriert dessen Methode. Den wissenschaftlichen Erwerb der romantischen Zeit haben sie sich sämtlich zunutze gemacht. Ihre Eigenart liegt in einer kräftigen Aktivität, in der Setzung konkreter politischer Ziele. Diese sind: konstitutionelle Verfassung, nationale Staatsbildung, Herstellung eines politisch geeinten Deutschen Reiches durch Preußen. Zunächst stand unter ihren Zielen die konstitutionelle Verfassung obenan, weiterhin das geeinte deutsche Volk. Wenngleich sie sich erst allmählich von manchem Vorurteil liberaler Dogmen freizumachen hatten, so waren sie doch nicht abstrakte Verfassungsfanatiker, sondern rechneten mit gegebenen Verhältnissen und forderten den kräftigen Nationalstaat.

Ein besonderes Interesse gewähren diese Historiker durch jene Verbindung des Zusammenhanges mit der Romantik und der politischen Aktivität. In geradezu klassisch zu nennenden Urteilen haben sie die Romantik abgelehnt, und dennoch können sie der romantischen Errungenschaften nicht entraten (wie es übrigens auch bezeichnend genannt werden darf, daß sogar Schlosser als Literaturhistoriker ohne den förderlichen Einfluß der Romantik nicht zu denken ist). Sybel, ein froher Kämpfer gegen die Romantik, ließ doch nie einen Angriff auf Burke unerwidert. Die Lehre von der „Persönlichkeit des eigenen Volkes“ übernahm er aus dem Gedankenkreis der historischen Rechtsschule seines Lehrers Savigny. Durchaus romantisch faßt er den Staat in stetem Zusammenhang mit dem Gesamtleben der Nation auf²⁾. G. Freytag kämpft ähnlich wie Sybel gegen die Romantik. Und doch sind seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ ganz erfüllt von dem romantischen Gedanken der Entfaltung des Volksgeistes. Und noch in späteren Jahren ist es dann wieder die romantische Vorstellung von dem Ideal des ungestört durch ein-

¹⁾ Die Würdigung der politischen Geschichtsschreiber ist in den letzten Jahren ein Hauptgegenstand der Forschung geworden. Siehe z. B. die Artikel in M. Lenz' „Kleinen Historischen Schriften“, in E. Marcks' „Männer und Zeiten“, zu denen sein Aufsatz über Treitschke in der Deutschen Monatsschrift 1906, S. 157, hinzuzunehmen ist, Varrentrapp, Vorträge und Abhandlungen von H. v. Sybel (mit biographischer Einleitung), J. G. Droysens Leben von G. Droysen, Bd. 1, Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat. Gooch, History and historians in the 19. century (1913), S. 130 ff. H. Oncken, Hist.-polit. Aufsätze 1, S. 214 ff.; 2, S. 131 ff. G. Wolf, D. Schäfer und H. Delbrück; nationale Ziele der deutschen Geschichtsschreibung (1918). O. Westphal, Welt- und Staatsanschauung des deutschen Liberalismus (die Preußischen Jahrbücher und der konstitutionelle Liberalismus 1858 bis 1863). G. v. Below, Die politischen Historiker, Preuß. Jahrbücher 1923, Sept.-Heft. Julian Schmidts Geschichte der deutschen Literatur von Leibniz bis auf unsere Zeit, 5. Bd. (1896), mag auch nicht vergessen werden. Ein zeitgenössisches Programm in den Preuß. Jahrbüchern 6, S. 531 ff. (S. 535: gegenüber Ranke; S. 540: gegen Giesebrechts Kaiserzeit).

²⁾ Vgl. seine Rede über den Stand der neuern deutschen Geschichtsschreibung, Kleine Schriften, I, S. 347 und 349. Über Sybels Zusammenhang mit der Romantik s. ferner GW. I, S. 24.

malige Eingriffe von auswärts sich entwickelnden Volkstums, die Idee der selbsttätig wirksamen Volkskraft, was ihn hindert, der Bismarckschen Gestalt der Reichsgründung, dem Werk des Dämons Bismarck, seine ganz uneingeschränkte Zustimmung zu leihen!¹⁾ Treitschke, in derselben Linie ein Gegner der Romantik wie Sybel, lobt an der Geschichte Englands, daß sie „nichts von jener viel gerühmten organischen Entwicklung hat, bei welcher das Kostlichste des Menschen und des Staates, der Wille, verlorengel²⁾. Aber auch er³⁾ wurzelt mit seinen Anschauungen in romantischem Boden, wenngleich bei ihm, entsprechend dem zeitlichen Abstand, schon eine stärkere Weiterbildung des Ursprünglichen eingetreten ist⁴⁾. Ganz allgemein ist von den politischen Historikern zu sagen, daß sie durchaus vom historischen Sinn aus aktiv sind⁵⁾. Gerade aus ihrem Kreis hören wir das Wort⁶⁾, daß „die historische Begründung reformatorischen Strebens . . . am meisten die Strebenden mit dem Bewußtsein eines idealen Zieles und mit der unerschütterlichen Zuversicht eines solchen Bewußtseins zu erfüllen vermag“.

Der Kampf der politischen Historiker gegen die Romantik hat eine Parallele in der allgemeinen Politik, der Rechtswissenschaft, der Poesie, der Theologie der Zeit, eine Parallele aber auch darin, daß hier gleichfalls mit romantischem Erbe gegen die Romantik gekämpft wird. Widmen wir ein Wort den entsprechenden Vorgängen innerhalb der Rechtswissenschaft. Der Kampf der Romanisten und der Germanisten gegeneinander ist der Kampf zweier romantischer Schulen: die einen betonen die stille Fortentwicklung des Rechtes, die anderen, daß das Organische nicht stillstehen könne, sondern vor allem wachsen, sich entwickeln, darum auch sich wandeln müsse⁷⁾. Wenig später begann, unter R. v. Jherings Führung, der Kampf gegen die Begriffsjurisprudenz für die Real-, die Interessenjurisprudenz⁸⁾. Es liegt nicht im Wesen der Sache, daß Vertreter jener zugleich der historischen Rechtsschule angehören. Eher ließe sich ein innerer Zusammenhang zwischen der juristischen Neigung in bestimmten Ausdrucksformen das allein entscheidende Moment zu sehen und der Hegelschen Philosophie behaupten.⁹⁾ Aber wenn Jhering die Begriffsjurisprudenz außer bei Hegelianern (Gans, Lassalle) immerhin auch bei Vertretern der historischen Rechtsschule bekämpft, so haben wir ihn doch selbst als deren jüngeres Mitglied aufzufassen und zu würdigen¹⁰⁾.

¹⁾ Dove, H. Z. 112, S. 149; O. Dammann, G. Freytag und der Konstitutionalismus, Freiburger Dissertation von 1916, S. 71 ff.

²⁾ Preuß. Jahrbücher 6 (1860), S. 29; Aufsätze 4, S. 42 f.

³⁾ O. Westphal, Festschrift für Meinecke, S. 169 f.

⁴⁾ Über den Zusammenhang der politischen Historiker mit der Romantik s. ferner GW. I, S. 22 ff.

⁵⁾ Hillebrand a. a. O., S. 92.

⁶⁾ So Erdmannsdörffer. Westphal, Liber., S. 253.

⁷⁾ Über die Aktivität der Germanisten, s. GW. I, S. 24 ff. Juristische Reformer anderer Art aus jener Zeit entstammen gleichfalls der historischen Rechtsschule. M. Rümelin, R. v. Jhering, S. 38.

⁸⁾ Die Parallele der Geschichtswissenschaft: Sybel vertritt „eine Politik der Interessen und der Tatsachen, deren sittliche Ideale überall an die rein und richtig erkannte Wirklichkeit anknüpfen“. Preuß. Jahrbücher 9, S. 116.

⁹⁾ M. Rümelin, B. Windscheid, S. 44; Jhering, S. 59.

¹⁰⁾ Rümelin, Jhering, S. 38; GW. II, S. 179, Anm.

Das unmittelbare Verhältnis zwischen Rechtsgestaltung und Leben, das Jhering herstellen wollte, ließ sich eben von den Voraussetzungen der historischen Rechtsschule aus vortrefflich gewinnen. Es ist ein alter Gedanke der historischen Rechtsschule, daß die Gesetzgebung die Aufgabe hat, durch besondere Vorkehrungen augenfälligen praktischen Gesellschaftsbedürfnissen abzuhelpen, aber es zu vermeiden, auf nur rationalem Grund und mit generalisierenden Anordnungen, welche nicht direkt durch das vorliegende Bedürfnis geboten erscheinen, einzugreifen¹⁾.

Windscheid, der weiterhin mit der Vertretung der Begriffsjurisprudenz als der Antipode Jherings gegolten hat, besaß bezeichnenderweise nur sehr wenig von historischer Anschauung.

So liefert also die Beobachtung, daß innerhalb der Rechtswissenschaft die notwendigen Korrekturen an den Lehren alter Häupter der historischen Rechtsschule von deren Jüngern und von ihren Prinzipien aus vorgenommen werden, nur einen Beleg für den festgestellten Vorgang innerhalb der Geschichtswissenschaft im engeren Sinn.

Es wäre irrig, den politischen Historikern, weil sie energisch für ein politisches Ziel kämpfen, den sittlichen Maßstab abzusprechen²⁾. Eine bloße Nützlichkeitsmoral lehnten sie durchaus ab³⁾. Sie können sogar nach dem Zurücktreten von Philosophie und Dichtung als letzte Vertreter des idealistischen Geistes angesehen werden⁴⁾. Der Staat gilt ihnen als ein sittlicher Organismus; nur der sittliche Pulsschlag teilt ihm Leben mit⁵⁾. Nicht einzelne Konzessionen an die Freiheit haben Wert, sondern nur der zusammenhängende Ausbau und die Idee des freien Staates. Die Staatsfragen werden zusammenhängend als ein System der Sittlichkeit aufgefaßt; die isolierte Erfüllung einzelner Forderungen kann eine moralische Schwächung bedeuten⁶⁾. Die politischen Historiker gingen so weit in der Voraussetzung des vollständigen Ausbaues des freien Staates, daß sie in dieser Starrheit und mit dem Grundsatz, Deutschland lasse sich nicht militärisch erobern, sondern nur politisch (durch „moralische“ Eroberungen) gewinnen⁷⁾, mit Bismarcks praktischer Politik in Konflikt gerieten⁸⁾. Das war ihre große Selbstüberwindung, daß sie dann doch seinen Weg als den richtigen erkannten. Aber diese praktische Erfahrung hat ihnen nicht im mindesten die selbständige sittliche Auffassung genommen. Sybel stellte nach wie vor die sittliche Würdigung der einzelnen Tatsachen als Forderung auf⁸⁾. Die Verwirklichung

¹⁾ Rexius, H. Z. 107, S. 527 f. Allerdings fühlte sich Jhering persönlich wohl zu sehr im Gegensatz zu bestimmten Vertretern der historischen Rechtsschule, als daß er den vollen Gedankeninhalt der letzteren auf sich wirken ließ.

²⁾ Eine solche Meinung könnte man aus Diltheys Aufsatz über Schlosser herauslesen (vgl. Westphal, Liberalismus, S. 239 und 241; in erster Linie wendet er sich freilich gegen Schlözer und Voltaire, S. 395). Dieser Aufsatz ist übrigens teilweise mehr ein Dokument von Diltheys eigener Entwicklung mit fruchtbaren geistesgeschichtlichen Beobachtungen im einzelnen als eine ganz zutreffende Charakteristik Schlossers.

³⁾ Westphal, S. 255. ⁴⁾ Rothacker, Einleitung, S. 179.

⁵⁾ Preuß. Jahrbücher 9, S. 115, über Sybel: „bei diesem Historiker das herrschende das sittliche Interesse“.

⁶⁾ Westphal, S. 256.

⁷⁾ Westphal, Liberalismus, S. 259.

⁸⁾ Was sogar beanstandet worden ist. S. O. Lorenz, Geschichtswissenschaft I, S. 73. Über Sybels philosophische Stellung s. auch Rothacker, S. 179.

des Staates wird von Treitschke in seinen Vorlesungen über Politik so gut wie früher aus dem Pathos der deutschen idealistischen Philosophie heraus als Versittlichung verstanden¹⁾. Schon seine Verteidigung des Staates gegen die Überwucherung durch die gesellschaftlichen Mächte bedeutet ein starkes idealistisches Moment. Wenn man den Unterschied zwischen Schlosser und den politischen Historikern bestimmen will, so ist es nicht der, daß jener nach sittlichen Grundsätzen, diese nach politischen Zielen und politischem Erfolg urteilen, sondern der, daß jener konstant bleibende Maßstäbe im Geist des Rationalismus verwendete, während diese, wie es seit der Begründung der romantischen Auffassung Grundsatz geworden war, die Epoche, mit der sie es zu tun haben, aus ihr selbst zu verstehen suchen, ohne deshalb auf eine Beurteilung der historischen Vorgänge zu verzichten, daß ferner jener die Forderungen der Politik und der privaten, häuslichen Moral vollständig identifizierte, während diese den Staat als einen eigenen sittlichen Organismus mit eigenen sittlichen Forderungen anerkannten. Die Maßstäbe für die Beurteilung der historischen Vorgänge aber waren ihnen in den besten Traditionen der historischen Schule und in der geschilderten Abwandlung, der sie deren Anschauungen insbesondere in der Richtung einer größeren Aktivität unterworfen hatten, gegeben.

Dahlmann, der als Begründer der neuen Richtung gelten kann, fesselt das Interesse von vornherein dadurch, daß er an seiner Person die Vereinbarkeit des Bekenntnisses zu den Grundsätzen der historischen Rechtsschule mit politischer Initiative, politischer Beweglichkeit beweist, den so oft ausgesprochenen Vorwurf, diese Grundsätze verurteilten ihre Träger zum Quietismus, durch die Tat widerlegt, daß er die Ansicht vertritt, man habe historische Rechte, wenn man sie erhalten und stützen wolle, auch fortzubilden²⁾. Es läßt sich allerdings darüber streiten, in welchem Maß er sich zu den Grundsätzen der historischen Rechtsschule bekennt. Kein Anlaß liegt vor, ihn mit dem 18. Jahrhundert in Verbindung zu bringen, wie man es gewollt hat; davon hält ihn die historische Grundlage seiner Anschauungen fern. Allerdings ist nicht bloß die historische Rechtsschule der Quell seiner Staatslehre. Wesentlich ist ihm ferner die des Aristoteles³⁾.

¹⁾ Westphal, Der Staatsbegriff H. v. Treitschkes, in der Festgabe f. Meinecke, S. 169.

²⁾ Vgl. hierzu unten die Beigabe.

³⁾ Erwin Hölzle, Dahlmann und der Staat, Vjschr. f. Soz.- u. WG., Bd. 17, S. 350 ff. Holstein, a. a. O., S. 198. Treitschke, Preuß. Jahrbücher 1, S. 366 ff., reiht Dahlmann in die Bewegung seit „dem Wiedererwachen der historischen Studien“ ein. Das bedeutet zum mindesten den Gegensatz gegen das 18. Jahrhundert, wenn vielleicht auch nicht unbedingt die Anteilschaft an der historischen Rechtsschule. R. Hübner, Ztschr. f. Politik, Bd. 17, S. 331: „Dahlmann lehnte in voller Übereinstimmung mit der historischen Schule die rationalistische Auffassung des Staates und die Aufstellung abstrakter Theorien ab, betrachtete vielmehr den Staat auf allen Stufen seiner Entwicklung als das Erzeugnis der geschichtlichen Kräfte.“ Vgl. S. 356. Auch Christern, Dahlmanns politische Entwicklung bis 1848 (1921), S. 145, gibt trotz seiner Polemik gegen meine Auffassung zu, daß in D.s „Politik“ die historische Erkenntnismethode ausgenutzt wird, durch die die Romantik das Wissen der Vergangenheit so sehr bereichert hatte, und daß die „Politik“ unmittelbare Anklänge an romantische Formulierungen bietet (fast wörtliche Übernahme der Definition des Staates aus Ad. Müllers „Elementen der Staatskunst“). Ebenda: die Fiktion D.s, durch Zuhilfenahme der englischen Verfassung die histo-

Die beiden schließen indessen einander nicht aus. Denn beide vertreten im Gegensatz zu dem Individualismus der Aufklärung den Gedanken der sittlichen Natur des Staates, das Recht des staatlichen Zwanges, die Auffassung, daß der Staat vor dem einzelnen und über dem einzelnen steht; sie fassen den Staat nicht als äußere Unbequemlichkeit, sondern als Innerlichkeit auf. Das gehört freilich auch durchaus zu Dahlmanns Bild, daß er gegen vorhandene Häupter der romantischen Richtung kämpft und mit diesem Kampf unter anderem als Führer der politischen Historiker erscheint. Darüber dürfen wir jedoch nicht das starke Maß von ursprünglicher und auch fortdauernder Gemeinsamkeit mit der historischen Schule bei ihm außer acht lassen. Jedenfalls sah er in dem Ausgang von historischen Voraussetzungen kein Hindernis dagegen, den praktischen Forderungen des Tages Rechnung zu tragen. Wenn er daneben, der liberalen Zeitströmung nachgebend, von einem gewissen Doktrinarismus sich nicht ganz freimacht und der englischen Verfassung etwas von absoluter Geltung beimißt, so haben wir darin eine Abweichung vom Grundprinzip der historischen Rechtsschule, daß die Verfassung dem Volksgeist entsprechen müsse, zu sehen. Doch bleibt hier auch zu erinnern, daß er durch die Darstellung englischer Verfassungseinrichtungen die Übertreibungen des französischen Liberalismus überwand¹⁾.

Das Hauptstück bildet in Dahlmanns Staatsauffassung sein altgermanisch-englisches Verfassungsideal, welches ihn auch hindert, sich etwa vollständig der Antike zu überlassen. Die altgermanische Freiheit als Prämisse einer freiheitlichen Verfassung beherrscht sein ganzes Lebenswerk. Der große Geist, der in der englischen Verfassung lebt, ist der altgermanische. Was wir bei Dahlmann als primär anzusehen haben, die historische Vorliebe für altgermanische Zustände oder die politische Freiheitsforderungen, das läßt sich allerdings nicht bestimmt entscheiden.²⁾ Diese Verknüpfung einer historischen Tatsache mit einer politischen Forderung begegnet uns bei den Historikern dieser Richtung und Zeit durchgehend und charakterisiert sie geradezu.

Dahlmann zeigt — wie wir es schon bei Sybel als Schicksal dieser Generation von Historikern beobachteten — in seinen Werken eine zunehmende Verengung im Stoff der Darstellung: in seiner Geschichte Dänemarks finden wir ihn durch den ganzen Interessenkreis der historischen Rechtsschule gefesselt, während er sich in seiner Geschichte der englischen und der französischen Revolution auf das Politische im engeren Begriff beschränkt, weil sein Sinn jetzt auf ein konkretes politisches Ziel gerichtet war und er in ebendieser Richtung seine Leser politisch beeinflussen wollte.

Dahlmanns Ruhm sind mehr das Staatsrecht und die praktische Politik als die Geschichtschreibung. Als Historiker steht höher Joh. Gustav Droysen, der darum auch die gleiche Entwicklung in größerem Stil uns veranschaulicht. Mit dem angeborenen Trieb des echten Historikers zur Erforschung der politischen Beziehungen vertiefte er sich unter politischem Gesichtspunkt, aber mit breiter Ausdehnung in Studien über das klassische Altertum.

rische Kontinuität, die auf dem Kontinent durch den Absolutismus verlorengegangen war, wieder herzustellen, findet sich schon bei Burke. H. Z. 107, S. 536. S. auch über Christerns Buch H. O. Brandt, Archiv f. Gesch. u. Politik I, 2. Heft, S. 188 ff.

¹⁾ Christern, Dahlmann, S. 101. Hübner, Ztschr. f. Politik 1917, S. 332.

²⁾ Hölzle a. a. O. S. 352.

Mit der antiken Poesie beschäftigte er sich ebenso wie mit der politischen Geschichte und wußte den geographischen Hintergrund, auf dem sich die historische Entwicklung abspielt, kundig zu zeichnen. Als Privatdozent entwarf er in seiner ersten Vorlesungsstunde ein Programm der Ausweitung der Altertumswissenschaft und der Hineinstellung der antiken Geschichte in die allgemeine historische Entwicklung, der Auffassung von ihrer geschichtlichen Bedingtheit, durch das die ganze Entfaltung der Altertumsstudien bis zu unsern Tagen vorweg genommen wird.

Von seinem lehrreichen Verhältnis zur Philosophie haben wir schon gesprochen. Wenn er die Konstruktion der Geschichte nach den Formeln Hegels ablehnte, so lag der Grund wahrlich nicht in mangelndem philosophischen Verständnis. Man überzeugt sich mit Leichtigkeit aus Droysens Werken, daß er über philosophische Schulung und philosophische Begabung verfügte. Insbesondere seine schon gerühmte „Historik“ ist, um die Worte eines jungen Philosophen der Gegenwart¹⁾ zu gebrauchen, „unvergleichlich und unvergeßlich“ und erledigt die geschichtstheoretischen Fragen „endgültig“. In ihr wird zum ersten Male das historische Verstehen klar dargestellt und begründet. Die Voraussetzung für diese Darstellung war zunächst die allgemeine Stimmung und Auffassung der Romantik, die es als Aufgabe betrachtete, sich in die Menschen der Vergangenheit liebevoll zu versenken. Eine besondere Anknüpfung fand Droysen bei W. v. Humboldt und Schleiermacher, nicht dagegen bei Hegel, zum mindesten keine unmittelbare Anknüpfung.

Erst vor wenigen Jahren sind wir mit dem Inhalt seiner Vorlesungen über Politik bekannt gemacht worden²⁾. Wenn wir schmerzlich bedauern, daß nicht ein entsprechendes Werk von seiner Hand literarisch von seinen Tagen an gewirkt hat, so haben wir immerhin einen gewissen Ersatz in der Wirkung seiner rein historischen Werke, die das Grundmotiv jener Vorlesungen wenigstens zur Voraussetzung haben. Auf Grund dieser Vorlesungen aber muß ihm in der Geschichte des Gedankens, daß das wesentliche Element des Staates die Macht sei, ein hervorragender Platz eingeräumt werden. In der Verwerfung der Lehren vom besten Staat ferner ist er, auch schon von jenem Hauptstück aus, der denkbar folgerichtigste Historiker. Zu dieser Erkenntnis half ihm in besonderem Maß der nationalstaatliche Gedanke. Und es ist überhaupt bemerkenswert, wie sehr er von der Beobachtung der Fragen der Gegenwart erhöhtes Verständnis für die Vergangenheit zu gewinnen wußte. Die Notwendigkeit nationaler Einigung Deutschlands unter Preußens Führung öffnete ihm das Auge für die rechte Würdigung der Verhältnisse des ausgehenden Griechentums. Die österreichisch-preußische Rivalität in Deutschland machte ihm das Hegemonieproblem in Griechenland verständlich, wie umgekehrt dessen Betrachtung ihm seine preußisch-deutsche Auffassung gestärkt haben wird. In seiner Geschichte Alexanders d. Gr. vollzieht sich die charakteristische Umwertung der Gestalt des Demosthenes: während dieser bis dahin als Mahner zur Freiheit nach außen und innen aufgefaßt worden war, fällt jetzt das hellere Licht auf Alexander, der für die Griechen ein Zwingherr zur Einheit wurde, wie Fichte in seinem

¹⁾ A. Dietrich, Dioskuren I, S. 373.

²⁾ R. Hübner, J. G. Droysens Vorlesungen über Politik, Zeitschr. f. Politik, Bd. 10, S. 325 ff.

politischen Vermächtnis einen „Zwingherrn zur Deutschart“ vorausgesagt hatte¹⁾. Es vollzieht sich hier in Droysen ein bedeutsamer Fortschritt in realpolitischer Erkenntnis, der zugleich ein Fortschritt in kulturhistorischer Erkenntnis genannt werden darf; es ist aber auch eine Kulturarbeit, die Droysen hiermit leistet.

Die Fähigkeit Droysens, aus der Gegenwart zu lernen, wird auch geltend zu machen sein gegenüber den Fragen nach dem Zusammenhang seiner allgemeinen Staatsauffassung mit älteren Theorien. Er wird die Anschauungen der historischen Schule, Hegels, gewiß ferner der Antike (des Aristoteles) auf sich haben wirken lassen²⁾, namentlich aber auch die Verhältnisse des ihn umbrandenden Lebens.

In seinen späteren Jahrzehnten hat Droysen seinem Studienkreis engere Grenzen gezogen, so daß in seinen Darstellungen fast die alte Historie der Haupt- und Staatsaktionen aufzuleben schien. Allein man sieht eben bei ihm in mehr als einer Beziehung, wie es keineswegs Einseitigkeit der Be-
anlagung oder der Bildung ist, was ihn bestimmt, seine Forschungen auf die politische Geschichte zu konzentrieren³⁾. Seine unvergleichlichen Beobachtungen über Wesen und Eigenart der Geschichtswissenschaft gestatten ein Urteil darüber, welche wertvollen Werke über diese erkenntnistheoretischen Fragen und die Geschichte unserer Wissenschaft er uns geschenkt hätte, wenn ihm sein Ziel nicht auf jenem Gebiet gesetzt worden wäre. Seine „Geschichte der preußischen Politik“, so begrenzt das Thema ist, bringt nebenbei oft Bemerkungen, die andere Verhältnisse blitzartig erleuchten, und hat den später mit Eifer betriebenen Studien über die Geschichte der preußischen Verwaltung und Wirtschaftspolitik eine Direktion gegeben. Neben Ranke hat er besondere Verdienste um die Begründung der großen Aktenpublikationen, die eines der Kennzeichen des neueren Betriebes der historischen Forschung darstellen. Und auch in solchen Unternehmungen zeigte er keine Einseitigkeit, wie denn die von der Münchener Historischen Kommission besorgte Edition der deutschen historischen Volkslieder auf seine Anregung zurückgeht.

Ihren preußischen Charakter verdanken die politischen Historiker nicht bloß Droysen; aber er gab der Forderung, daß Preußen die Führung in Deutschland übernehmen solle, die umfassendste literarische Begründung. Es bleibt eines der schönsten Beispiele der Selbständigkeit und Hoheit des politischen Ideals, daß Droysen in demselben Moment ein Leben Yorks veröffentlichte und seine Geschichte der preußischen Politik begann, in dem er die Ungunst der preußischen Regierung erfuhr und der preußische Staat den Weg, den er zu gehen hatte, zu verkennen schien. Jedermann weiß heute, daß die Projizierung der deutsch-nationalen Politik in die ältere brandenburgisch-preußische Geschichte, die Droysen vornahm, unhaltbar ist.

¹⁾ G. Droysen, J. G. Droysen I, S. 102 f. Spranger, Der Anteil des Neuhumanismus an der Entstehung des deutschen Nationalbewußtseins, Berliner Universitätsrede vom 18. Januar 1923, S. 10. Spranger fügt hinzu: „Der Boden bereitet sich vor, auf dem ein Bismarck wirken konnte.“

²⁾ Über die Geschichte des Machtstaatsgedankens bis zu Droysen und Treitschke s. Hübner, S. 345 f. Braune, Burke, S. 313, sieht bei Ad. Müller Bismarcks Wort von Blut und Eisen vorgebildet.

³⁾ Mit Recht lehnt Hübner, S. 370, Fueters Vorstellung von einer sachlichen Einseitigkeit Droysens völlig ab.

Aber eine politische Tat ist sein Werk trotzdem, und wissenschaftlich behält es gleichfalls eine große Stellung. Wenn wir „den subjektiven Idealismus, der in der Droysenschen Interpretation der Motive brandenburgisch-preußischer Politik hervortritt, aufgeben, so können die objektiven Grundverhältnisse, auf die er den Zusammenhang der preußisch-deutschen Geschichte aufbaut, auch heute nicht als erschüttert angesehen werden“¹⁾.

Wollte Droysen in der Praxis des politischen Lebens und auch mit seinen historischen Schriften für ein bestimmtes Verfassungsideal wirken, so darf ihm andererseits das Verdienst nicht abgesprochen werden, daß er durch seine historischen Forschungen an der Beseitigung der kanonischen Einschätzung gewisser Verfassungsformen gearbeitet und das Verständnis für die im deutschen Volk vorhandenen realen Kräfte gefördert hat. Seine Werke über die griechische Geschichte setzen sich der herkömmlichen Parteinahme für die republikanische Freiheit entgegen und stellen das hellenistische Zeitalter, eine Zeit der Monarchien, ins Licht. Im Frankfurter Parlament wollte Droysen Deutschland durch Preußen, aber auch auf Kosten Preußens, durch Zerschlagung Preußens, geeinigt sehen. Nachdem der Plan dieser Tage sich als undurchführbar erwiesen hatte, bekannte er sich entschlossen zu der Auffassung, daß Preußen die Suprematie in Deutschland haben solle. Gegenüber dem Mißtrauen, mit dem die preußische Armee betrachtet wurde, wies er in seiner Biographie Yorks, „seiner unvergänglichen Leistung“²⁾, auf die moralischen Kräfte des preußischen Heeres hin. „Der preußischen Armee sind dadurch Achtung und Sympathie verschafft worden in Kreisen, die damals nur Haß und Hohn für den Militarismus hatten“³⁾.

Mit Droysen hat Max Duncker eine starke Ähnlichkeit darin, daß auch er von der Beschäftigung mit der alten Geschichte⁴⁾ ausgeht, den Übergang zur neueren aus politischem Motiv findet und von der liberalen Doktrin sich früh entfernt. In manchen Punkten ist die politische Note bei ihm vielleicht noch schärfer ausgeprägt wie bei Droysen.

Heinrich von Sybel, dessen Entwicklungsgang wir schon bei unseren Bemerkungen über den Arbeitskreis der Schule Rankes skizziert haben, schildert in einer akademischen Rede von 1856 die allgemeine Stellung der politischen Historiker. Er nennt es den „natürlichen Beruf des Gelehrten, aus seiner Wissenschaft die Quelle abzuleiten zur Befruchtung des öffentlichen Lebens und umgekehrt in dem Boden des öffentlichen Lebens wieder die Quelle reicher, wissenschaftlicher Belehrung aufzusuchen“. Es war keine Rückkehr zu dem grob aufgefaßten Schulmeisterberuf des rationalistischen

¹⁾ O. Hintze, Historische und politische Aufsätze, 4. Bd., S. 130. Wie man aus meiner Darstellung ersieht, teile ich nicht das zu wenig günstige Urteil, das Fueter, im allgemeinen, über die politischen Historiker fällt. Um so lieber weise ich auf die Anerkennung hin, die er den ersten Bänden von Droysens Geschichte der preußischen Politik spendet. S. 495: „So historisch-wissenschaftlich war seit Möser die Gründung eines Territorialstaates nie mehr dargestellt worden. Wunderbar sicher sind die großen Linien festgehalten und herausgearbeitet.“ Zur Beurteilung von Droysens Vorlesungen über die Freiheitskriege s. ausführlich meinen Aufsatz über die politischen Historiker a. a. O.

²⁾ Dove, Ausgewählte Schriftchen, S. 378.

³⁾ O. Hintze, S. 119.

⁴⁾ Über Dunckers Geschichte des Altertums und die sich an sie knüpfenden kritischen Fragen s. Neumann, S. 38 f.

Historikers; aber die Absicht, mit der geschichtlichen Darstellung politisch auf den Leser zu wirken, tritt doch im Gegensatz zu Rankes Art merkbar hervor. Sybel rühmt die Beseitigung der „objektiven“ Historiker als einen „höchst erheblichen Fortschritt“ und weist die „vornehme Neutralität“ für den Geschichtsschreiber ab. Der Geschichtsschreiber soll „sittlich begeistern“, „erziehend“ wirken. Das hier ausgesprochene Programm, welches vom Historiker „ein bestimmtes Verhältnis zu den großen weltbewegenden Fragen der Religion, der Politik, der Nationalität“, „politische Überzeugung“ verlangt, hat — was von vornherein vermerkt sei — bei den deutschen Historikern in der Praxis übrigens seine Grenze in dem kritischen Quellenstudium gefunden, welches Sybel nicht weniger bestimmt fordert, während die politischen Geschichtsschreiber Frankreichs und Englands sich durch ein solches Hindernis erheblich weniger gestört sahen. Einen befremdenden Eindruck macht es auf den ersten Blick, daß Sybel in jener Rede die echte deutsche Geschichtswissenschaft ganz konkret nur in dem ihm politisch mehr oder weniger nahestehenden Kreis, dem der, nach links wie nach rechts hin, einer gemäßigten Auffassung huldigenden Politiker, vertreten sieht, obgleich doch z. B. rechts davon nicht bloß Leo (den er nennt und ablehnt), sondern, nach den Gegensätzen der Zeit gemessen, auch Ranke¹⁾ stand. Indessen hatte er ja damals die Mehrheit der Forscher tatsächlich auf seiner Seite.

Es ist, wie Sybel ausdrücklich sagt, ein Standpunkt zwischen den politischen Extremen, den er einnimmt. Damit war ein politischer Dogmatismus noch nicht ausgeschlossen, und Sybel hat einem solchen auch bis zu einem gewissen Grad in jener Zeit gehuldigt. Aber andererseits bedeutet seine historisch-politische Anschauung ebenso wie die Droysens nicht bloß den Gegensatz zum Legitimus, sondern in wichtigen Fragen zugleich eine Abkehr von liberalen Lieblingsideen und eine Hinwendung zu einer realistischeren Staatsauffassung. So bekämpfte er den poetischen Nimbus, mit dem man das Jakobinertum der Französischen Revolution umkleidet hatte, und die Legende, die von der Teilung Polens im Schwange war. Überhaupt arbeitete er immer dafür, das radikale Element aus dem deutschen Liberalismus auszuschneiden²⁾.

Wenn wir immerhin Sybels grundsätzlichen Standpunkt beanstanden, so hat er andererseits durch seine ewig denkwürdige Kritik der mittelalterlichen Kaiserpolitik³⁾ einen wertvollen Beitrag zur Erzielung eines objektiven historischen Urteils geliefert. Kaum irgendwo dürfte sich ein gleiches Beispiel der Verbindung von gesunder Aktivität und Selbstbeschränkung beobachten lassen. Von dem Nationalstaatsgedanken aus fordert er für sein Volk Selbständigkeit und freie Bewegung, erkennt sie aber in demselben Maß den anderen Völkern zu und sieht in der erstrebten Herrschaft über ein fremdes Volk eine Schädigung des eigenen. So gewinnt Sybel einen universalen, eben darum objektiven Standpunkt der historischen Betrachtung.

¹⁾ Sybel nennt Ranke an mehreren Stellen seiner Rede, aber nicht da, wo er die Historiker nach ihrer politischen Haltung rubriziert (Kleine historische Schriften I, S. 356).

²⁾ Vgl. A. Lübke, F. Gentz und H. v. Sybel, S. 87.

³⁾ S. die Darstellung dieser Kritik in meinem „Deutschen Staat des Mittelalters“ I, S. 353 ff., und in meiner „Deutschen Reichspolitik einst und jetzt“ (1922). Eine gleichzeitige bemerkenswerte Würdigung von Haym in den Preuß. Jahrbüchern 9, S. 114 ff.

Diese Erkenntnis war ja durch den Entwicklungsgang des deutschen Nationalgefühls vorbereitet: größtenteils im Kampf gegen die unterdrückende französische Weltherrschaft kam es empor, und der Einigung Deutschlands stellte sich das mit fremdem Besitz belastete Österreich entgegen. Wie aber die Deutschen eine unvergleichliche Maßhaltung bewährten, indem sie nicht nach Art der Französischen Revolution die Befreiung in Herrschaft über andere Völker umsetzten, so hat auch die deutsche Geschichtswissenschaft hier den universalen Standpunkt der Gerechtigkeit gesucht und gefunden. Nachdem schon E. M. Arndt und Dahlmann die italienische Kaiserpolitik der mittelalterlichen Herrscher verurteilt hatten¹⁾, erfuhr sie durch Sybel jene umfassende kritische Würdigung. In ihr liegt aber zugleich und natürlich auch eben wegen des Universalismus der Betrachtung ein Fortschritt zu gesundem historischen Realismus. Was Sybel gegen Giesebrecht, dessen „Kaiserzeit“ ihm den unmittelbaren Anlaß zu seiner Kritik gab, einwandte, das waren Gesichtspunkte des Realisten gegen den, der ihm hier als Stoffhuber und Rhetor zusammen erschien. Im praktisch politischen Ziel wichen Sybel und Giesebrecht kaum voneinander ab: der eine dachte so preußisch-deutsch wie der andere. Aber Sybel vermißte die energische Frage nach dem Ziel der so eingehend dargestellten Kaiserpolitik und seiner sachlichen Berechtigung. Er fand in Giesebrechts Darstellung wohl die Einzelheiten dieser Politik geschildert, suchte indessen vergeblich nach der Aufzeigung des inneren Lebensprozesses der kaiserlichen Politik. Es war ebenso der Praktiker wie der Philosoph der Politik, der aus Sybel sprach. Diese nachdrückliche Frage nach Zweck und Sinn der Dinge, die stärkere innere Erfassung des Stoffes mußte nun eben die Darstellung realistischer gestalten.

Als den Forscher von der umfassendsten Wirkung für die Wissenschaft verehren wir unter den politischen Historikern Mommsen. Seine Arbeit ist so vielseitig, daß er den Rahmen, dem wir ihn hier einordnen, zu sprengen scheint. Allein sein Wunsch, politisch auf den Leser zu wirken, und sein Eintreten für die nationale Idee und ihre Verwirklichung durch eine starke Staatsgewalt²⁾ stellen doch auch ihn zu den politischen Historikern. Seine römische Geschichte atmet ganz deren Geist. Man darf ihn politisch nicht bloß nach seiner spätern grämlichen, unfruchtbaren Einstellung gegen Bismarck und Treitschke beurteilen. In seinen früheren Jahren stand er zusammen mit Sybel und Treitschke³⁾. Die nationalstaatliche Idee hat befruchtend auf seine Arbeit gewirkt⁴⁾. Seine „Römische Geschichte“ liefert vielleicht das stärkste Beispiel der Beeinflussung der Darstellung durch die politische Stimmung, in einem Grad, der wohl über das Durchschnittsmaß hinausgeht⁵⁾.

Bei Mommsen ist freilich das Thema der Darstellung ein anderes als das der genannten politischen Historiker. Noch mehr gilt das von K. W.

¹⁾ Vgl. meinen „Mittelalterlichen Staat“ I, S. 353; Christern, Dahlmann, S. 178 ff.

²⁾ Ed. Meyer, Kleine Schriften, S. 547. Die Literatur über Mommsen s. bei Neumann S. 81 ff.

³⁾ In dieser Hinsicht sind bezeichnend die Töne, die er in seinem Aufsatz über Thiers, Preuß. Jahrbücher 1, S. 224 ff. anschlägt. Über seinen späteren Standpunkt s. „Deutschlands Erneuerung“ Oktober 1923, S. 593 ff.

⁴⁾ Karst, H. Z. 106, S. 530 ff.

⁵⁾ Vgl. U. v. Wilamowitz, Internat. Monatschrift 12, Sp. 215.

Nitzsch, welcher verfassungs- und wirtschaftsgeschichtliche Forschungen veröffentlichte, aber von der Darstellung der diplomatischen Verhandlungen und der Kriege sich fern hielt. Dennoch hat auch er mit jenen Forschungen, mit seinen Vorlesungen und mit seinen historisch-politischen Aufsätzen zweifellos im Sinne der politischen Historiker zu wirken geglaubt und sich auch das Recht, politisch zu wirken, zugesprochen.

Von den süddeutschen Mitgliedern unserer Gruppe, Gervinus und Häußler, zeigt jener noch greifbarer als Droysen die gewollte Bevorzugung der politischen Geschichte. Auf dem Gebiet der Literaturgeschichte liegen die größeren Verdienste von Gervinus; aber er folgte dem Zug der Zeit zur politischen Geschichte und politischen Betätigung, wenn wir auch heute fast den Eindruck haben, daß er sich damit opferte.

Der jüngste unter den Führern der politischen Historiker, Heinrich von Treitschke, steht von ihnen als Geschichtsschreiber obenan; bei ihm nehmen wir auch die größte Harmonie von Anlage und Betätigung wahr; seine reichen Gaben ordnen sich widerspruchsfrei, ja mit Notwendigkeit einem großen Zweck unter. Mit Mommsen führt er aber auch schon über den Kreis der politischen Geschichtsschreibung im engeren Sinne hinaus, weshalb wir ihm weiterhin noch unsere Aufmerksamkeit zuwenden werden.

Treitschke prägt in der politischen Geschichtsschreibung so eigenartige Züge aus, daß wir ihn, obwohl er von ihren älteren Mitgliedern Wesentliches übernimmt, doch nicht in ein einfaches Schülerverhältnis zu ihnen bringen dürfen. Ihre Schule ist übrigens groß oder wenigstens die Zahl derjenigen, die sich ihrer Art der historischen Auffassung und Darstellung anschlossen. Um noch zwei Altersgenossen Treitschkes von ernstem Charakter zu nennen, so führt K. v. Noorden zu Sybel, B. Erdmannsdörffer zu Droysen. Bei Erdmannsdörffer aber beobachten wir auch schon wiederum, wie sich die Kritik gegen die politische Geschichtsschreibung erhebt.

Von Rankes Schülern darf man wohl die Mehrzahl zu den politischen Historikern rechnen. Praktisch-politisch nehmen mehr die Stellung des Meisters Giesebrecht und Siegfried Hirsch ein. Grundsätzlich aber erkannte Giesebrecht es als Aufgabe des Geschichtsschreibers, politisch auf das Publikum zu wirken¹⁾. Waitz kam in der praktischen Politik den politischen Historikern nahe; als Geschichtsforscher wird er sich mehr zu Ranke als zu ihnen hingezogen gefühlt haben. Nicht wenige von den politischen Historikern erhielten ihre methodische Ausbildung bei Ranke und Waitz, während sie weiterhin die Art der politischen Geschichtsschreibung betätigten.

Um den großen Kreis der politischen Historiker richtig abzuschätzen, ist es notwendig hervorzuheben, daß keineswegs nur die darstellenden zu ihm gehörten. Bis in die Editoren und Diplomaten²⁾ hinein erstreckt er sich. So hielt der Herausgeber der Reichstagsakten, J. Weissäcker, es für Recht und Pflicht des Historikers, seine Vorlesungen in lebendige Beziehungen zur Gegenwart zu setzen und auf die politische und vaterländische Gesinnung der Jugend einzuwirken. Programmatisch bekannte er sich dazu in seiner Tübinger Antrittsrede über die Frage der Unparteilichkeit in der Geschichtsschreibung, indem er gerade die Notwendigkeit der Gesinnung mit der An-

¹⁾ Vgl. meinen Aufsatz über die politischen Historiker (oben S. 43, Anm. 1).

²⁾ Über Th. v. Sickel s. H. v. Srbik, tt. 39, S. 252; F. Bilger, Quellen u. Darstellungen z. Geschichte d. Burschenschaft V, S. 286; Westphal, Liberalismus S. 213.

wendung auf die Gegenwart betonte. 1858 schloß er eine Vorlesung über deutsche Geschichte nach einer Betrachtung über Staufer und Welfen mit einem Hinweis auf den Kaiserberuf der Hohenzollern, und von ihm ist die Anregung zu einer Denkschrift über die Einverleibung von Elsaß-Lothringen ausgegangen (mit dem Gedanken der Einverleibung in Preußen¹⁾). Die Beispiele von M. Duncker und Mommsen lehren ferner, daß die politischen Historiker sich auch in den Reihen der Altertumsforscher finden, wie denn auch die Berliner Universitätsfestreden von Böckh sämtlich in hervorragendem Maß politische Reden waren.

Es ist lehrreich, neben dem wissenschaftlichen Einfluß der formalen Methode den persönlich-politischen Einfluß Rankes auf diese Gruppe von Historikern zu beobachten. Die politischen Historiker unterscheiden sich von den Historikern des vulgären Liberalismus und der Demokratie nicht am wenigsten dadurch, daß sie Verständnis für die gewaltige Bedeutung der auswärtigen Politik bekunden; dies Verständnis aber ist um so größer, je näher sie Ranke stehen. Dahlmann, der mit ihm noch weniger Berührung hat, schätzt die auswärtige Politik geringer; sein Interesse haftet hauptsächlich, ähnlich wie das des damaligen liberalen Publikums, an der inneren. Einen ganz anderen Standpunkt nehmen dagegen die jüngeren politischen Historiker ein. Es ergibt sich jetzt das Verhältnis: die zünftigen Historiker, auch die liberalen, betonen die hohe Wichtigkeit der auswärtigen Politik; die nicht zünftigen, wie das große liberale Publikum, sind ohne rechtes Verständnis für sie. Und dieser Unterschied ist zum erheblichen Teil durch Rankes Einfluß bedingt; Droysen allein mag einen selbständigen, übrigens durchaus parallelen Weg gegangen sein. Zum anderen Teil wird jener Unterschied auf eine fortschreitende Entwicklung des politischen Urteils zurückzuführen sein, auch noch innerhalb des jüngeren Kreises²⁾: die politischen Erfahrungen der Zeit übten ihre Wirkung. So viel jedoch wird bestehen bleiben, daß die politischen Historiker ohne den Einfluß des Meisters Ranke in beträchtlich stärkerem Grad Anhänger des liberalen Dogmatismus, der französischen Verfassungsideen gewesen wären.

Natürlich haben die politischen Historiker, wie schon angedeutet, nichts mit der Art der Aufklärungshistoriker zu tun. Eine solche Annahme schließt schon ihre Herkunft aus. Wenngleich sie wie jene praktisch wirken wollten, so wollten sie doch nicht über die Vergangenheit richten, sondern aus ihr lernen. Vor allem auch endlich trennte sie von jenen die strengere methodische Schulung, die eine ganz andersartige Kontrolle der praktischen Verwertung des geschichtlich Beobachteten herbeiführte.

Die politischen Historiker kämpften, wie wir bemerkten, zunächst für konstitutionelle Verfassung, dann für ein einiges Deutsches Reich. Hierbei bekundeten sie schon mehrfach Neigung und Fähigkeit, die Schablone starrer liberaler Doktrinen mehr oder weniger aufzugeben³⁾. Darüber hinaus aber haben sie fast sämtlich eine Selbstkritik, eine „Selbstkritik des Liberalismus“

¹⁾ Kluckhohn, Vorträge und Aufsätze, S. 479 und 488 f.

²⁾ Vgl. unten S. 57 Anm. 1 über M. Duncker.

³⁾ Über die politische Erziehung, die Julian Schmidt — der auch zu den politischen Historikern gerechnet werden kann — mit seiner Geschichte der deutschen Literatur geübt hat, s. die bemerkenswerten Mitteilungen bei Chr. v. Tiedemann, Aus sieben Jahrzehnten I, S. 203.

(nach dem von einem durch Sybel beeinflussten Historiker dieser Richtung geprägten Ausdruck), geübt, und eben Historiker sind es gewesen, die mit dem Bekenntnis zu der Politik des Begründers unserer Einheit innerhalb des Liberalismus vorangingen. Ergreifend ist es, in Nitzsch' Briefen das Eingeständnis des früheren Irrtums und die Freude über das neue Werk zu lesen¹⁾. Es gehört zu Duncckers Ruhm, daß er in der Konfliktzeit mit scharfem Blick den wahren Gegensatz erkannte und im Streit um die Heeresreform von Haus aus im Lager der Krone seinen Platz nahm²⁾. Droysen sprach seine Abneigung gegen die damalige Haltung der Liberalen mit der drastischen Wendung aus: „Wir müssen alle reaktionär werden!“³⁾ Wenn Sybel in der Konfliktzeit Bismarck noch aufs entschiedenste entgegentreten zu müssen glaubte, so hat der Staatsmann später kaum einen willkommeneren Interpreten seiner Absichten gefunden als an diesem Historiker. Nur Gervinus versagte sich der Anerkennung der neuen Gestaltung der Dinge. Aber man sieht deutlich, wie er sich in Gegensatz zu dem stellt, was er lange erstrebt, und das Unharmonische seiner Art gelangt hier auf den Höhepunkt⁴⁾. Mommsen lehnte die Zustimmung zu Bismarcks Werk nicht ab; in eine stark frondierende Stellung kam er erst, als jener von 1878 an seine neukonservative innere Politik begann. Im übrigen hat Bismarck in dieser Periode, die erst die rechten Folgerungen aus den Ereignissen der Jahre 1870/71 zog, in der der innere Ausbau des nationalen Staates stattfand, innerhalb des alten Kreises der politischen Historiker für seine Gedanken und auch für die ganz neuen Gedanken der neukonservativen Periode begeisterte Aufnahme gefunden⁵⁾.

Wir erwähnten den Gegensatz der politischen Historiker zu Rankes Art. Man darf ihn freilich, wie sich aus dem Gesagten bereits ergibt, nicht übertreiben. Zum Teil hat er neben praktisch-politischem rein persönlichen Charakter, so der zwischen Ranke und Droysen⁶⁾. Zum Teil wird man sagen dürfen, daß Sybel in seiner Rede von 1856 seine und seiner Gesinnungsgenossen subjektive Haltung zu sehr in ein System gebracht, kanonisiert hat. Historiker mit ausgeprägt praktisch-politischer Richtung hat es stets gegeben und wird es stets geben. Wenn die politischen Historiker einen stärkeren Antrieb zur historischen Fragestellung aus den gegenwärtigen Verhältnissen gewannen als Ranke, so ist dies kein qualitativer Unterschied.

¹⁾ Vgl. die Äußerungen in den Briefen von Nitzsch an Jessen und Harms, bei M. Krammer in der Konservativen Monatsschrift 1913, Januarheft, S. 351 ff. In Fortsetzung unserer obigen Parallele sei hier vermerkt, daß auch Jhering nach dem Ereignis von 1866 ein energisches Bekenntnis zu Bismarck ablegte. Rümelin, Jhering, S. 9.

²⁾ Ein schönes Denkmal seiner charaktervollen Haltung sind seine Briefe: M. Duncker, Politischer Briefwechsel, hrsg. von J. Schultze (1923). Vgl. auch H. Z. 113, S. 324 ff. (über seine Stellung gegen die Demokratie und seine Schrift von 1858 („Feudalität und Aristokratie“); s. zu ihr meinen „Mittelalterlichen Staat“ I, S. 27).

³⁾ Vgl. Hintze, S. 140.

⁴⁾ H. Z. 75, S. 306 ff.

⁵⁾ Vgl. z. B. Archiv für Kulturgesch. 1910, S. 309 u. 456 ff.; Treitschke, Histor. und polit. Aufsätze 4, S. 418.

⁶⁾ Ranke klagt, daß Droysen seine Schule in Berlin vernichtet habe: Th. Wiedemann, Deutsche Revue 18, 4, S. 261. Über die tatsächlich vorhandene sachliche Gemeinschaft zwischen Ranke und Droysen s. z. B. Westphal, Liberalismus, S. 220 f.

Eine doch wohl als wesentlich zu bezeichnende Übereinstimmung ist ja von vornherein insofern vorhanden, als beide in der politischen Historie den Kern der Geschichtschreibung sahen. Es steht hier durchaus in zweiter Linie, ob der eine oder andere von stärkerer politischer Leidenschaft erfüllt war. Die Hauptsache liegt darin, daß Ranke die überragende Bedeutung des Staates ebenso anerkannt hat wie die politischen Historiker. Immerhin sind Unterschiede wahrnehmbar, wissenschaftliche und praktisch-politische.

Ranke mußte es von seinem Standpunkt der universalen Betrachtung, den er mit den Romantikern teilte, als eine Einseitigkeit ansehen, ein einzelnes praktisches Ziel in den Vordergrund zu stellen und von ihm aus die Entwicklung der Dinge zu beurteilen. So sehr auch er den nationalen Gedanken als Grundlage und Hebel der politischen Entfaltung ansah und der Autonomie des einzelnen Staates das Wort redete, so konnte er die geschichtlichen Verhältnisse doch nie anders als unter dem Gesichtspunkt der gegenseitigen Kämpfe, Beziehungen und Einwirkungen der Staaten behandeln. Darauf vor allem ruht Rankes Objektivität, daß er den Einzelfall unter das Licht der allgemeinen Politik, der allgemeinen Beziehungen stellt¹⁾. Wie die romantischen Literaturhistoriker sich durch die Innigkeit, mit der sie sich unserer alten Dichtung zuwandten, nicht abhalten ließen, die Literaturen fremder Völker zur Anschauung zu bringen, so vereinigte Ranke das eine mit dem andern auf dem Gebiet der politischen Geschichte. Darum ist es bezeichnend, daß der konservative Ranke — vielleicht trotz seiner konservativen Parteizugehörigkeit — der Französischen Revolution in der Frage der Schuld des kriegerischen Angriffs mit größerem Verständnis gegenübertrat als Sybel, der seine Geschichte der Revolution in seiner liberalen Periode schrieb²⁾. Von hier aus begreift es sich weiter, daß Ranke nicht in der Art, wie es die politischen Historiker zu tun wünschten, mit seinen historischen Darstellungen für ein bestimmtes politisches Ideal werben konnte. Es ist nicht bloß ein Unterschied des Temperaments zwischen ihnen, sondern eine Verschiedenheit der prinzipiellen Auffassung. Ranke hat sich bemüht, den Liberalismus zu bekämpfen; auch er steht als Historiker in lebendigster Beziehung zur Gegenwart³⁾. Allein es wäre ihm unmöglich gewesen, ein großes historisches Werk lediglich zur Widerlegung des Liberalismus oder einer andern politischen Anschauung oder zur Verteidigung einer bestimmten politischen Theorie zu schreiben.

Der praktisch-politische Gegensatz Rankes und der politischen Historiker ergibt sich schon aus dem, was wir früher bemerkt haben. Während Ranke von der Idee des konservativen Nationalstaates aus für einen Ausbau der deutschen Bundesverfassung wohl zu haben war, im übrigen aber nachdrücklich für den Einzelstaat, vor allem den preußischen, und die Grundlagen seiner Macht eintrat, lagen den politischen Historikern die Veränderung, die mit der Einführung einer konstitutionellen Verfassung gegeben

¹⁾ Vgl. Lenz, Kleine Schriften I, S. 11 u. 389.

²⁾ Sybels eigene Äußerung hierzu s. bei Varrentrapp, S. 307. Vgl. Th. Wiedemann, Deutsche Revue 17, 1, S. 352. M. v. Szczepanski, Rankes Anschauungen über auswärtige und innere Politik, Ztschr. f. Politik, Bd. 7, S. 613 f.; Rotthaus, Der dynamische Zusammenhang äußeren und inneren Staatslebens bei Ranke, Heidelberger Dissertation von 1915.

³⁾ Vgl. M. Lenz, Gesch. der Universität Berlin II, 1, S. 271.

war, und die Einigung Deutschlands, die sich mit mehr oder weniger direktem Abbruch der vorhandenen staatlichen Gewalten vollziehen zu müssen schien, am Herzen. Der Abstand zwischen beiden war in der Zeit am größten, als das Moment der Notwendigkeit der Verfassungsänderungen den politischen Historikern im Vordergrund stand und sie damit einen großen gemeinsamen Boden mit dem gesamten Liberalismus hatten. Es waren ja nicht ihre Gedanken, wenn andere liberale Kreise die Volkssouveränität, den Parlamentarismus forderten, nur ein Milizheer und nur ein dem Volk gehörendes gelten lassen wollten und gegen „die das Mark aufzehrenden stehenden Heere“ kämpften. Aber vorerst erschienen die gemeinsamen Elemente als die stärkeren, was auch dadurch bewirkt wurde, daß die politischen Historiker von dem Glauben an die absolute Geltung einer bestimmten Verfassungsform sich zunächst noch nicht recht frei machten¹⁾. In dieser Zeit ist Ranke am wenigsten gelesen worden. Die politischen Historiker gewannen ihm, der beim liberalen Publikum als „servil“ galt, mit den Vertretern der rationalistischen Reaktion bei weitem den Rang ab. Wenn sie selbst, die ja zum beträchtlichen Teil seine Schüler waren, ihm stets mit Hochachtung begegneten, so ließen sie doch keinen Zweifel bestehen an der Tatsache ihres Gegensatzes²⁾. Allmählich jedoch milderte sich die Differenz, bei dem einen der politischen Historiker früher, bei dem andern später, bei dem einen vollständiger, bei dem andern wenigstens im Kern der Sache. Wenn die politischen Historiker anerkannten, daß die Einheit Deutschlands nicht durch Zerschlagung Preußens, sondern durch seine Erhebung zur führenden Monarchie in Deutschland erreicht werden müsse, so kamen sie damit dem konservativen Nationalstaatsgedanken schon recht nahe. Die Annäherung vollzog sich dann in Etappen; aufgehalten nicht bloß durch die Schwierigkeit der Lösung des Problems für Gesamtdeutschland, sondern nicht weniger durch Verfassungstreitigkeiten im Einzelstaat. Die Differenz verringerte sich, als schließlich die praktisch-politische Frage gelöst wurde, und zwar im Sinne Rankes und mit Annäherung der politischen Historiker an seinen praktisch-politischen Standpunkt.

Die Annäherung an Bismarcks Politik wurde den politischen Historikern dadurch erleichtert, daß sie sich stets zu den Prinzipien der historischen Rechtsschule bekannt hatten, wie dadurch, daß sie unter dem Einfluß der Geschichtschreibung Rankes standen, der, wie er innerhalb der konservativen Kreise daran arbeitete, die legitimistische Theorie zu lockern, zugleich alle mit dem Anspruch auf absolute Geltung auftretenden liberalen und demokratischen Doktrinen ablehnte. Das ist ja der große Ideenfortschritt, unter dem sich die neue Verfassungsgestaltung in Deutschland vollzog: der Fortschritt vom konstruktiven Denken zum empirischen, vom idealistisch-spekulativen zum realistischen³⁾. In dem neuen Deutschland sehen wir eine

¹⁾ Wie Duncker zur Zeit des Krimkrieges England als „den einzigen natürlichen Alliierten“ des konstitutionellen Preußens gegenüber dem absolutistischen Rußland ansah, darüber s. Treitschke, Aufsätze 4, S. 412. Rapp, Württ. Vj.-Hefte 1916, S. 600.

²⁾ Vgl. die oben erwähnte akademische Rede Sybels vom Jahre 1856.

³⁾ Wie solche Ideenentwicklungen oft durch ganz akute Anlässe beeinflusst werden, so spielt hier die politische Haltung, die England uns gegenüber in der schleswig-holsteinischen Frage 1864 und im französischen Krieg (Lieferung von Munition an Frankreich!) einnahm, mit: mit der Minderung der Beliebtheit Englands

großartige Verwirklichung des Grundgedankens der historischen Rechtsschule, daß nicht eine Verfassung für alle Völker gelten könne, daß vielmehr die Verfassung eines Staates den besonderen Verhältnissen des Volkes, seinen historischen Beziehungen entsprechen müsse. Er wurde vollständiger verwirklicht, als es ursprünglich im Sinn der politischen Historiker gelegen hatte; aus ihren Sätzen wurde die strenge Konsequenz gezogen. Auch das viel angefochtene Verhältnis des kontinentalen Staates zum Heer findet unter diesem Gesichtspunkt seine volle Rechtfertigung. Wenn wir heute von der Überzeugung erfüllt sind, daß das Maß der bürgerlichen Freiheiten in einem Staat im Verhältnis zu dem militärisch-politischen Druck steht, der auf seinen Grenzen lastet¹⁾, so ist sie in einer Anwendung des Grundgedankens der historischen Rechtsschule gewonnen worden. Die politischen Historiker stimmten dem jetzt freudig zu, was auf konservativer Seite der Kern des Widerstandes gegen den Liberalismus gewesen war.

Der Eifer der Werbung für das hohe Ziel bleibt das gewaltige Verdienst der politischen Historiker. Aber in der Form des Werkes siegten Bismarck und Ranke. Die Entscheidung brachte das Jahr 1866, die Jahre 1870—71 die notwendige Ergänzung dazu; gekrönt wurde das Werk in der mit 1878 einsetzenden Periode. Jetzt wurden Bismarck und Ranke populär und in steigendem Maß mit jedem dieser Zeitabschnitte. Diejenigen politischen Historiker erwiesen sich als die konsequentesten, die der Wendung von 1878 zustimmten. Die Arbeit der politischen Geschichtschreibung wurde eben jetzt ganz fruchtbar, durch die Vereinigung ihrer Ideen mit den konservativen und ihre gegenseitige Durchdringung.

Die „Hallischen Jahrbücher“, die Zeitschrift der Mitte des 19. Jahrhunderts, die die Zeichen der Zeit mit vollkommener Sicherheit zu deuten beanspruchte, hatten erklärt, die Geschichtschreibung gedeihe „vorzugsweise in Republiken“²⁾. Die Wahrheit ist, daß die deutsche Geschichtschreibung ihre klassische Ausprägung in der Monarchie und wesentlich im Anschluß an sie, und zwar an den ganz monarchischen preußischen Staat fand. Die namhaften Historiker, die aus anderen deutschen Landschaften stammten, suchten ihre Themen auch vor allem in den großen Momenten der preußischen Geschichte. Es zeigte sich, daß nicht die Verfassungsform die idealen geistigen Produktionen garantiert, sondern das große politische Leben, das,

minderte sich auch die Verehrung, die seine Verfassung genossen hatte. Die Legende, daß England nach außen und innen ein Hort der „Freiheit“ sei, wurde allmählich aufgegeben. Treitschke ist es vor allem, der diesen Fortschritt der Erkenntnis darstellt. Er geht vollends zu energischer Kritik Englands über, seitdem es uns in unserer Kolonialpolitik Schwierigkeiten schuf. Diese Beobachtung macht in etwas anderer Art E. Marcks, Deutsche Monatsschrift, Mai 1906, S. 177. Vgl. M. Cornicelius, England in Treitschkes Darstellung und Urteil, Internationale Monatsschrift 1915, S. 65 ff. Die durch unsere neuesten Erfahrungen gesteigerte Erkenntnis des englischen wie des französischen Wesens hat in unserer historischen Literatur wieder mannigfachen Ausdruck gefunden.

¹⁾ Vgl. die klassische Ausprägung dieses Satzes bei O. Hintze in der Zeitschrift „Das Neue Deutschland“, 1, S. 118; nachdrücklich auch betont von dem Schweizer H. Bächtold, die nationalpolitische Krisis in der Schweiz und unser Verhältnis zu Deutschland, S. 61; ders., Zum Urteil über den preußisch-deutschen Staat, S. 7 ff.

²⁾ Jahrg. 1841 I, S. 422.

den Verfassungsfanatikern zum Trotz, sich in dem monarchischen Preußen, dem größten und stärksten preußischen Staat, am meisten entfaltete. Es ist nicht Zufall, daß die württembergischen und badischen Verfassungskämpfe keinen Geschichtschreiber hervorgebracht haben, wie auch die Schweizer Republik oder die norwegische Demokratie mit ihrem Mangel an auswärtiger Politik ihrer Geschichtschreibung Schranken ziehen¹⁾.

Wenn sich der Gegensatz zwischen Ranke und der Mehrzahl der politischen Historiker in den praktisch-politischen Fragen, wie angedeutet, schließlich annähernd ausglich²⁾, so trug das dazu bei, auch die wissenschaftliche Differenz, die Differenz in der Anschauung von der Aufgabe des Geschichtschreibers, zu mildern. Sybels Nekrolog auf Ranke (1886) zeigt in der Tat eine Milderung³⁾ gegenüber den Äußerungen der Rede von 1856, eine Abwandlung, die gewiß nicht bloß in der Nachsicht ihren Grund hat, die jeder Nekrolog auferlegt. Es war ja überdies das eigentliche Ziel der politischen Historiker, dasjenige, dem sie ihre historischen Darstellungen gewidmet hatten, erreicht worden, so daß eine Fortsetzung der Richtung nicht notwendig schien. Immerhin blieb die Verschiedenheit im Grundsatz bestehen. Auch in diesem Streit erwies sich Ranke als der Sieger. Es bildet aber ein Ehrendenkmal für die politischen Historiker, daß die Kritik ihres Standpunktes von ihrem eigenen Kreis ausgeübt worden ist. Erdmannsdörffer und Koser haben gegenüber Droysens Idealisierung der älteren brandenburgisch-preußischen Geschichte deren realen Charakter aufgewiesen, Lenz und Meinecke die allgemeine Forderung der Rückkehr zu Rankes objektiver, universal, kontemplativer Geschichtsdarstellung erhoben⁴⁾. Eben diese Forscher sind Schüler oder Enkelschüler der klassischen politischen Historiker. Wenn großdeutsche Historiker — denen gegenüber die kleindeutschen die Überlegenheit im allgemeinen unbedingt beanspruchen dürfen — in Einzelheiten jenen Irrtümer nachgewiesen haben, so sind sie doch auch wieder grundsätzlich „politische“ Historiker, also Holz vom gleichen Stamm.

Wir halten es übrigens nicht für überflüssig, zu empfehlen, den Ausdruck kontemplativ zugunsten des Wortes objektiv oder universal aufzugeben. Denn Rankes Anteil an den politischen Dingen war zu lebhaft, als daß seine Art mit der Kontemplation des Orientalen zu vergleichen wäre,

¹⁾ Vgl. H. Bächtold, Die nationalpolitische Krisis in der Schweiz, S. 68 ff.: „Ich kenne“ — sagt Bächtold — „keine nationale Historiographie innerhalb der in Betracht kommenden Kulturländer, die in dieser Richtung so versagte, wie die unsrige. . . . Verständnis erstet nicht allein aus Wissen, sondern vor allem auch aus Erleben.“ S. auch S. 47.

²⁾ Bezeichnend ist die große Befriedigung, die Ranke über die von Treitschke auf die Studentenwelt ausgeübte starke moralisch-politische Einwirkung gerade von der Zeit an bekundet, in der dieser seine konservativen Ideen nachdrücklicher betonte. Vgl. Th. Wiedemann, Deutsche Revue 18, 3, S. 348.

³⁾ Auf sie macht schon Varrentrapp (S. 69) aufmerksam. Sybels Nekrolog s. ebenda, S. 299.

⁴⁾ Über die Verdienste von Lenz und seiner Schule in dieser Hinsicht s. das oben S. 43, Anm. 1 erwähnte Buch von Oncken. Über Droysens Schüler R. Koser als Vertreter vaterländischer Geschichtschreibung ohne die erwähnte Tendenz Droysens s. O. Hintzes Gedächtnisrede, in d. Abhdlgen. der Berliner Akad. 1915. Bei ihm ist der Gegensatz der politischen Historiker zu Ranke nicht mehr vorhanden.

der seine Persönlichkeit auslöscht. Es war doch der schlichte wissenschaftliche Grundsatz, der ihn, bei aller Lebhaftigkeit des politischen Interesses, bei allem Ärger über die Unbelehrbarkeit der Liberalen¹⁾, zur Gerechtigkeit der Objektivität führte.

Die großdeutschen Historiker, deren wir eben gedachten, bilden keine geschlossene Gruppe in dem Sinn wie die kleindeutschen. Es liegen auch nicht großdeutsche Geschichtswerke in dem hohen Stil vor, wie sie die kleindeutsche Literatur aufweist. In der erwähnten sachlich-wissenschaftlichen Überlegenheit der kleindeutschen Geschichtsliteratur über die großdeutsche kommt zweifellos die Tatsache zum Ausdruck, daß damals die kleindeutsche Lösung der deutschen Frage die einzig mögliche Lösung war. Als bemerkenswert mag hervorgehoben werden, daß der Streit zwischen der klein- und großdeutschen Auffassung vielfach indirekt, an scheinbar entlegener Stelle ausgefochten wurde, so in jener Kontroverse zwischen Sybel und Ficker über die mittelalterliche Kaiserpolitik und in der Beurteilung des Verhaltens von Preußen und Österreich in den französischen Revolutionskriegen. Unzulässig wäre es, die österreichischen und die großdeutschen Historiker gleichzusetzen. Denn abgesehen davon, daß diese nicht bloß unter jenen zu finden sind, und daß es österreichische Historiker gab (wie O. Lorenz), die mit Ranke, Sybel und Treitschke sympathisierten²⁾, so erschöpft sich die österreichische Geschichtschreibung keineswegs im Großdeutschtum. Ein Historiker z. B. wie A. v. Arneth geht durchaus nicht in ihm auf.

Eine gewisse Lücke läßt sich in der Haltung der politischen Historiker wohl in kirchlicher Beziehung wahrnehmen. So wenig man von ihnen eine bestimmte kirchlich-religiöse Stellung an sich verlangen kann, so bleibt es doch bemerkenswert, daß sie in der großen Mehrzahl einem allgemeinen kirchlichen Liberalismus, einem teilweise bis zur Gleichgültigkeit oder gar Ablehnung gegenüber den religiös-kirchlichen Mächten fortschreitenden, huldigten. Bei näherem Zusehen beobachten wir freilich Unterschiede, beobachten wir, wie es sich mehrfach um einen nicht bloß protestierenden, vielmehr warmherzigen Protestantismus handelt, wie z. B. die Auseinandersetzung zwischen Germanentum und Christentum im Mittelalter und der förderliche Einfluß des Christentums mit inniger Anteilnahme verfolgt werden³⁾, wie die Auffassung, die die Aufklärung von der Reformation vertrat, zugunsten des dieser eigenen positiven religiösen Gehalts verworfen wird⁴⁾, wie endlich ein Historiker im Lauf seiner historischen Arbeit und im Zusammenhang mit den Zeiterfahrungen größeres Verständnis für das religiöse Moment gewinnt⁵⁾. Überwiegend aber stehen die politischen Historiker in der Erfassung der religiös-kirchlichen Verhältnisse hinter Ranke zurück, und es ist bezeichnend, daß sie zwar die Geschichte der Beziehungen von

¹⁾ Vgl. Doves Erzählung, Ausgewählte Schriftchen, S. 192, Anm. 1.

²⁾ F. Bilger a. a. O., S. 279 ff.; B. Friedrich, Die Sprache der Juden, S. 7.

³⁾ Vgl. in dieser Hinsicht G. Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“.

⁴⁾ So von Waitz gegenüber Hagen in der Allg. Zeitschrift für Geschichte. Über Droysens Stellung zur religiösen Frage vgl. z. B. Droysen, J. G. Droysen I, S. 164f.

⁵⁾ E. Marcks, H. Z. 75, S. 313 über Treitschkes „Deutsche Geschichte“, Bd. 5: „Insofern sie (Treitschkes Sympathie) den positiven religiösen Bestrebungen entgegengetragen wird, bezeichnet sie zugleich, im Vergleich mit der liberaleren Vulgata, einen wissenschaftlichen Fortschritt.“

Staat und Kirche kräftig gefördert haben — die Dissertationen jener Zeit galten in der Regel entweder diesem Problem oder einer kritischen Quellenfrage —, daß jedoch ihre kirchengeschichtlichen Forschungen im wesentlichen auf jene Beziehungen, und zwar mit einer gewissen Äußerlichkeit, beschränkt geblieben sind. Die verhältnismäßige Befangenheit der politischen Historiker im kirchlichen Liberalismus ist als erklärendes Moment mit in Betracht zu ziehen, wenn später der Liberalismus im öffentlichen Leben seine große Stellung nicht zu behaupten vermochte. Streitfragen der Kirchengeschichte im engeren Sinn sind damals wesentlich nur innerhalb der theologischen Kreise verhandelt worden, hier in einer bedeutenden Literatur.

Dauernde Auseinandersetzungen gab es zwischen den politischen Historikern und der Gruppe spezifisch katholischer Historiker¹⁾. Widmen wir dieser hier eine allgemeine Betrachtung. Zum Teil fallen die spezifisch katholischen Historiker jener Zeit mit den großdeutschen zusammen, jedoch nicht vollständig, insofern auch liberale (katholisch-liberale) Historiker, auch einzelne protestantische, auf großdeutscher Seite sich finden. Die spezifisch katholischen Historiker, mit denen die politischen Historiker sich auseinandersetzen, sind teils Theologen, zum beträchtlichen Teil aber Profanhistoriker. Ihr Ausgangspunkt ist wesentlich die Romantik, die aber — wir wiederholen es — ihre Jünger in noch größerer Zahl auf der Gegenseite sah. Einige von den katholischen Historikern sind Konvertiten, so Hurter, dessen „Innocenz III.“ eine achtbare Leistung darstellt, wenn der Verfasser auch noch nicht gerade die neuere historische Methode handhabt²⁾. Einer eigentümlichen Anlage des Buches, die sich oft in der Historiographie des 19. Jahrhunderts bis in die letzten Jahrzehnte findet, mag an dieser Stelle gedacht werden. Der Verfasser erfüllt seinen Zweck, die Geschichte des Papstes „und seiner Zeitgenossen“ zu schreiben, in der Art, daß er die politisch-kirchlichen Vorgänge in fortlaufender Darstellung schildert und daran unvermittelt eine systematische Darlegung der Zustände der Zeit anknüpft; dies Verfahren einer Trennung der Vorgänge und der Zustände ist das Gegenteil einer idealen Lösung der Aufgabe, eine Persönlichkeit in ihrer Zeit zu schildern. Aber auch abgesehen von der biographischen Form haben wir oft — diese allgemeine Bemerkung sei hier angeknüpft — Darstellungen erhalten, deren Einheitlichkeit dadurch beeinträchtigt war, daß sich in die Darlegung der politischen Vorgänge unvermittelt zuständige Schilderungen einschoben³⁾.

Wahrhaft hervorragende Historiker besitzt die katholische Geschichtsschreibung in Döllinger und J. Ficker: jener ein Kirchenhistoriker, der aber den vollen Umblick über die allgemeine Geschichte besitzt; dieser Verfassungshistoriker von unvergleichlichen Verdiensten, Urkundenforscher von fast epochemachender Bedeutung und politischer Historiker von selbständiger Haltung⁴⁾. Ihr katholisches Bekenntnis hat ihnen Hemmnisse bereitet,

¹⁾ Vgl. z. B. Allg. Ztschr. für Geschichte, Bd. 7, S. 289 ff.

²⁾ Ein Urteil über dies Buch bei K. Hampe, Salier und Staufer, 2. Aufl., S. 197.

³⁾ Um auch eine sehr glückliche Lösung der Aufgabe, insbesondere in der Aufweisung der ökonomischen Entwicklung als Einheit in sich und in ihrem Zusammenhang mit der politischen, — aus jüngster Zeit — zu nennen, so sei E. Gothein, Die Stadt Köln im ersten Jahrhundert unter preußischer Herrschaft 1815—1915 (Köln 1916) hervorgehoben.

⁴⁾ Vgl. auch Bihlmeyer, J. A. Möhler als Kirchenhistoriker, Theolog. Quartalschrift 1919, S. 134 ff.

aber auch Anregungen geboten, deren Frucht sich z. B. in der Berücksichtigung vernachlässigter Fragen wahrnehmen läßt. Der Reiz, den das Studium ihrer Arbeiten gewährt, liegt nicht zum wenigsten in der Beobachtung ihres ernstesten Ringens um ihren Standpunkt (etwa in der Einleitung von Ficker zu den Regesten Kaiser Friedrichs II.): es ist ihnen heiliger Ernst um die Wissenschaft wie um ihren Glauben. Beide haben im Lauf der Jahre eine Entwicklung durchgemacht, in der sie sich von ihrem älteren Standpunkt entfernten, Döllinger so weit, daß er den römischen Katholizismus zugunsten eines, wie er das Verhältnis auffaßte, alten Katholizismus aufgab. Döllinger steht nahe ein Kreis von namhaften katholischen Historikern, die sich dem Altkatholizismus anschlossen: K. A. Cornelius, ihr Haupt, Kampschulte, M. Ritter, A. v. Druffel, Lossen und F. Stieve. Dieser Kreis teilte zunächst freilich durchaus die Haltung Döllingers in seiner früheren Entwicklung, wie denn der, sei es mehr katholische, sei es mehr großdeutsche Standpunkt von Cornelius, Kampschulte, Druffel, sich in einer entschiedenen Gegnerschaft gegen Sybel in dessen Streit mit Ficker äußerte¹⁾. Wie aber mit der Begründung des Altkatholizismus ihre Stellung sich allmählich änderte, so sind die Arbeiten jenes Kreises im Lauf der Zeit überwiegend in den Fluß der allgemeinen historischen Literatur eingemündet. Antriebe und Anregungen, die aus ihren ursprünglichen Anschauungen stammen, lassen sich jedoch bei ihnen feststellen, so in der Wahl der Stoffe wie der Deutung der historischen Vorgänge²⁾. Die nachhaltigste Wirkung hat unter ihnen M. Ritter geübt, als eindringlicher Dozent, als vorbildlicher Editor von Akten zur neueren Geschichte, als Forscher von nicht oft bezeugender Vielseitigkeit, der seinen Spaten in allen drei Zeitaltern der Weltgeschichte eingesetzt und nicht bloß mit historiographischer Überschau sich mit ihnen befaßt hat, als umfassender Kenner und Darsteller des Zeitalters der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges. Bei ihrem ersten Auftreten befanden sich diese Historiker, wenigstens die älteren unter ihnen, mehr oder weniger in einem Gegensatz, einem kirchlich-politischen gegen die politischen Historiker. Weiterhin haben sie diesen entweder aufgegeben, oder er ist infolge des allgemeinen Ganges der Dinge zurückgetreten. Immerhin läßt sich von einem Gegensatz insofern noch sprechen, als sie — dies gilt insbesondere von dem Überlebenden, M. Ritter, dem Nestor der deutschen Historiker — den Universalismus Rankes teilen, nie die Aufgabe des Historikers etwa so wie Sybel aufgefaßt haben.

Im Widerspruch zu dem Anspruch, der für J. Janssens „Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters“ erhoben worden ist, steht die Leistung. Zwar hat der Verfasser durch mehrere Arbeiten bewiesen, daß er über die Fähigkeit, eine methodische Untersuchung zu führen, verfügt. Allein mit der Art des in seiner „Deutschen Geschichte“ durchgeführten Grundsatzes, „die Quellen reden zu lassen“, hat er sich außerhalb des wissenschaftlichen Verfahrens gestellt; es ist unerfreuliche Advokatenart³⁾. Dabei er-

¹⁾ Vgl. J. Jung, J. Ficker, S. 312 ff. Bei Jung findet man vielerlei über die Kreise der katholischen, der großdeutschen und der österreichischen Historiker. Daß auch Protestanten Sybel widersprochen haben, sei übrigens der Vollständigkeit wegen hier notiert. ²⁾ Lehrreich in dieser Beziehung ist z. B. Kampschultes Calvin.

³⁾ Die Literatur der Janssen-Kritik ist in Dahlmann-Waitz' Quellenkunde Nr. 1463 verzeichnet.

kennen wir auch bei Janssens Werk die gebotenen Anregungen, die aus dem subjektiven Bekenntnis des Verfassers stammen, an.

Mit diesen Betrachtungen über die späteren Schicksale der politischen Historiker sind wir indessen über den Zeitpunkt hinausgegangen, von dem aus wir unsere Stellung zu der politischen Geschichtschreibung nahmen.

VI. Opposition gegen die politische Geschichtschreibung. Die Zeit des einseitigen Empirismus. Forderungen und Leistungen der Kulturgeschichtschreibung.

Außer den erwähnten Gegensätzen, die im Grunde nur auf der Hervorkehrung eines entgegengesetzten politischen oder kirchlich-politischen Moments beruhten, machte sich aber auch ein Widerspruch anderer Art gegen die politischen Historiker geltend. Neben dem Gegensatz gegen rechts hin, in dem sie aufkamen, hatten sie sich von jeher auch gegen links gewandt. „Die reine Demokratie“ — bemerkt Sybel in seiner Rede von 1856 — „hat in den letzten Jahren auf unserem Felde nichts geliefert, was eine nähere Erwähnung verdiente.“ Die Demokratie aber hat in Deutschland einen unpolitischen, kosmopolitischen Zug, und so war es denn für sie gegeben, daß sie die politische Geschichtschreibung ablehnte. Zwar befand sich die Demokratie, wie Sybel hervorhebt, in der mißlichen Lage, eine wissenschaftliche Leistung schlechterdings nicht aufweisen zu können. Um jedoch nicht ohne jeden wissenschaftlichen Namen zu sein, klammerten die Demokraten sich wohl an Schlosser an, auf den sie sich indessen wieder nicht recht berufen konnten. Wenn ihnen aber die wissenschaftliche Vertretung gänzlich fehlte, so war die erforderliche Stimmung im Publikum immerhin vorhanden. Im Lauf der Zeit verdichteten sich die demokratischen Wünsche auf die Forderung der Darstellung der Kulturgeschichte, die die politische Geschichtschreibung vertreiben und deren Ideale beseitigen sollte. Dieser Wunsch, der uns seitdem dauernd begleitet hat¹⁾, ist in einer Reaktion zu Voltaires Zeit hin geboren. Die Epigonen sind dann in der geringen Schätzung des Einflusses des Staates und der politischen Persönlichkeiten auf die allgemeine Entwicklung, auch auf die Kultur, noch weiter gegangen als ihre Meister aus dem 18. Jahrhundert.

Die Forderung der Kulturgeschichte wurde freilich nicht bloß von der Demokratie vertreten. Wenn wir in der wissenschaftlichen Bewegung die allgemeine Beobachtung von einem Wechsel der vorwaltenden Richtungen machen, so können wir uns nicht wundern, auch die politische Geschichtschreibung von diesem Geschick getroffen zu sehen, wiewohl sie so viel tüchtige Elemente und so viel Wahrheitsmomente in sich barg, daß ihre Vorherrschaft lang gewesen ist und ihre Art nie ganz verschwinden wird. Einen gewissen Abzug mußte die Geltung der politischen Geschichtschreibung schon um des bereits erwähnten Umstandes willen erfahren, daß ihr praktisches Ziel erreicht wurde. Es ist ihr auch das Schicksal des Epigonentums nicht ganz erspart geblieben. Wählen wir einen dieser Historiker aus, der seine Aufgabe noch immer mit solchem Ernst erfaßte, daß wir ihn durchaus zu den achtbaren Vertretern seiner Richtung zählen, H. Baumgarten, so sind

¹⁾ Vgl. z. B. H. Z. 111, S. 146.

doch seine Schriften von Einseitigkeit nicht frei und zeigen eine gewisse Blutleere; seine originalste Aufzeichnung bleibt wohl seine Selbstkritik, seine „Selbstkritik des Liberalismus“. Wir brauchen nicht derer zu gedenken, die den Trieb nicht besaßen, ihn zu erreichen. Es ist schon allein im Hinblick auf Baumgarten begreiflich, daß man nach einer volleren Anschauung vom Menschenleben verlangte.

Doch es war im Grunde nicht einmal in erster Linie der politische Zug, der an den Historikern jener Generation als unbefriedigend empfunden wurde. Die Jahre, mit denen wir es hier zu tun haben, weisen einen allgemeinen Rückgang in der literarischen Produktion, sogar einen Tiefstand auf. Rankes glänzendste Werke lagen weiter zurück. In die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts fallen, wenn nicht ganz, so mit ihren entscheidenden Anfängen die großen Veröffentlichungen der politischen Historiker: Droysens York und Preußische Politik, Häußers Deutsche Geschichte von 1786—1815, Sybels Geschichte der Französischen Revolution, Mommsens Römische Geschichte. Dagegen die Zeit von 1860 bis 1878 ist erheblich weniger ergiebig. Es wird zwar noch ausgeführt, was vorher begonnen war; es tritt auch noch manche nicht verächtliche Gabe zutage. Die Geschichtschreibung steht in diesen Jahren vielleicht noch günstiger da als andere Teile der Literatur: die Philosophie, die Theologie, die schöne Literatur. Deutlich merkbar aber ist der Abstand gegen die vorausgehende Zeit auch bei ihr. Die großen Ereignisse der politischen Einigung Deutschlands übten, woran wir schon erinnerten, ihre volle Wirkung auf das Leben der Nation erst in der mit dem Jahre 1878 einsetzenden Periode. Die Jahre von 1860—78 bezeichnen einen Tiefstand im literarischen, im geistigen Leben des 19. Jahrhunderts: die Periode des höchsten Einflusses des liberalen Manchestertums, die Gründerzeit, die Zeit des Kulturkampfes, die Zeit Makarts¹⁾.

In diesem Zeitabschnitt trat ein sich selbst genügender Empirismus hervor, mit den Fehlern der Überschätzung der empirischen Beobachtung. In einer so unphilosophischen Zeit mußten sich die Nachteile einer weit gediehenen Arbeitsteilung besonders geltend machen²⁾.

Wir haben gesehen, wie die Arbeitsteilung unvermeidlich und die Voraussetzung für den Fortschritt der Wissenschaft war. Es ließ sich auch, wie gleichfalls schon angedeutet, nicht umgehen, daß zahlreiche Forscher im Interesse der großen Sache wahre Kärnerdienste leisteten³⁾. Aber ungünstige Folgen stellten sich ein, sobald dem Forscher das Bewußtsein schwand, im Dienst eines großen Zusammenhanges zu stehen und für die Erkenntnis großer Beziehungen zu arbeiten, wenn die Ermittlung des Einzelnen Selbstzweck zu werden drohte. Die Literatur jener Jahre liefert in der Tat Beispiele für einen derartigen Zustand.

Der nackte Empirismus, der sich rühmt, über alle religiösen Dogmen und philosophischen Konstruktionen hinausgekommen zu sein, verfällt erst recht dem kompakten Vorurteil. Das klassische Beispiel jener Jahre für ein solches Geschick haben wir in der Verführung des Systems Buckles, der

¹⁾ Vgl. auch die Schilderung des damals vorherrschenden „trivialen Liberalismus“ bei Meinecke, Die deutsche Erhebung von 1914, S. 19.

²⁾ Treitschkes Briefe enthalten bemerkenswerte Klagen hierüber.

³⁾ Gegen eine ungerechte Beurteilung der deutschen „kritischen Schule“ s. Vjschr. f. Soz.- u. WG. 13, S. 435.

bezeichnenderweise nicht geschulter Historiker war. Die politische Geschichte schiebt er in den Hintergrund. Religiöse, sittliche Kräfte gelten ihm nicht oder nur wenig; ein wahrer Fortschritt sei nur durch Aufklärung möglich. Wie Autodidakten oft noch in einer Periode leben, die der lebendige Fortschritt der Wissenschaft bereits überwunden hat, so walten über Buckle noch Anschauungen der Aufklärungszeit, über ihm noch stärker als über seinem Meister Comte, dessen Popularisator er wurde. Nach dessen Vorgang stellt er den Historikern die Aufgabe, für die Geschichte der Menschheit das zu leisten, was anderen Forschern in den Naturwissenschaften gelungen ist. Die Vorgänge der Menschenwelt sind einer ähnlichen Behandlung zu unterwerfen wie die der Natur. Der Historiker hat die Aufgabe, die unwandelbaren und allgemeinen Gesetze der Menschenwelt festzustellen. Da nun nach Buckle der Intellekt der bestimmende Faktor der Geschichtsentwicklung ist, so brauchen wir nur dessen Gesetze zu studieren, um die Gesetze der Geschichte zu entdecken. Jetzt und in gewissen Zeitabständen immer von neuem tritt an die Geschichtswissenschaft die Forderung heran, die naturwissenschaftliche Methode auf die Betrachtung der historischen Verhältnisse zu übertragen, übrigens in der Regel mit einer Reaktion zur Aufklärung hin. Aber jener Prediger einer solchen Übertragung, der damit die historische Forschung zur Exaktheit erheben wollte, ist in Wahrheit mit seinen historischen Eröffnungen ein Agitator für einen konkreten politischen Glaubenssatz, für das Prinzip des *laissez faire*, ist der Historiker der Manchesterpartei, aus dem Lande, das dem Kontinent die Freihandelslehre empfahl, um ihn recht erfolgreich auszubeuten¹⁾. Es wird nur aus den Verhältnissen jener unphilosophischen Zeit verständlich, daß Forscher, die Buckle an wissenschaftlicher Tüchtigkeit bei weitem überlegen waren, wie der Literaturhistoriker Scherer, sich seiner Theorie zugänglich zeigten²⁾. Man flüchtet zu ihr aus dem Gefühl, daß der reine Empirismus nicht befriedigen könne, während ihr Urheber doch ein Opfer der empiristischen Selbsttäuschung ist.

Was vermochten indessen Comte und seine Jünger Buckle und Spencer den Deutschen zu bieten? In Frankreich und England, die nicht eine romantische Bewegung mit so reich verzweigten Schulen, vor allem mit der fruchtbaren historischen Rechtsschule und der historischen Schule der Nationalökonomie, wie Deutschland gehabt haben, mochte Comte etwas bedeuten, und in romanischen Ländern stützen sich noch heute praktische Politiker im Kampf des Staates gegen die Kirche auf den Comtismus, indem sie in Comte den sehen zu müssen glauben, der die Überwindung der alten Kirchlichkeit gebracht habe³⁾. Allein „der deutschen Wissenschaft war der auf das Ganze der Gesellschaft und der Geschichte gehende „soziologische“ Geist längst vertraut und ist in ihr weit tiefer begründet gewesen, als es durch Comte und andere hätte nachträglich geschehen können“⁴⁾. Wenn die von Comte verkündete „Soziologie“ sich die Erforschung der Gemeinschafts-

¹⁾ Vgl. hierzu aus neuester Zeit Eduard Meyer, England, S. 77.

²⁾ Zur Verbreitung der Ideen von Comte und Buckle in der Deutschen Literatur s. Vjschr. f. Soz.- u. WG. 1915, S. 433 f.; Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie, 5. Kap., § 5.

³⁾ Vgl. „Eiserne Blätter“ 1923, Nr. 47, S. 733 f.

⁴⁾ O. Spann, Ztschr. für Sozialwissenschaft 1908, S. 492.

beziehungen zum Zweck setzte, so war diese seit der romantischen Bewegung ja Gegenstand eifrigster Bemühungen gewesen¹⁾. Der Naturalismus Comtes war der Romantik zwar fremd gewesen; mit Recht aber hatte sie sich nicht zu ihm fortentwickelt. Comte steht durchaus im Fluß der geschichtlichen Entwicklung; er bedeutet keinen großen Anfang. „Als er das Wort ‚Soziologie‘ in die Wissenschaft einführte, war diese Richtung in Wirklichkeit längst in mannigfachen Anfängen vorhanden“²⁾. Er ist nicht der Urheber soziologischer Betrachtung überhaupt, sondern nur der Urheber der positivistischen Soziologie. Das Charakteristische seines Systems liegt in der Ablehnung der Metaphysik, einem schroffen Empirismus und in der Neigung zum Naturalismus. Natürlich bemächtigte sich, wie es zu geschehen pflegt, die Metaphysik, die der angeblich reine Empirismus entbehren zu können erklärte, in der Gestalt massiver Willkürlichkeiten seines Systems: das aufklärerische Element einerseits und die Konstruktion einer Menschheitsreligion nach Art der katholischen Heiligenverehrung anderseits stehen schließlich nebeneinander in seinen Anschauungen. Wir haben ihn nicht nötig, weil bei uns die soziologische Betrachtung vor ihm begründet worden war und weil wir den Positivismus und Naturalismus bei der soziologischen Betrachtung ablehnen. Er wird z. B. von Adam Müller speziell für die Nationalökonomie „an philosophischer Tiefe und Durchbildung wesentlich übertroffen“³⁾. Comte hat erklärt, er traue uns Deutschen die geringste Empfänglichkeit für seine Gedankenwelt zu, welche Bemerkung O. Pfleiderer hübsch dahin deutet: „es ist das schmeichelhafteste Kompliment, das er uns machen konnte“⁴⁾. Dies schließt nicht aus, daß Comte von der historischen Rechtsschule, wie er selbst gesteht, gelernt hat. Wir waren ja eben mit der soziologischen Betrachtung ihm vorausgegangen.

Comtes Jünger, Spencer, aber fesselt uns Historiker ebenso wie Buckle und so mancher neuere Positivist, Materialist und andere, die die Geschichte biologisch erklärten, hauptsächlich nur deshalb, weil wir an ihnen wahrnehmen, wie ihr „Empirismus das volle Gegenteil aller Empirie“ ist⁵⁾. Sie verbrämen nur ihre bestimmte Geschichtsauffassung, ihre politische Parteistellung mit angeblich kühler, „naturwissenschaftlicher“ Haltung. Die Wurzel der „nüchternen und grämlichen Geschichtsauffassung“ Spencers, sein parteimäßig bedingtes Urteil über die sekundäre Bedeutung des Staates gegenüber den Kräften der Gesellschaft, der Umstand, daß sein individualistischer Liberalismus ihn oft die von ihm sonst angenommene organische Natur der Gesellschaft vergessen läßt, seine „staatsblinde Isolierung der einzelnen, erwerbsfreudigen Bürger“ sind von der Forschung wiederholt hervorgehoben worden⁶⁾.

Die deutschen Historiker haben in ihrer überwiegenden Mehrheit Comte, Spencer und namentlich auch Buckles Versuch abgelehnt. Aber ein Teil ihrer Arbeiten war, wie bemerkt, in jener Zeit wohl von der Art, daß im

¹⁾ Näheres darüber s. GW. II, S. 173; meine Ausführungen im „Weltwirtsch. Archiv“, Bd. 16, S. 519 f.

²⁾ Wundt, Vjschr. f. Soz.- u. WG. 17, S. 177.

³⁾ Spann a. a. O., S. 491.

⁴⁾ Falkenheim, Kuno Fscher und die literarhistorische Methode, S. 106.

⁵⁾ Tröltsch, H st. II, S. 664 u. 666.

⁶⁾ H. Z. 79, S. 147; P. Barth, Vierteljahrschrift für wissensch. Philosophie 1904, S. 235; F. Krüger in: Wilh. Wundt, eine Würdigung (Erfurt 1922), S. 21.

Publikum Sympathien für solche Versuche entstehen konnten, daß es zum mindesten der viel empfohlenen Kulturgeschichte, auch unabhängig von Buckles Theorie, günstig gestimmt wurde.

Auf dem Gebiete der politischen Geschichte war die Arbeitsteilung am weitesten gediehen, weil die Forschung auf ihm mit der stärksten Energie eingesetzt hatte. So traten auch hier die Nachteile der vorgeschrittenen Arbeitsteilung am meisten hervor, das Verhältnis, daß ein Autor nur ein kleines Feld beherrschte und von dem, was anderswo vorging, nicht bewegt zu werden schien.

Während die Einzelforschung sich im Verhältnis zur spekulativen Philosophie Hegels nur im Gegensatz zu ihr entwickeln konnte, hatte die Romantik, die ebenso wie sie auch eine zusammenfassende Anschauung von den Dingen verlieh, mit ihrem Trieb, sich in die Vergangenheit zu vertiefen, die Einzelforschung eingeleitet und energisch zu ihr hingeführt. Inzwischen hatten sich die Einzelstudien mächtig entfaltet; aber das einigende Band schien abhanden gekommen zu sein.

Mancher der Alten klagte über die — keineswegs bloß innerhalb der Geschichtswissenschaft zu beobachtende — zunehmende Spezialisierung, atomistische Zersplitterung dieser empiristischen Zeit, das Absterben des gestaltenden Triebes, über die Zusammenhangslosigkeit der Forschung, darüber, daß man „höchstens noch Einzelheiten als Strebepunkte“ habe; es fehle „die Weihe der spiritualistischen Grundrichtung“ der romantischen, der philosophischen Zeit¹⁾. Auch jüngere Geschichtsschreiber empfanden den zunehmenden Spezialismus in diesem Sinn²⁾. Der Anlaß zu solchen Klagen läßt sich nicht bestreiten, und die neue Zeit schickte sich auch an, einen Ersatz zu bieten.

Aber was war es nun, was an die Stelle der politischen und der arbeitsteiligen Geschichtsdarstellungen von der neuen Zeit gesetzt wurde? Man kann sich der Heiterkeit nicht erwehren, wenn man liest, welche Bücher uns Jodl³⁾ in seinem Überblick über die kulturgeschichtlichen Werke jener Jahre vorführt: abgesehen von älteren Werken, deren Verfasser in anderem Zusammenhang stehen, die Bücher von Klemm, Kolb, Hellwald, Henne am Rhyn; aus der ausländischen Literatur wird Buckle am eingehendsten behandelt. Von den Büchern von Henne am Rhyn gesteht Jodl übrigens selbst, daß das in ihnen fehlt, was diese kulturgeschichtliche Literatur bieten sollte: Zusammenhang. Welcher ernstere Mann aber vermochte sich an diesen Autoren aufzurichten?

In jene Zeit fällt auch der Versuch Du Bois-Reymonds, den ethischen Faktor zugunsten der maßgebenden Bedeutung der Technik in der geschichtlichen Entwicklung zu bestreiten; ein Unterfangen, das charakteristisch für jene Jahre ist, darin aber auch seinen einzigen Wert hat.

¹⁾ Vgl. z. B. Archiv für Kulturgesch. 1911, S. 204 (Äußerungen von Leo); Harnack, Gesch. der Berliner Akademie I, 2, S. 978 (Kirchhoff); Graf Alex. Keyserling, ein Lebensbild aus seinen Briefen und Tagebüchern, hrsg. von H. v. Taube, Bd. 2, S. 129 (über K. E. v. Bär); ferner S. 8. S. auch Archiv a. a. O., S. 202 (Nitzsch). Über das allmähliche Verschwinden des metaphysischen Charakters der „Idee“ bei Gervinus vgl. M. Weber, Wissenschaftslehre S. 22.

²⁾ So Treitschke in seinen Briefen, Bd. I, S. 79 u. 229.

³⁾ F. Jodl, Die Kulturgeschichtsschreibung, ihre Entwicklung und ihr Problem (1878).

Jodl hat diejenigen Autoren herausgegriffen, deren Bücher den Titel Kulturgeschichte führten. Es gab allerdings auch Kulturhistoriker von höherem Stil, die nur nicht gerade Darstellungen mit jenem allgemeinen Titel verfaßt haben: W. H. Riehl, G. Freytag, J. Burckhardt.

Ihre Werke sind oft gegen die Richtung und Schule Rankes, gegen jede Art der politischen Geschichtschreibung ausgespielt worden. Indessen mit geringem Grund; am wenigsten können sie im Dienst einer kosmopolitischen Tendenz oder der Übertragung der naturwissenschaftlichen Methode auf die geschichtliche Betrachtung verwendet werden.

W. H. Riehl hat über die Arbeitsteilung in der politischen Geschichte gespottet. Er meinte mit der Bevorzugung der Kulturgeschichte solche Mißstände beseitigen zu können. Ihn traf der Vorwurf des Spezialistentums freilich nicht; denn er war (abgesehen vielleicht von der Musikgeschichte) nirgends Fachmann im strengen Sinne; auf mannigfachen Gebieten versuchte er sich, aber weder hier noch da mit selbständiger Forscherarbeit. Wir sind nicht so hochmütig, daß wir nur von zünftigen Gelehrten Belehrung annehmen. Jeder Unbefangene wird die gemütvollen und feinsinnigen Schriften Riehls auf sich wirken lassen, seine Vielseitigkeit, seine poetische Beobachtungsgabe, seinen Gedankenreichtum bewundern und ihm für wertvolle Anregungen Dank wissen¹⁾. Man mag ihn als Völkerpsychologen rühmen. Allein es bleibt dabei, daß ihm die Sicherheit der wissenschaftlichen Methode nicht zur Verfügung stand. Mitunter hat man ihn als einen Reformator der Geschichtswissenschaft angesehen. Das war er ganz und gar nicht und erhob, bei seiner bescheidenen und liebenswürdigen Natur, einen solchen Anspruch auch keineswegs. Wenn er die Kulturgeschichte als Zukunftswissenschaft bezeichnete, so begnügte er sich mit dem Verdienst, einige Bausteine für sie herbeizuschaffen. Im übrigen liegt seine Eigenart darin, daß er als sozialkonservativer Schriftsteller für die erhaltenden Elemente im Volksleben eintritt. Er wendet sich gegen einen nivellierenden Liberalismus und fordert das Publikum auf, das Volk, das deutsche Volk in seiner wahren Eigenart zu studieren. Er lebt in den Ideen der Romantik, und es ist insbesondere der Grundgedanke der historischen Rechtsschule²⁾, von der er ausgeht: den Geist des Volkes sucht er in seiner Ausprägung auf den verschiedenen Gebieten des Kulturlebens zu erfassen. J. Möser, Burke, Frhr. vom Stein, Savigny sind ihm die großen Führer in der Deutung des Volkslebens³⁾. Von der Übertragung der naturwissenschaftlichen Methode auf die geschichtliche Betrachtung wollte er nichts wissen; „die teleologischen Fragen lassen wir uns nicht nehmen“⁴⁾. Anschauungen, wie sie Buckle und Du Bois-Reymond vertraten, wies er ab⁵⁾. Er verwarf die Meinung, daß

¹⁾ Er ist zeitlich einer der ersten in Deutschland, die den Charakter der mittelalterlichen Stadtwirtschaft erkannt haben. S. meine „Probleme der Wirtschaftsgeschichte“, S. 150. Vgl. auch S. 122 f.

²⁾ H. Simonsfeld, W. H. Riehl als Kulturhistoriker (München 1898), gibt eine nützliche Zusammenstellung der Anschauungen Riehls. Doch hat er den Zusammenhang mit der historischen Rechtsschule nicht bemerkt. Vgl. z. B. S. 19 u. 41. Vgl. O. Lorenz, Geschichtswissenschaft I, S. 173 ff.; Gothein, W. H. Riehl, Preußische Jahrbücher, Bd. 92.

³⁾ W. H. Riehl, Kulturgeschichtliche Charakterköpfe, 2. Aufl., S. 124 f.

⁴⁾ Riehl, Freie Vorträge II, S. 177 f. und S. 194.

⁵⁾ Ebenda, S. 187 f.

der Geschichtschreiber nur historische Gesetze aufzusuchen habe und darum die maßgebende Bedeutung einer einzelnen Persönlichkeit nicht anerkennen könne¹⁾).

G. Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ hat man nicht ohne Grund die beste deutsche Kulturgeschichte genannt²⁾. Sie erbringen zwar nicht den Beweis, daß man für die Darstellung der Kulturgeschichte der Arbeitsteilung weniger bedarf als für die der politischen Geschichte, daß man dort ohne Kärnerarbeit und den Schweiß der mühsamen Untersuchung zum Ziel gelangen kann. Den Anspruch einer vollständig durchgeführten Kulturgeschichte erheben sie nicht; sie wollen ja nur Bilder sein. Es sind Skizzen im Anschluß an ausgewählte Quellenstellen. Und Freytag thront auch nicht über den verschiedenen Fachdisziplinen, sondern gehört einer ganz unmittelbar an, der germanistischen Philologie. Es sind die Resultate der Forschungen J. Grimms und seiner Nachfolger, von denen aus Freytag seine Bilder entwirft; er hat verehrungsvoll die strenge Schule K. Lachmanns durchgemacht. Die alte romantische Aufgabe der Schilderung der Entwicklung des deutschen Volksgeistes wollen seine „Bilder“ erfüllen. Die besonderen Arbeitsgebiete des germanistischen Philologen kommen in seiner Darstellung vornehmlich zur Geltung: neben der Literatur vor allem die Privataltertümer; sie sind ja — es hängt das mit der Natur der betreffenden Quellenkomplexe zusammen — die Domäne des germanistischen Philologen. In diesem Rahmen aber hat er mit weitem Blick das Leben des deutschen Volkes in seiner historischen Entfaltung geschildert.

Er geht in seiner Darstellung wohl etwas über sein engeres Gebiet hinaus. Doch liegt in solchen Partien nicht der originale Wert seines Werkes. Auch er enttäuscht darum diejenigen, die den Kulturhistoriker nicht an die Schranke der Teilung der Arbeit gebunden wähnen. Nicht weniger bringt er denen Enttäuschung, die ihrer Geringschätzung des staatlichen Faktors durch die Bevorzugung der kulturgeschichtlichen Darstellungen Ausdruck geben zu müssen meinen oder von der Pflege der Kulturgeschichte eine geringere Schätzung des staatlichen Faktors oder der namhaften Persönlichkeit erhoffen. Freytag lagen solche Gedanken durchaus fern. Er nimmt sogar seinen Standpunkt bei den politischen Historikern. Wie sie will er durch seine historischen Darstellungen an der politischen Erziehung des deutschen Volkes arbeiten. Mit freudigem Stolz stellt er fest, daß der Abschluß seiner „Bilder“ mit dem preußischen Sieg von 1866 zusammenfällt. Er rächte sich auch nicht durch die üblichen Klagen über die „politische Geschichte“ dafür, daß der politische Historiker in seiner Fakultät ihm Vorlesungen über Kulturgeschichte verbot³⁾. Er ist etwas liberaler, kleinbürgerlicher geblieben⁴⁾ als die politischen Historiker. Doch sind seine „Bilder“ von echter romantischer Vertiefung in die Vergangenheit erfüllt, und er bekundet das ehrliche Streben, die historischen Erscheinungen in ihrer Mannigfaltigkeit zu verstehen. Aber kosmopolitische oder unpolitische Tendenzen sind bei ihm nirgends zu entdecken. Davor bewahrte ihn sein ausgeprägtes natio-

¹⁾ Simonsfeld, S. 39 u. 58. Vgl. noch Wichern, Briefe II, S. 177 f.

²⁾ Bemerkenswerte Urteile über sie bei Gooch, S. 578. Preuß. Jahrbücher 5, S. 98 f.

³⁾ Dove, Ausgewählte Schriftchen, S. 508.

⁴⁾ Über den Grund s. oben S. 43.

nales Bewußtsein, mit dem von vornherein eine starke Wertschätzung des staatlichen Faktors gegeben war¹⁾.

J. Burckhardts glänzende „Kultur der Renaissance in Italien“, ein Werk, das stets als Edelstein der deutschen historischen Literatur gelten wird, hat als höchst erfolgreiches Agitationsmittel zugunsten der Kulturgeschichte gewirkt. Der Gedanke, den Geist des Volkes zu erforschen, leitete ihn hier wie in seiner „Griechischen Kulturgeschichte“. Es trat hinzu die Formel Hegels von dem sich zum Bewußtsein seiner Freiheit entwickelnden Geist: diese Entwicklung vollzieht sich in klassischer, in — wie man nach Burckhardts Darstellung glauben möchte — abschließender Weise in der italienischen Renaissance. Für seine Schilderung hatte er ergiebige Vorarbeiten nicht am wenigsten in Leos italienischer Geschichte, ferner in Rankes Päpsten und namentlich auch in dessen kleinen, der Zeit der Renaissance gewidmeten Aufsätzen²⁾. Im ganzen genommen aber schuf er ein originales Werk in Grundgedanken und Ausführung. Und wesentlich neu war ferner die Form der Darstellung. Burckhardt gibt eine Kulturschilderung in ganz systematischer Disposition, mit Abteilungen und Unterabteilungen, fast so, wie sie ein juristisches System verlangt. Die Oberteilung der „Renaissance“ ist nicht nach Perioden oder Gebieten, sondern nach Potenzen angelegt. Eine Anregung zu dieser Form mag ihm Guizots Geschichte der Zivilisation in Frankreich gegeben haben. Doch behandelte Guizot seinen Stoff zum größeren Teil noch chronologisch und richtete sein vornehmstes Augenmerk auf Verfassungsfragen. Der Hauptsache nach ist die streng systematische Disposition ohne Zweifel eine Neuschöpfung Burckhardts. Hiermit schien eine angemessene und angenehme Art der kulturgeschichtlichen Darstellung gefunden zu sein: man brauchte sich nicht mehr durch lange chronologische Berichte durcharbeiten, sondern erhielt sogleich eine systematische Vorführung des Wesens der Volkskultur mit allen ihren Ausstrahlungen. Allein so sehr eine systematische Disposition zur energischen Erfassung des Gegenstandes anregt, so birgt sie doch die Gefahr in sich, daß die eigentlich historischen Gesichtspunkte zurücktreten, und bei Burckhardt sehen wir innerhalb des an sich förderlichen systematischen Rahmens nicht einmal einen

¹⁾ Fueter, S. 566 ff. faßt Riehl, Freytag und Janssen als Vertreter „der staatlosen Kulturgeschichtschreibung“ zusammen. Ich vermag dieser Klassifikation nicht beizutreten (vgl. z. B. Freytag, Bilder, 13. Aufl., 1. Bd., S. 13). Um hier noch ein Wort über Janssen zu sagen, so könnte man ja voraussetzen, daß eine spezifisch-katholische Geschichtschreibung bei dem Gegensatz der katholischen Kirche gegen den Staat einer unpolitischen Kulturgeschichtschreibung Sympathien entgegenbringen würde. Von einer solchen Stimmung aus ist in der Tat wohl manches in Janssens Buch zu erklären, und von ihr aus dürfte es auch z. B. zu verstehen sein, daß Lamprechts Deutsche Geschichte und seine Geschichtstheorie anfangs (übrigens nur anfangs!) in katholischen Kreisen beifällig aufgenommen wurden. Indessen ist der Gegensatz der katholischen Kirche gegen den Staat doch wesentlich darin begründet, daß sie selbst zum großen Teil ein politisches Gemeinwesen ist, und hierdurch sowie durch die beständigen Beziehungen zwischen Kirche und Staat werden die katholischen Historiker dahin geführt, die politische Geschichte sogar sehr stark zu pflegen. Zu diesem allgemeinen Moment kommt bei Janssen noch die große Hochschätzung des habsburgischen Kaisertums hinzu, um bei ihm eine staatlose Kulturgeschichtschreibung auszuschließen.

²⁾ Vgl. auch unten die Beigabe (über Rumohr).

Kampf für die Gesichtspunkte der historischen Abwandlungen. Man möchte ihn fast mehr einen Antiquar nennen, der einen Querschnitt, als einen Historiker, der einen Längenschnitt zieht¹⁾. Man hat ihn auch als Kunsthistoriker in dem Sinn aufgefaßt, daß ihn nur die einzelnen Bilder der Geschichte als solche fesselten. Jedenfalls fesseln ihn nicht die Fragen der Entstehung, des Ursprungs, der Ursachen der historischen Erscheinungen. Er sucht nur das sich Wiederholende, Konstante, Typische. Entfernt er sich auf diese Weise von der Aufgabe des Historikers, so verfährt er doch wenigstens nicht mathematisch, mechanistisch oder sonst naturalistisch. Während Comte, Buckle und ihre Genossen die Naturmomente selber als die bestimmenden Faktoren in der Geschichte sprechen ließen, blieb der Inhalt der Geschichte bei ihm rein menschlich, ja stark geistig, und man könnte bei ihm höchstens von einer formalen Naturalisierung der Geschichte reden, insofern er statt der Perioden Konstanten, Typen setzt und in der Geschichte gerade die Entwicklung zurückschiebt²⁾. Wich er aber damit den spezifisch historischen Problemen aus, so konnte er eben deshalb nicht zum Führer der Geschichtswissenschaft werden, und der Versuch, mit seinen Darstellungen die vorhandene Geschichtswissenschaft zu entthronen, mußte mißglücken. Er hat denn auch, Schopenhauer nahekommend, vielleicht halb im Scherz, die Geschichte die „unwissenschaftlichste aller Wissenschaften“ genannt.

J. Burckhardt vereinigt die Kunstgeschichte einigermaßen mit der politischen und teilweise mit der Literaturgeschichte, läßt aber andere Gebiete (so die Wirtschaftsgeschichte) unangebaut, und selbständiger Forschertätigkeit kann er sich nur auf dem Gebiete der Kunstgeschichte, und zwar der italienischen rühmen. So erfüllte er also ebenfalls nicht das Ideal des Kulturhistorikers, der alle Gebiete des menschlichen Lebens gleichmäßig beherrschen soll.

Freilich hat Burckhardt selbst merkwürdig optimistisch über die Möglichkeit der Gewinnung wissenschaftlicher Erkenntnis auf dem Gebiet der Kulturgeschichte gedacht. Er meinte, daß hier sicherere Resultate zu gewinnen seien als in der politischen³⁾, und forderte alle Personen von humanistischer Bildung, auch Nichtphilologen, zur Mitarbeit an der Erforschung der alten Kulturgeschichte auf⁴⁾. Soll es denn leichter sein, über den „Geist“ des griechischen Volkes ein Urteil zu fällen als die Einzelheiten eines griechi-

¹⁾ Dove, Ausgew. Schriftchen, S. 407, sagt geradezu: B. sei „kein Historiker in dem engern Sinn“ usw. Schon Julian Schmidt a. a. O., S. 539, tadelt, daß B. „den Unterschied der Zeiten“ nicht immer beachte. E. Heidrich, Beiträge S. 79: Der entwicklungsgeschichtliche Gesichtspunkt, der bei Schnaase Hauptsache ist, tritt bei B. zurück; er zeigt dagegen das Bestreben, das Bild der Epoche als etwas Feststehendes, klar Umgrenztes in systematischer Analyse darzulegen.

²⁾ So treffend K. Joël, J. Burckhardt als Geschichtsphilosoph (1918), S. 62. Heidrich S. 77: „Die von B. angewandten Kategorien sind letzten Grundes nicht ästhetischer, sondern ethischer Natur (auch bei der Beurteilung der italienischen Renaissancekunst).“

³⁾ C. Neumann, H. Z. 85, S. 389, erwähnt diese Auffassung B.s annähernd zustimmend.

⁴⁾ Burckhardt, Griech. Kulturgesch. I, S. 6. S. auch S. 9. Vgl. dazu die energische Zurechtweisung, die K. Bücher, Die Bevölkerung der Stadt Frankfurt a. M. I, S. XII, einem dilettantischen Vorschlag, wissenschaftliche Arbeit durch ungeschulte Kräfte tun zu lassen, erteilt (s. H. Z. Bd. 61, S. 303).

sehen Feldzugs festzustellen? Die Kontroversen über die kirchlichen und sittlichen Zustände vor der Reformation und zahllose andere Kontroversen in der Beurteilung des Zuständlichen könnten uns fast zu der Meinung bringen, daß auf kulturgeschichtlichem Gebiet Sicherheit des wissenschaftlichen Urteils überhaupt nicht zu gewinnen ist¹⁾. Die Ansicht mehrerer Kulturhistoriker, kulturgeschichtliche Urteile ließen sich mit geringerer Mühe gewinnen, hat wahrhaft verheerend gewirkt. Burckhardts Griechische Kulturgeschichte liefert selbst schon einen vollgültigen Beweis. Er trägt darin recht viel Unhaltbares vor, was gar nicht wundernehmen kann, da er aus zweiter und dritter Hand schöpft²⁾. Seine Griechische Kulturgeschichte³⁾ enthält ja auch Originale. Es entstammt der Anregung, die ihm die Beobachtungen in seinem heimischen Stadtkanton gaben: der Zwang, unter dem er litt, schärfte seinen Blick für den Zwang, der in den Verhältnissen der griechischen Polis lag. Er hat hier zweifellos mit scharfem Blick Zusammenhänge gesehen, die anderen entgangen waren. Aber um diese seine Beobachtungen darzulegen, dazu hätte eine Abhandlung genügt. Wollte er aber seine These umfassend begründen, so hätte es eines ganz anderen Apparates bedurft, als ihn seine Griechische Kulturgeschichte bietet. Übrigens verdient es Beachtung, daß er für die Mitarbeit an der Erforschung der antiken Kulturgeschichte doch wenigstens humanistische Bildung verlangte. Der Barbarei schloß er also immerhin die Tür. Wir glauben nur konsequenter zu handeln, indem wir fachwissenschaftliche Bildung fordern.

Lebhafteres politisches Interesse lag Burckhardt fern. Das volle Verständnis für das Wesen des Staates, für dessen starke Macht zur Selbstbehauptung fehlte ihm. Man hat diese seine Art wie sein Wesen überhaupt erklären wollen, indem man ihn dem 18. Jahrhundert zuwies. Es fehlt aber bei ihm ebenso wie bei Ranke an analogen Erscheinungen im 18. Jahrhundert⁴⁾. Man sollte doch nicht alle Unterschiede aus einem Unterschied der Zeiten erklären: jede Zeit birgt Mannigfaltigkeiten der Personen in sich. Will man bei Burckhardt neben der unreduzierbaren individuellen Eigenart noch einen besonderen Faktor nennen, so bieten sich für die Erklärung seines geringeren politischen Eifers die Verhältnisse des Stadtkantons dar, in dem er lebte. Es ist mit Recht geltend gemacht worden, daß sein Interesse und sein Standpunkt eng mit dem geistigen Klima seiner Vaterstadt zusammenhängen. Er schätzte Basel und ging nicht von dort fort, empfand es jedoch

¹⁾ Über einige Beispiele — Janssen, Taine, Ritschl (Geschichte des Pietismus) — s. Vjschr. f. Soz.- u. WG. 1912, S. 462 f. und meine „Ursachen der Reformation“, S. 15 ff., 68 ff.

²⁾ Über ein eigenes Eingeständnis B.s in dieser Hinsicht s. Vjschr. f. Soz.- u. WG. 13, S. 436. Wenn man als Entschuldigung für B. anführen darf, daß es sich bei seiner Griechischen Kulturgeschichte nur um Vorlesungen handelt, so sind wir andererseits doch auch verpflichtet, einen allgemeinen Maßstab anzulegen und bei jeder literarischen Erscheinung zu fragen, ob sie das enthält, was ihr Thema ankündigt.

³⁾ Vgl. C. Neumann, H. Z. 85, S. 385 ff.; 91, S. 488 ff.; M. Weber, Agrarverhältnisse im Altertum, Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 3. Aufl., Bd. 1, S. 185.

⁴⁾ Wenn B. seine Freude am nicht pathetischen Menschen bekundet (Griech. Kulturgesch. 3, S. VII), so weist das auch nicht auf das 18. Jahrhundert hin.

als sein „Schilda“¹⁾; die dort herrschende neuere Demokratie stieß ihn ab. Als Kronzeuge einer unpolitischen Geschichtsauffassung sollte man ihn aber nicht verwerten; dafür war sein Gesichtskreis zu universell²⁾. Er hat gelegentlich auch der Anerkennung der „gewaltigen Vorteile des Großstaates“ Worte geliehen, obwohl er Verehrer der kleineren politischen Sonderkörper ist. Und so sehr wir zu berücksichtigen haben, daß sich alte und neue Abneigungen unsystematisch in seinen Gefühlen mischen, so liefert doch einen zweifellosen Beweis für politischen Scharfblick die Art, mit der er die Gefahren erkannte, die in der neuesten Zeit von der Demokratie dem öffentlichen Wesen drohen³⁾. Auflösung und demokratisches Nivellieren sind für ihn zwei Begriffe, die ganz nahe beieinander stehen. Sein Individual- und Persönlichkeitsbegriff ist gänzlich verschieden von dem abstrakten Gleichheitsbegriff vom Menschen, der der rationalistisch-demokratischen Theorie zugrunde liegt⁴⁾. Er erkennt, daß die bisher herrschenden Kreise der demokratisch-radikalen Bewegung zu wenig Widerstandskraft entgegensetzen. Wenn ihm eine nicht vom Staat geplagte Kultur sympathisch war, so sah er scharf in der modernen Demokratie ein für die Kultur direkt verhängnisvolles Element. Mit klarem Urteil erfaßte er auch die Zerstörung, die die hinter dem Kaiser der 99 Tage stehenden Gruppen Deutschland zu bringen im Begriff waren⁵⁾. Prophetisch hat er das von Demokratie und Internationalismus Deutschland kommende Elend vorausgesehen.

Burckhardts Kultur der Renaissance erschien gerade am Abschluß der älteren großen Periode unserer historischen Literatur (1860). Eine ganz große Verbreitung und stärkere Wirkung auf die historische Wissenschaft hat das eigenartige Buch erst in den Zeiten ihres neuen Aufschwungs ge-

¹⁾ Burckhardt an P. Heyse, 2. Mai 1854.

²⁾ Die deutsche Kriegsliteratur berief sich mit Recht auf ein Wort von J. Burckhardt, das ganz den Sinn eines echten politischen Historikers trifft: „Schicksale von Völkern und Staaten und Richtungen von ganzen Zivilisationen können daran hängen, daß ein außerordentlicher Mensch gewisse Seelenspannungen und Anstrengungen ersten Ranges in gewissen Zeiten aushalten könne. Alle seitherige mitteleuropäische Geschichte ist davon bedingt, daß Friedrich d. Gr. dies von 1759 bis 1763 in supremem Grade konnte.“

³⁾ Vgl. den eindringenden Aufsatz von H. Bächtold, „J. Burckhardt und das öffentliche Wesen seiner Zeit“, in „Deutscher Staat und deutsche Parteien“, Festschrift für Meinecke (1922), S. 96 ff. Derselbe, Der Geist des modernen Wirtschaftslebens im Urteil J. Burckhardts, Schweiz. Monatshefte 3, S. 321 ff.

⁴⁾ Zu Burckhardts Betonung des Autoritätsgefühls (Bächtold, S. 115) vgl. Braune, Burke in Deutschland, S. 109.

⁵⁾ Dies und das Folgende nach den Briefen an F. v. Preen (1922), S. 224 ff. — Joël a. a. O., S. 54 ff., stellt fest, daß Burckhardt für seine „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ neben einer großen Zahl bekannter Historiker namentlich Hegels Philosophie der Geschichte und bei weitem am häufigsten E. v. Lasaulx' „Neuen Versuch einer alten auf die Wahrheit der Tatsachen gegründeten Philosophie der Geschichte“ (1856) zitiert. Es ist dies bemerkenswert, da man es bei B., wo doch Lasaulx als Mystiker Schelling und Baader nahesteht, kaum vermuten würde. Er übernimmt seine Anschauung z. B. betreffs der religiösen Quelle der Geisteskultur, der Heroen als Träger des Volksgeistes. Vgl. noch S. 57: „Daß die Geschichte der Künste und Wissenschaften neben die bisher allein gepflegten Geschichten von Staat und Kirche treten solle, ist bereits eine Forderung Bacons, jenes großen Entdeckers des Kulturbegriffs, den Lasaulx öfter und vielleicht auf seine Anregung auch B. zitiert. . . . Bacon unter den geistigen Ahnherren B.s.“

wonnen. Seine Sätze wurden mit tieferem Verständnis, weil mit Kritik, aufgenommen; es knüpfte sich an sie eine anregende und zum Teil wirklich fruchtbare Erörterung.

Die Autoren, welche Bücher unter dem formellen Namen Kulturgeschichte verfaßt haben, werden oft als die Kulturhistoriker schlechthin bezeichnet; man sieht sie als diejenigen an, denen wir die eigentliche Aufklärung über die Kultur unserer Vergangenheit verdanken. Indessen so wenig jemand bestreiten wird, daß wir in einigen von ihnen, wie den zuletztgenannten, charakteristische Gestalten der Kulturgeschichtschreibung zu verehren haben, so ist doch eine solche Auffassung zu sehr nach dem äußeren Aushängeschild bemessen. Jenen sogenannten Kulturhistorikern kommt erstens nicht die Bedeutung zu, daß sie etwa Epoche bilden¹⁾. Zweitens gibt es heute, wie im ganzen 19. Jahrhundert, unvergleichlich viel mehr andere Forscher, die in erfolgreicher Ergründung der Kulturgeschichte und in selbständiger Auffassung der Kultur eines Volkes oder einer anderen Gemeinschaft oder eines Zeitalters wahrlich nicht hinter jenen zurückstehen. Die bedeutendste Förderung hat die Kulturgeschichte unter anderem Namen erfahren.

Wenn Sybel die „Fülle ethischen und kulturgeschichtlichen Reichtums“ preist, die Savignys Pandektenvorlesung bot, so sind auch weiterhin beträchtliche Verdienste der Rechtshistoriker in der Erforschung der Kulturgeschichte zu verzeichnen. Die Auffassung der historischen Rechtsschule bedeutet ein großes kulturgeschichtliches Programm. Aus den jüngeren Namen nennen wir, um zwei Gegner herauszugreifen, Gierke und Sohm: was für Gedanken unsere Altvordern von Staat und Recht gehabt haben, das ist eine gewaltige kulturgeschichtliche Frage; und die Arbeiten beider Forscher bringen nicht bloß eine Menge von Einzelbelehrung, sondern gipfeln in einer eigenartigen Gesamtauffassung. Ihnen gesellt sich Brunner bei, bei dem die scharfe Kritik mit dem Streben nach zusammenfassender Anschauung in schöner Harmonie erscheint. Zum Beweis dafür, wieviel kulturgeschichtliche Bilder die Einzeluntersuchungen der Juristen eröffnen, mag aus der Gegenwart nur an K. v. Amiras Arbeiten über den Stab und die Handgebärden in den Bilderhandschriften des Sachsenspiegels erinnert werden. Ins volle Leben der Kulturgeschichte hat uns vor allem auch ein Jurist geführt, von dem wir schon rühmen konnten, daß er innerhalb der historischen Rechtsschule mit besonderem Nachdruck in die Erörterung des Verhältnisses von Recht und Wirtschaft eingetreten ist: Wilhelm Arnold. Wer wird hier ferner nicht Waitzens gedenken, der für mehr als ein Jahrtausend unserer Geschichte eine wahre Grundlegung unserer Kenntnisse vornahm und der, wenn er mit seinem Urteil kargte, doch in Ablehnung und Zustimmung erkennen läßt, wie sehr er sich durch die Frage nach dem älteren Kulturzustand Deutschlands angespannt fühlte²⁾.

¹⁾ Die Jablonowskische Gesellschaft hat vor einiger Zeit die Preisaufgabe gestellt: „Entwicklung der deutschen Kulturgeschichtschreibung bis auf Freytag, Riehl und Burckhardt.“ Ich habe dazu in den Gött. Gel. Anzeigen 1907, Nr. 7, S. 396 bemerkt: „Hätte die Preisaufgabe eine befriedigende Lösung gefunden, so würde der Bearbeiter selbst die Irrigkeit der Auffassung, auf der das Thema beruht, dargetan haben.“ Vgl. Preuß. Jahrbücher 133, S. 383 ff. ²⁾ Zur Beurteilung von Waitz vgl. Näheres in meinem „Deutschen Staat des Mittelalters“ I, S. 68. Dasselbst auch über die Auffassung von Gierke und Sohm. Arnold v. Treitschke (Briefe III, S. 585) sehr hoch gestellt (bemerkenswertes Urteil auch über Nitzsch).

Mit den anderen Disziplinen ist es nicht anders: je ausgezeichneter jemand in seinem besonderen Fach arbeitet, desto mehr Aufklärung verdanken wir ihm auf kulturgeschichtlichem Gebiet. Wie G. Freytags „Bilder“ nicht ohne die tiefgrabenden Forschungen der germanistischen Philologie denkbar sind, so gilt die Arbeit der Philologen stets der Aufdeckung der Kulturgeschichte, und es hat ja auch nie ganz an solchen Philologen gefehlt, die das Fazit aus den Einzelstudien zu ziehen wußten. Eine Arbeit freilich, die die ernsteste fachmännische Ausbildung verlangt, weshalb denn diejenigen, welche ihr Amt darin sehen, die Kulturgeschichte im allgemeinen darzustellen, von ihr keine Notiz zu nehmen pflegen. Freytags „Bilder“ nennt man Kulturgeschichte und, wie wir bemerkten, mit Recht. Aber mit demselben Recht verdienen Wattenbachs „Geschichtsquellen“ den Titel, mit ihren reichen Beobachtungen über literarische Sitte, literarische Beziehungen und die Befähigung unserer Vorfahren zu historischer Beobachtung. Der philologische Fachmann L. Friedländer hat mit seiner Sittengeschichte der römischen Kaiserzeit ein Werk geschaffen, das im vollen Sinn den Titel einer Kulturgeschichte verdient. Der germanistische Philologe Ehrismann sieht sich genötigt, im Vorwort zum zweiten Teil seiner deutschen Literaturgeschichte ein Programm der kulturgeschichtlichen Darstellung zu entwerfen, und liefert mit seinem Buch in der Tat eine in die Tiefe der mittelalterlichen Kultur führende Schilderung. Usener erklärte die Philologie für eine Methode der Geschichtswissenschaft und faßte die Geschichte als eine große Kulturgeschichte auf. Natürlich wollte er die praktische Selbständigkeit der Philologie damit nicht bestreiten. Man kann aber auch umgekehrt die Philologie als Kulturgeschichte deuten und hat es getan, die Philologie, die einem bestimmten Volk gewidmet ist, als dessen Kulturgeschichte. V. Michels (Begriff und Aufgaben der deutschen Philologie, 1917) faßt die deutsche Philologie als eine historische Wissenschaft, als eine Biographie unseres Volkes in seiner Totalität auf. Wie man sieht, fühlt sich der Philolog hier überall als Kulturhistoriker. Auf dem Gebiet der Kirchengeschichte brachte uns Hauck mit jedem Band seiner „Kirchengeschichte Deutschlands“ eine Ansicht von einem Kulturzeitalter. Von den historischen Studien der Theologen sei im übrigen nur daran erinnert, daß für die Verfasser der Dogmengeschichten das Verhältnis der Ausprägung des Dogmas zur Kultur des Zeitalters überall eine Grundfrage ist¹⁾. Für die Kunstgeschichte haben wir schon Riehl und Burckhardt als Fachvertreter, die die Kultur-

¹⁾ Vgl. z. B. in R. Seebergs „Lehrbuch der Dogmengeschichte“, 3. Band (2. u. 3. Aufl.) die „Einleitung in die Dogmengeschichte des Mittelalters“ („Die Bedeutung des Mittelalters für die Dogmengeschichte“) und die einleitenden Partien bei den weiteren Abschnitten. Aber nicht bloß diese Einleitungen haben kulturgeschichtlichen Charakter, sondern die Darstellung selbst in ihren einzelnen Teilen. Aus Harnacks Dogmengeschichte sei beispielshalber auf die glänzende Charakteristik des Aufschwungs der Frömmigkeit in der cluniazensischen Reform hingewiesen. Die neueren Dogmengeschichten bedeuten einen Fortschritt in der realistischeren Erfassung der Kulturgeschichte gegenüber etwa F. C. Baur, der im Gegensatz zur katholischen und rationalistischen Auffassung den Begriff der Entwicklung im Anschluß an Hegel in großem Stil durchführte, die Dogmengeschichte als Entwicklung einer bestimmten Idee darstellte, aber, wie schon oben angedeutet, doch das vermissen läßt, was wir von einer echt realistischen Darstellung erwarten.

geschichte aufhellen wollen, erwähnt. K. Justis Winckelmann ist mit Recht „das Meisterwerk über die Kultur des 18. Jahrhunderts“ genannt worden¹⁾. Merkwürdig ist es, daß man nie Schnaase als Kulturhistoriker nennt. Es hat vielleicht nur darin seinen Grund, daß er in seiner bescheidenen Art sich bloß als Kunsthistoriker ausgab und die Beigabe seiner Einleitungen allgemein kulturgeschichtlichen Inhalts²⁾ lediglich als schlichte Ergänzungen seiner fachmäßigen Darstellung ansah. Es mag aber einmal ausgesprochen werden, daß wir in seiner Kunstgeschichte mit ihren vom Standpunkt des Kunsthistorikers aus gewonnenen Ausblicken, ihren Beobachtungen über den Zusammenhang der Kunst mit den anderen Seiten des geschichtlichen Lebens (wie der vom Zusammenhang mittelalterlicher Architektur und Scholastik) eines der bedeutendsten kulturgeschichtlichen Werke besitzen; nicht von so funkelnder Pracht wie Burckhardts Darstellung; aber sachlich gewiß nicht minder ergiebig. Neuerdings ist uns mit G. Dehios deutscher Kunstgeschichte wiederum eine Kulturgeschichte von hohem Stil geschenkt worden. Um mit einem politischen Historiker zu schließen, so hat Erdmannsdörffer in seinem „Zeitalter der Novelle in Hellas“ eine kulturgeschichtliche Theorie vorgebracht, mit der sich an Geist kein Versuch der von Jodl aufgezählten „Kulturhistoriker“ messen kann. Ist sie nicht haltbar, so teilen deren Theorien nicht weniger dies Schicksal. Erdmannsdörffers Beobachtungen über die „Abgrenzung der Verdienstanteile“ bei den historischen Persönlichkeiten, über die „Psychologie des Plagiats“, über die wirtschaftlichen Wirkungen des Dreißigjährigen Krieges zeigen uns, wie dieser politische Historiker stets kulturhistorische Fragen vor Augen hatte. Aber auch seine unmittelbaren politischen Arbeiten, wie seine im Gegensatz zu J. G. Droysen durchgeführte Deutung der älteren brandenburgisch-preußischen Geschichte, stellen eine Lösung kulturgeschichtlicher Probleme dar³⁾.

Ziehen wir das Fazit aus unseren Darlegungen, so ergibt sich für die Kulturhistoriker, die den zünftigen Betrieb der Geschichtswissenschaft beiseite schieben wollten, in jeder Hinsicht eine Enttäuschung.

Viel Aufhebens ist von der Begründung der „Völkerpsychologie“ durch Lazarus und Steinthal gemacht worden. Völkerpsychologie war aber etwas, was vor ihnen schon, seit den Tagen der Romantik geübt worden war. Neu war an der neuen Wissenschaft im Grunde nur der Name. Steinthal, der als Sprachforscher Fachmann war, bot immerhin Selbständigeres als der Popularphilosoph Lazarus. Auf die Geschichtswissenschaft hat aber die angeblich neue Wissenschaft kaum einen Einfluß gehabt, aus dem naheliegenden Grund, weil die entsprechenden Gedanken den Historikern schon vorher von

¹⁾ K. J. Neumann, DLZ. 1917, Sp. 68.

²⁾ Vgl. z. B. Bd. 6 von Schnaases Geschichte der bildenden Künste (2. Aufl.), über die Spätzeit des Mittelalters: 1. Kap.: „Kirche und Staat“; „Religiöse Zustände“; 3. Kap.: „Weltleben“. Bd. 7, 1. Kap.: „Italien im 13. Jahrhundert“; 2. Kap.: „Ideal und Wirklichkeit“. Bd. 8 in der historischen Einleitung wird die Kultur des 15. Jahrhunderts geschildert. Jul. Schmidt a. a. O., S. 530, bezeichnet Schnaase als Vorgänger Freytags in seinen „Bildern“.

³⁾ Vgl. meinen Nekrolog auf E., Histor. Vierteljahrsschrift 1901, S. 275 ff.; Vjschr. f. Soz.- und WG. 1912, S. 459 f. M. „Ursachen der Reform.“ S. 139 A. 1.

der Romantik her geläufig waren¹⁾. Als neue Form der Kulturgeschichte konnte die Völkerpsychologie ihnen nichts bieten.

Ein neuerer Psycholog²⁾ bestreitet das praktische Bedürfnis einer Völkerpsychologie überhaupt mit dem Satz: „Die Völkerpsychologie hat bisher kein einziges Ergebnis zutage gefördert, das nicht in den Rahmen anderer älterer Wissenschaften, insbesondere der Sprachwissenschaft und der Kulturgeschichte oder der landläufigen wissenschaftlichen Psychologie hineinpaßte.“ Es ist nicht unsere Sache, in den inneren Streit der psychologischen Schulen einzutreten. Aber zum mindesten eine beherzigenswerte Mahnung enthält jener Satz ganz gewiß: die Gründer neuer Wissenschaften — wie insbesondere auch der angeblichen besonderen Disziplinen der Kulturgeschichte und der Soziologie — sollten sich stets fragen, ob die Arbeit, die sie tun wollen, nicht längst schon getan worden ist.

Die Kulturgeschichtschreibung bewies keineswegs, daß die Teilung der Arbeit zu vermeiden war. Die vornehmsten Fortschritte in der kulturgeschichtlichen Erkenntnis gingen von der arbeitsteiligen Wissenschaft, von den einzelnen Fachwissenschaften aus, und der weitere Verlauf der Dinge hat gelehrt, daß in der stärker angebauten Kulturgeschichtschreibung die Arbeitsteilung in demselben oder gar noch stärkerem Umfang notwendig geworden ist wie in der politischen Geschichtschreibung.

Hiermit ist schon ausgesprochen, daß alle Schattenseiten der arbeitsteiligen politischen Geschichtschreibung auch bei der Kulturgeschichtschreibung hervortreten konnten und hervorgetreten sind. Wenn man ferner die Tendenz der politischen Geschichtschreibung als Einseitigkeit empfand, so fand sich bei einer Gruppe der Kulturhistoriker gleichfalls eine solche Tendenz, die praktisch entgegengesetzte, nämlich die, die Bedeutung des staatlichen oder nationalen Faktors in der geschichtlichen Entwicklung herabzusetzen³⁾. Die politische Geschichtschreibung erwies sich aber hier als die überlegene, indem sie große Leistungen hervorbrachte, während jene kulturgeschichtliche Gruppe nur dürftige Früchte zeitigte. Man nahm auch von neuem wahr, daß die beste Arbeit in der kulturgeschichtlichen Forschung nicht von Voltaires Nachtretern oder modernen Materialisten getan wurde, sondern von denen, die solchen Voreingenommenheiten sich aufs entschiedenste entgegensetzten. Wie es erst die Romantiker gewesen waren, die mit vollem Erfolg die Erforschung der Kulturgeschichte begonnen hatten, so finden wir ihre Hauptpflegestätte wiederum in den dem Rationalismus, Materialismus, Kosmopolitismus abgeneigten Kreisen: W. Arnold, Gierke, Sohm sind gerade in dieser Richtung bezeichnende Namen. In der Zeit, in der die Geschichtslehrer der Universitäten sich vornehmlich der politi-

¹⁾ Über die Gründung von Lazarus und Steinthal s. Tröltzsch, Hist. II, S. 436; H. Volkelt in: W. Wundt, eine Würdigung, S. 95; meine „Soziologie als Lehrfach“, S. 15. Völkerpsychologie vor Lazarus-Steinthal: M. Weber, Wissenschaftslehre, S. 10, Anm. 2. GW. II, S. 177, Anm. 2.

²⁾ K. Marbe, Die Gleichförmigkeit in der Welt (1916), S. 123.

³⁾ Kolb benutzt die Vorreden seiner „Kulturgeschichte der Menschheit“ (s. die 2. und 3. Aufl.), um sein politisches und antikirchliches Programm darzulegen. Von wissenschaftlichen Absichten tritt bei ihm nichts hervor. Bemerkenswert ist, daß er eine Verwahrung auch gegen die „Mommssensche Historiographie, also die Vergötterung des Cäsarismus“, vorbringt. Vgl. über Kolb Vjschr. f. Soz.- u. WG. 13, S. 434.

schen Geschichte im engeren Sinne widmeten, wurden die kulturgeschichtlichen Studien, namentlich auch die wirtschaftsgeschichtlichen, zum beträchtlicheren Teil von den Territorial- und Stadthistorikern gepflegt¹⁾. Bei ihnen aber sehen wir ganz und gar nicht etwas Kosmopolitisches, Rationalistisches. Von der Liebe zur engeren Heimat, aus der praktischen Anschauung ihrer konkreten Verhältnisse werden diese Studien unternommen. J. Möser's Art und die Gedanken der historischen Rechtsschule lebten in ihnen fort; wie es in dem Nekrolog über einen aus ihrem Kreis heißt: „das geschichtliche Rechtsbewußtsein stellte ihn vermöge der von Jugend auf ihm liebgewordenen Heimatskunde vor Übereilungen und Mißgriffen sicher²⁾.“ Der Mehrzahl nach werden diese Forscher direkt durch romantischen Widerspruch gegen die nivellierenden Zeittendenzen in ihren Studien geleitet und ihr Widerspruch durch ihre Studien gestützt und verstärkt. Von hier aus schlägt sich von ihnen eine Brücke zu W. H. Riehl. Auch nicht die gefeierten Häupter der Kulturgeschichte konnten die Reformer der Geschichtswissenschaft für die Richtigkeit ihrer Lieblingsdogmen anführen.

Endlich hatten die Reformer angekündigt, durch die Übertragung der naturwissenschaftlichen Methode auf die geschichtliche Betrachtung die bisher dilettantische Geschichte zum Rang einer Wissenschaft zu erheben, damit die politische Geschichte durch die Kulturgeschichte zu ersetzen und ein neues Zeitalter großer Geschichtschreibung heraufzuführen. Aber alle ihre Versuche brachen regelmäßig schon in ihren Anfängen zusammen³⁾. Kein Unternehmen solcher Art hat sich längere Zeit zu behaupten vermocht. Der politische Faktor, den die Reformer nicht gebrauchen konnten, der nicht in ihr System hineinpaßte, erwies sich als unüberwindlich⁴⁾. Im Jahre 1878 schrieb A. Dove⁵⁾ in einem Aufsatz zu Droysens 70. Geburtstag: „Es verdient als ein verderblicher Rückschritt bezeichnet zu werden, wenn man, in sogenannter Kultur- oder Zivilisationsgeschichte schwelgend und prassend, gar häufig vergaß und vergißt, daß der Staat unter allen Umständen das wichtigste Produkt der menschlichen Kulturarbeit ist, weil sie sich in ihm erst das, wenn auch noch so plumpe und irdene Gefäß bereitet, welches alle übrigen Früchte der Zivilisation und nicht zum letzten gerade die feinsten Säfte der Bildung einhegend oder immerhin einzwängend vor Verderbnis

¹⁾ S. unten die Beigabe.

²⁾ S. unten die Beigabe.

³⁾ Neben dem Widerspruch J. G. Droysens (Historik) vgl. aus jener Zeit W. Arnolds Äußerungen (Kultur und Rechtsleben, 1865) über die Abgrenzung der Geschichtswissenschaft gegen die Naturwissenschaft. S. auch Wundt, Beiträge zur Theorie der Sinneswahrnehmung (1862), S. XXVI (gegen Buckle); vgl. F. Krüger, Über Entwicklungspsychologie (1915), S. 205. Interessant ist der Briefwechsel zwischen dem Politiker Twisten, dem Laien, der Comte verehrt, und dem Fachmann Haym, der sich über „die selbstgenügsame Dürftigkeit dieser Prinzipien“ unverblümt ausspricht (1859). Preuß. Jahrbücher 1915, August, S. 237 und 241 ff.

⁴⁾ Auch K. W. Nitzsch, den die Kulturhistoriker besonders gern für sich anführten, liefert ihnen, wie man heute weiß, keine Stütze. Er war entschiedener Gegner des Positivismus, der Auffassung Buckles, betonte das Eingreifen mächtiger Persönlichkeiten und ist überhaupt, wie wir schon erwähnten, nach seiner allgemeinen Haltung den politischen Historikern zuzurechnen. Vgl. H. Z. 113, S. 565 und unten die Beigabe.

⁵⁾ Dove, Ausgewählte Schriftchen, S. 374.

und Vernichtung bewahrt.“ Er protestiert „wider den jüngsten¹⁾ Überfall von seiten einer naturwissenschaftlichen Kulturgeschichte, welche mit vornehmer Gebärde auf das niedere Treiben der gemeinen bürgerlichen Historie herabsieht“. Das war das Verdikt über die Anmaßungen²⁾ der Reformen am Ende der Zeit, in der der selbstbewußte nackte Empirismus die idealistische Geschichtswissenschaft umstürzen wollte.

Manche Kulturhistoriker des 19. Jahrhunderts sind in der Geringschätzung der Einwirkung des Staates und der politischen Persönlichkeiten auf die allgemeine Entwicklung, auch auf die Kultur, noch weiter gegangen als die Aufklärung, haben aber damit nur eine unbewußte Selbstkritik geliefert.

Die Neigung, mit naturhistorischen und biologischen Vergleichen zu operieren, ging freilich nicht bloß von Außenseitern aus, die mit einem Reformplan den bisherigen Betrieb der Geschichtswissenschaft umstürzen wollten. Sie trat auch in den einzelnen Zweigen der Geschichtswissenschaft damals mehrfach hervor. Eben deshalb hat sie uns hier noch ausführlich zu beschäftigen.

Positivismus und Naturalismus haben das Verdienst der Begründung der realistischen Auffassung in Anspruch genommen, und von dritter Seite ist es ihnen auch vielfach zugestanden worden. Es läßt sich nicht bestreiten, daß allmählich naturalistische Vorstellungen auch in die zünftige Wissenschaft eingedrungen sind und mit Bewußtsein zur Anwendung gebracht werden, mit dem Bewußtsein unter anderm, es könne der Erforschung der Kulturentwicklung doch nur zustatten kommen, wenn man von dem Verfahren der modernen Naturwissenschaften Nutzen ziehe, das so große Erkenntnisse errungen habe. Ist indessen deren Verfahren irgendwo auf unsere Forschung mit Erfolg angewandt worden? Sehen wir genauer zu, so entdecken wir nur zweierlei: entweder Beschränkung auf die bloße Verwendung eines erläuternden Bildes oder eine Vergewaltigung der geschichtlichen Tatsachen.

Ein Jurist hat kürzlich das harte Wort gesprochen: „Die naturwissenschaftlichen Bilder und Vergleiche erklären nichts, sondern verschleiern und lenken von der Erkenntnis der Eigenart der juristischen Begriffsbildung ab“³⁾. Wir können statt „juristischer Begriffsbildung“ erweiternd auch sagen: „der geschichtlichen Erscheinungen“. Sollen wir aber das grausame Wort gelten lassen? Die alte Romantik hat schon viel mit naturwissen-

¹⁾ Gemeint ist Du Bois-Reymonds Versuch.

²⁾ Wie in der Tat der Anspruch der Kulturhistoriker zur Anmaßung fortgeschritten war, zeigt z. B. der Ausspruch K. Frenzels, Aufgaben der Geschichtsschreibung, in seiner Sammlung „Neue Studien“ (1868), S. 325, die Geschichtsschreibung müsse mit der Ersetzung der politischen Geschichte durch die unpolitische Kulturgeschichte „für den Schein und die Lüge (!) uns endlich die Wahrheit und das Wesen geben.“ Ebenda: „die Nichtigkeit der Schlachten und Staatsaktionen“, S. 324 f.: Comte und Buckle haben „die Nüchternheit und Leere unserer Geschichtsschreibung dargelegt“. Kolb (s. seine Vorreden) zitiert das Wort von der „Lüge“ mit besonderem Behagen. Vgl. über Frenzel Vjschr. f. Soz.- u. WG. 13, S. 433. Wir haben es hier mit den Vorstellungen zu tun, die in den demokratischen Kreisen fortwucherten und dann von der Entente im Weltkrieg gegen Deutschland ausgenutzt wurden. S. darüber F. Lenz, Staat und Marxismus II, passim.

³⁾ Rümelin, R. v. Jhering, S. 44.

schaftlichen Bildern gearbeitet; die ganze Organlehre hängt ja damit zusammen. Das Neue des Naturalismus liegt nur in der vergrößernden Einseitigkeit, in der bewußten Gleichsetzung des geschichtlichen, ethischen Vorgangs mit dem natürlichen. Grundsätzlich dürfen wir jenem harten Juristen wohl nicht unrecht geben. Allein die Unvollkommenheit der menschlichen Erkenntnis- und Beschreibungsmittel bringt es mit sich, daß wir der naturwissenschaftlichen Bilder nicht entbehren können. Vor allem, um einen Gegensatz anschaulich zu machen, müssen wir zu ihnen greifen: so, wenn wir die atomistische Auffassung des Staatslebens anschaulich machen wollen, können wir nicht umhin, auf etwas Naturhaftes, Organisches zur Veranschaulichung des Gegenteils hinzuweisen. Es gibt prächtige Umschreibungen für den Begriff des Organischen. So erklärt A. Heusler¹⁾ den Organismus als „ein aus verschiedenartigen Bestandteilen zusammengesetztes Wesen, das nur als Ganzes, als Einheit Leben hat und zugleich jedem Bestandteil seine bestimmte Funktion mitteilt, wie anderseits von dem richtigen Funktionieren der einzelnen Bestandteile (Organe) die Wohlfahrt und das Leben des Ganzen abhängt, so daß beständige Wechselwirkung vorhanden ist, der Teil vom Ganzen genährt wird, um ihm selbst wieder Saft und Kraft zu geben“. Bedeutungsvolle Wahrheiten werden ferner angedeutet, wenn man etwa — im Gegensatz zu der Staatsauffassung des 18. Jahrhunderts — betont²⁾, der Staat solle nicht mehr die von einer einzigen Feder bewegte Maschine sein, jedes Glied nicht bloß Mittel, sondern Zweck sein, nicht mehr bloß von außen zur *salus publica* dirigiert werden, sondern Freiheit³⁾ haben; oder: der Staat als Organismus werde nicht wie der Mechanismus durch eine außer ihm stehende Kraft, sondern durch das eigene in ihm selbst wohnende Lebensprinzip bewegt. Das Mißliche bei der Verwendung des Begriffs des Organischen liegt jedoch darin, daß aus ihm das Verschiedenste herausgelesen worden ist⁴⁾ und werden kann, und daß man mit ihm den Mißbrauch getrieben hat, das „organische“ Gebilde als etwas streng Naturgesetzmäßiges zu deuten, während es doch charakteristisch ist, daß der Staat und zumal derjenige, den man wohl als organisches Gebilde mit Fug bezeichnen darf, die subjektive, individuelle, irrationelle Art alles Menschlichen an sich trägt. Gleichwohl bleibt es unbestreitbar, daß die Verwendung des Begriffs des „Organischen“ mit entschiedenem Erfolg dazu verholfen hat, das wahre Wesen der staatlichen Dinge zur Anschauung zu bringen.

Stets haben wir uns gegenwärtig zu halten, daß es sich nur um ein Bild handle. Die hiermit begrenzte Verwendung des Vergleichs entscheidet über die Brauchbarkeit der organischen Theorie. Die Gefahr, die ihr droht, bleibt die, daß sie, wenn sie im Gegensatz zum Mechanismus und Naturalismus dem Zusammenleben einen ethischen Charakter geben will, in die Versuchung kommt, das Ethische selbst als ein Ruhendes und damit naturhaft zu fassen. Wir möchten aber geltend machen, daß die echte Romantik nicht oft dieser Versuchung erlegen ist, vielmehr meistens die gebotene Zurückhaltung be-

¹⁾ Institutionen des deutschen Privatrechts 1, S. 5.

²⁾ E. Kaufmann, Über den Begriff des Organismus in der Staatslehre des 19. Jahrhunderts, S. 7 und 24.

³⁾ Vgl. oben S. 11 über Savignys Freiheitsbegriff.

⁴⁾ Vgl. die Beispiele bei E. Kaufmann a. a. O.

obachtet, jedenfalls das Naturrecht und den Naturalismus eben mit der organischen Theorie bekämpft, endlich auch — so insbesondere der Kreis der Germanisten — mit ihrer Hilfe den Ausbau der politischen und rechtlichen Einrichtungen gefördert hat¹⁾. Indessen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ist die vorhin bezeichnete notwendige Zurückhaltung unendlich oft außer Acht gelassen worden. Man hat gemeint, durch einen Vergleich geschichtlicher mit Naturerscheinungen das Geheimnis der geschichtlichen Entwicklung enthüllen zu können. Der Vergleich der Geschichte eines Volkes mit den Lebensaltern des einzelnen Menschen und der Vergleich der Funktionen des Staates mit denen des menschlichen Körpers sind als höchste historische Weisheit ausgegeben worden, und naturalistische Vergleiche anderer Art haben keine geringere Rolle gespielt. Jenen Vergleich der Funktionen hat Bluntschli in seiner Schrift „Psychologische Studien über Staat und Kirche“ (1844) mit seiner (von Rohmer übernommenen) Lebensalter- und Staatskörpertheorie in geradezu grotesker Weise durchgeführt²⁾. Wir könnten annehmen, daß sein Versuch als wirksames Abschreckungsmittel gedient habe. Allein immer von neuem sind naturalistische Vergleiche als Lösung der Rätsel der Menschheitsgeschichte ausgebaut worden, bis zu dem vergnügten Wortgeplätscher so vieler moderner Soziologen. Harmlos ist das Vergnügen, wenn das Wortgeklingel so kindlich betrieben wird, daß das Ganze von vorneherein nur als Spiel erscheint. Hierauf zum Teil, aber allerdings auch noch auf weiteres bezieht sich Alfred Doves Witzwort, die Soziologie sei ein „Wortmaskenverleihinstitut“³⁾, welche Bezeichnung die heutigen Soziologen so sehr geärgert hat. Schlimmer steht es, wenn durch den naturalistischen Vergleich die Dinge umgebogen und die wahre Erkenntnis verhindert wird.

Die Verwendung naturalistischer Vergleiche spielt nun eben auch eine beträchtliche Rolle in dem Kampf, der seit der Mitte des 19. Jahrhunderts für eine realistische Auffassung der menschlichen Verhältnisse geführt wird. So meinte Jhering seinem Feldzug gegen die Begriffsjurisprudenz durch den Gebrauch jenes Mittels einen besonderen Erfolg zu sichern. Er hat sich freilich hinterher sagen lassen müssen, daß er „von unklaren erkenntnistheoretischen Grundlagen aus, unter Anwendung lediglich bildlich verstehbarer naturhistorischer Schlagwörter, als ob sie sachlich förderlich wären, neue Wege ins Unbekannte einschlägt, von denen nur soviel von vorneherein einleuchtet, daß sie von getreuer und objektiver Hingabe an die Quellen abführen“, daß „die zu althergebrachten etymologischen Spielereien hinzukommende neue naturgeschichtliche Einkleidung nach anatomischen und psychologischen Gesichtspunkten das Gegenteil eines Gewinnes ist“⁴⁾. Indessen es gehörte nun einmal zu den Kennzeichen des Zeitalters des Empiris-

¹⁾ Vgl. GW. I, S. 21. Über Unsicherheiten namentlich in der historischen Schule der Nationalökonomie s. meine „Soziologie als Lehrfach“, S. 24, Anm. 2.

²⁾ Allg. d. Biographie 47, S. 32. Vgl. meinen Aufsatz „Die biologische Erklärung der Entwicklung der Staaten und Völker“ in der Beilage der Münchner Allg. Zeitung vom 20. Sept. 1898. Über Bluntschlis Entwicklung s. Rothacker, S. 140 f. ³⁾ H. Z. 116, S. 98.

⁴⁾ Landsberg, Gesch. der Rechtswissenschaft III, 2, S. 793 und 795. Rümelin, Jhering, S. 38, S. 42 ff. Jherings Briefe S. 14: er faßt seine und Gerbers Tätigkeit als eine naturwissenschaftliche auf.

mus und Positivismus, daß man in dem Operieren mit biologischen und sonstigen naturalistischen Analogien etwas ganz außerordentlich Förderliches sah, und Jhering war nicht der einzige unter den Männern von Geist, die sich diesem Spiel hingaben. Wir widmen hier unsere Aufmerksamkeit noch zwei Forschern, die ebenso wie Jhering den Beweis liefern, daß im Zeitalter des Positivismus auch feinere Köpfe positivistischen Versuchen unterliegen konnten, dem in dieser Richtung schon genannten Literaturhistoriker Scherer und dem politischen Historiker Erdmannsdörffer. Es ist, wie wir schon andeuteten, nur aus den Verhältnissen jener unphilosophischen Zeit zu erklären, daß Forscher, die an wissenschaftlichem Ernst und Feinheit der Auffassung Comte und Buckle durchaus überlegen sind, doch bei diesen etwas Wertvolles zu finden glauben.

Diese Forscher stehen in der besten Tradition der deutschen Wissenschaft¹⁾. Scherer arbeitet in den Bahnen der alten, von Grimm begründeten germanistischen Philologie, nimmt auch Anregungen von den politischen Historikern auf, glaubt aber weiter die Forschung wesentlich durch den Anschluß an die positivistische Auffassung fördern zu können. Bezeichnend ist seine Anschauung von dem gesetzmäßigen Ablauf der Literaturgeschichte in männlichen und weiblichen Perioden, mit welcher Theorie er offenbar eine namhafte Entdeckung gemacht zu haben glaubte²⁾. Erleichtert wurde ihm der Anschluß an den Positivismus, weil dieser, soweit sein wissenschaftlich tragfähiger Inhalt reichte, die von der romantischen Forschung gewonnenen Erkenntnisse übernahm. So finden wir in hiefür klassischer Verbindung bei Scherer ein reiches und starkes Erbe der Romantik, ergänzt mehrfach durch das Vorbild der Aktivität der politischen Geschichtsschreibung, verbrämt, übermalt, verschoben durch Comteschen Naturalismus. Aber eben nur unwillkommene Zutaten sind die Dinge, die vom Positivismus her kommen, wobei man darüber streiten kann, ob es sich im einzelnen mehr um überflüssige Floskeln oder um schädliche Vereinfachungen naturalistischer Art, um Vergröberungen handelt.

Erdmannsdörffer gehört dem Kreis der politischen Historiker an, hat sich aber vorübergehend — wir haben es tatsächlich nur mit einer Episode seines Lebens zu tun³⁾ — dem Comte-Buckleschen Einfluß zugänglich gezeigt. Unter starker Verwendung des Analogieschlusses vertrat er die Vorstellung, daß jedes Volk in gesetzlicher Abfolge bestimmte Kulturzeitalter durchlebe. Eine Probe dieser seiner Auffassung gab er in dem früher erwähnten Aufsatz „Das Zeitalter der Novelle in Hellas“, in dem die Idee mit Geist begründet wird, die geistige Entwicklung jedes Volkes sei, daß es einmal ein Zeitalter erlebe, das nach einem hervorstechenden Zug als das Zeitalter der Novelle zu bezeichnen sei. Es ist ein geistreiches kulturgeschichtliches Pro-

¹⁾ Näheres über sie mit literarischen Hinweisen in GW. II, S. 182 (wichtig ist namentlich Rothackers Schilderung); Roethe, Anzeiger für deutsches Altertum 24 (1898), S. 225 ff., besonders S. 239 f.; Ztschr. f. Sozialwissenschaft 1904, S. 457 f.; Vjschr. f. Soz.- u. WG. 1912, S. 459 f.

²⁾ Scherer, Kleine Schriften II, S. 14: über den „sehr wesentlichen Unterschied zwischen frauenhaften und männlichen Zeiten, welche periodenweise in der deutschen Geschichte abwechseln“.

³⁾ Dies habe ich schon GW. II, S. 182 betont. Über E.s „Kleine Schriften“ s. H. Z. 108, S. 413 f.

gramm, von dem übrigens die Kulturhistoriker (wie Lamprecht) in ihrer literarischen Unkenntnis keine Notiz genommen haben, obwohl sie doch damit einmal wenigstens einen geistreichen Versuch für sich hätten anführen können¹⁾. Natürlich hat Erdmannsdörffer seinen hübschen Einfall nicht weiter ausgenutzt; er besaß zu viel Geist, als daß ihm nicht klar geworden wäre, daß der Versuch, bei den einzelnen Völkern die These der Reihe nach durchzuführen, eine Unmöglichkeit ist, nur ihre Widerlegung bewiesen und den hübschen Einfall zur Geschmacklosigkeit gemacht hätte. Er ist später nie wieder auf die Sache zurückgekommen. Seine literarischen Interessen, aus denen der beste Teil jenes Aufsatzes stammt, konnte er auch ohne positivistischen Zusatz festhalten. Jene These hat ihn so wenig ganz eingenommen, daß er zu derselben Zeit, in der er sie vertrat, sich als politischer Historiker betätigte²⁾. Aus diesen Gründen darf man ihn auch nicht etwa (wie man es neuerdings gewollt hat)³⁾ als Begründer einer weiterhin herrschenden oder bestehenden Kulturgeschichtschreibung auffassen. Es lag nicht in seinem Sinn, das Verhältnis von politischer und Kulturgeschichte programmatisch zu bestimmen; er hat nur eben vorübergehend den Satz von dem Ablauf des Geschehens in verschiedenen Kulturreihen aufgestellt.

Die Verbindung der alten romantischen Forschung mit den neuen Tendenzen des Positivismus und Naturalismus, die bei Scherer so charakteristisch hervortrat, war, wie angedeutet, damals etwas Verbreitetes. Wie bei Jhering, so läßt sie sich bei dem älteren Roscher⁴⁾ und dem jüngeren Schmoller⁵⁾ und vielfach noch sonst beobachten. Die Meinung, durch biologische und physiologische Analogien Anteil an den Errungenschaften der Naturwissenschaften gewinnen zu können, mag manchem den Mut gestärkt haben, wenn er die Dinge recht realistisch erfassen wollte. Und die Verachtung, in der in jenen Jahren die Romantik begraben lag, hinderte die Forscher, deren Vorzug vor der naturalistischen Manier zu erkennen, hinderte sie sich gegenwärtig zu halten, daß die Abhängigkeit vom Allgemeinen, die sie etwa betonen wollten, ja nicht Abhängigkeit von etwas Naturhaftem sein muß, sondern Abhängigkeit von etwas Geistigem sein kann. Der Mangel an Stolz auf die alte romantische Wissenschaft übte eine schädliche Wirkung. Was von Scherer gilt, daß er sich in ernster Arbeit auf den alten Wegen bewegte, und daß die naturalistischen Zutaten nur Vergrößerungen bei ihm sind, das gilt auch von Roscher und Schmoller. Roschers Theorie von der Aufeinanderfolge der Verfassungsformen z. B. zeigt in ihrer schroffen Ausprägung die „naturwissenschaftliche“ Vergrößerung: die unerweisliche regelmäßige Wiederkehr wird zum „Gesetz“ gestempelt, und die Entwicklung bei dem einzelnen Volk wird als eine gesetzmäßige wie bei einer Pflanze angesehen, als ob die Völker sich isoliert in der Weltgeschichte entfalteten⁶⁾.

¹⁾ Ich habe auf den unbekannten oder unbekannt gewordenen Aufsatz E.s in meinem Nekrolog auf ihn in der *Histor. Vierteljahrschrift* 1901, S. 276 hingewiesen. ²⁾ Westphal, *Liberal.*, S. 253. ³⁾ Westphal, S. 225.

⁴⁾ Rothacker, *Einleitung*, S. 144. Doch hat Roscher trotz des Gebrauchs, den er von dem Wort „Gesetz“ macht, ein deutliches Bewußtsein von dem prinzipiellen Gegensatz des aus dem „Volksgeist“ „emanierenden“ Kulturgeschehens zu allem Naturgeschehen. *Archiv f. Sozialwissenschaft* 49, S. 639.

⁵⁾ Meine Schmoller-Kritik beruht zu einem Teil hierauf. *Ztschr. für Sozialwissenschaft* 1904, passim; *GW.* II, S. 196. Vgl. dazu Salin, *Gesch. der Volkswirtschaftslehre* S. 36. ⁶⁾ Vgl. *H. Z.* 81, S. 236. *Vjschr. f. Soz.- u. WG.* 7, S. 345.

Am meisten verhielten sich die Historiker im engeren Sinn gegen naturalistische Zutaten oder Floskeln ablehnend. Es liegt ja im Wesen ihrer Arbeit, daß sie von solchen Dingen keinen rechten Gebrauch machen konnten. Gegen den Positivismus als solchen aber verschlossen sie sich, weil in ihrem Kreis einerseits der Idealismus Rankes, anderseits der der Droysen, Sybel und Treitschke herrschend blieb. Wenn sich der Empirismus der Zeit wohl auch bei ihnen nachteilig geltend machte, so sind sie doch nicht Positivisten, sondern nur etwa einseitige Kritizisten geworden. Im ganzen bewahrten sie jedenfalls ihre selbständige Haltung durch das empiristische Zeitalter hindurch bis zu einem neuen Aufstieg.

VII. Neuer Aufschwung der deutschen Historiographie seit 1878. Vertiefung und Sieg der politischen Geschichtschreibung. Überwindung des einseitigen Empirismus.

Vom Jahre 1878 an dürfen wir einen neuen Abschnitt in der Entwicklung der deutschen Geschichtschreibung datieren. Die Historiker erweitern jetzt ihr Gebiet, indem sie sich in einem Maß, wie es bisher nicht der Fall gewesen, der Erforschung der Kulturgeschichte, insbesondere der Wirtschaftsgeschichte zuwenden; aber nicht in der Art, daß sie sich etwa der politischen Geschichte entgegensetzen, sondern sie treiben diese Studien wesentlich unter politischem Gesichtspunkt, dem der Wechselwirkung von Staat und Wirtschaft, großenteils mit der Betonung der Beeinflussung der Wirtschaft durch den Staat. In den Jahren 1878—79 werden in erstaunlicher Zahl wirtschaftsgeschichtliche Arbeiten, nicht am wenigsten Studien zur Geschichte der Wirtschaftspolitik, veröffentlicht¹⁾. Es ist für diese Zeit charakteristisch, daß diejenigen Teile der Kultur mit stärkstem Eifer erforscht werden, die zum Staat in nächster Beziehung stehen: die Wirtschaft, die Verwaltung und, nach einigen Jahren, die Verfassung. Im Jahre 1879 erscheint der erste Band von H. v. Treitschkes „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert“. Es wurde sogleich bei seinem Erscheinen hervorgehoben, daß hier in einem Maß wie bis dahin noch nie Kultur- und politische Geschichte innig verbunden dargestellt werden²⁾. Die innige Verbindung aber ist dadurch vollzogen, daß die Berücksichtigung der Kulturerscheinungen ihr Maß findet an den Beziehungen zum Staat. Treitschkes „Deutsche Geschichte“ führt die neue Art der Geschichtschreibung herauf und symbolisiert sie zugleich: es erfolgt eine stoffliche Bereicherung, aber durchaus im Rahmen der politischen Betrachtung.

Der Wendepunkt in der Entwicklung der Historiographie fällt zusammen mit einem Wendepunkt in der inneren politischen Geschichte Deutschlands. Es ist die Zeit der neukonservativen inneren Politik Bismarcks. Damals erst wurden, wie wir schon bemerkten, die großen Ereignisse von 1870/71 für das

¹⁾ S. ein Verzeichnis in meinem „Deutschen Staat des Mittelalters“ I, S. 75 f.; Vjschr. f. Soz.- u. WG. 1915, S. 217. Dem daselbst Gesagten beistimmend Häpke i. d. Festschrift f. D. Schäfer (1915), S. 826, und Hampe; s. GW. II, S. 199; meine „Parteiämtl. neue Geschichtsauffassung“ S. 37 f.; H. Z. 112, S. 642. Vgl. Ed. Meyer, Gesch. des Altertums 3, § 170, S. 293 ff.

²⁾ Dove, Ausgewählte Schriften, S. 391.

gesamte deutsche Leben fruchtbar. Die Kennzeichen der jetzt einsetzenden Bewegung sind die Bekämpfung des politischen und wirtschaftlichen Manchesterturns, die energischere Erfassung der nationalen Idee, die stärkere soziale Anspannung, die Ausdehnung der Staatstätigkeit und die Stärkung der Staatsgewalt, die Herstellung der wirtschaftlichen Autarkie des nationalen Staates, die neue Schätzung der kirchlichen und religiösen Faktoren. In der gleichzeitigen Geschichtschreibung treten die gleichen Fragen und Gedanken hervor. In ihr haben die großen Ereignisse von 1870/71 eben auch erst jetzt ihre wahre Wirkung ausgeübt, in der Geschichtschreibung wie in der ganzen Literatur. Wenn mancher Autor mit verwandten Ideen schon früher aufgetreten war, so fand er erst jetzt rechte Würdigung. So hat W. Arnold volles Verständnis erst jetzt gefunden. Parallelen aus anderen Teilen der Literatur, so der schönen Literatur, sind bekannt.¹⁾

Wie die eine oder andere Erscheinung die Bewegung von 1878/79 vorbereitet hatte, so ist natürlich auch nicht zu erwarten, daß mit diesem Termin ein scharfer Abschnitt sich beobachten läßt. Eine neue Richtung kämpft sich ja stets allmählich freie Bahn, und so haben nicht wenige von denen, die nach 1878 die Hochschule besuchten, je nach den Umgebungen, in denen sie sich bewegten, wohl noch die Erinnerung, daß sie verdammt gewesen seien, ihre Studien unter dem Zeichen eines dünnen Empirismus zu machen. Aber es gab doch schon Stellen, von denen eine andere Einwirkung ausging.

Treitschkes „Deutsche Geschichte“ oder vielmehr die allgemeinen Anschauungen, auf denen sie beruhte, erfuhren einen heftigen Angriff von H. Baumgarten, der doch lange Zeit mit ihm eines Weges gegangen war. Die Art, wie er Treitschke entgegentrat, zeigt, daß er die neue Zeit nicht verstand. Treitschke erkannte die starken Wurzeln unserer Kraft, während Baumgarten von dem Umschwung der Stimmung von 1878 das Verderben Deutschlands fürchtete²⁾.

Unsere Bemerkungen über die Erweiterung des stofflichen Gebietes deuten schon an, daß die neue Richtung der Geschichtswissenschaft realistisch ist. Welchen Ursprung hat dieser Realismus? Ein Rückblick, der diese Frage beantwortet, wird zugleich dazu dienen, die Art der neuen Richtung genauer zu veranschaulichen.

Lange hat, wovon wir schon sprachen, auf der Romantik, von der die deutsche Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts ausgegangen ist, der

¹⁾ Im übrigen mag daran erinnert werden, daß in demselben Jahr, in dem der erste Band von Treitschkes Geschichte erschien, Fontane seinen ersten Roman veröffentlichte. Bei ihm die Anknüpfung an die Romantik oder ihre Fortsetzung deutlich. K. J. Neumann, DLZ. 1917, Sp. 69, fügt hinzu, daß 1878 „auch die deutschen Schriften Lagardes, eines der gedankenreichsten und ergreifendsten politischen Bücher unserer Tage, mit ihrer Wirksamkeit einsetzen“.

²⁾ Fueter S. 546 übertreibt nur sehr wenig, wenn er Baumgartens Angriff gegen Treitschke lediglich politisch motiviert sein läßt. Man wird auch dann im wesentlichen Baumgartens Kritik verurteilen, wenn man im einzelnen sich genötigt sieht, Treitschkes Darstellung zu beanstanden. So hat Tr. über die erste Zeit der Burschenschaft zweifellos zu ungünstig geurteilt. Es war in ihr erheblich mehr positives, aufbauendes, als seine Darstellung erkennen läßt (s. darüber z. B. meine angeführte Abhandlung über die Anfänge der konservativen Partei). Indessen die Anerkennung dieser Vorzüge der alten Burschenschaft ist mit den allgemeinen Gesichtspunkten Treitschkes vollkommen vereinbar; man könnte fast sagen: durch sie gefordert.

Vorwurf der Weltabgewandtheit, der unpraktischen Poesie gelastet, und wenn man einem Forscher dieser Zeit ein hohes Lob spenden wollte, hielt man es für unvermeidlich, zu versichern, daß er mit „den phantastischen Nebeln der Romantik“ nichts zu tun habe. Es liegt aber eine Ironie darin, daß ein Hauptausgangspunkt solcher Vorwürfe die Feindschaft eines Kreises ist, der sich realistischer Anschauungen wahrlich nicht rühmen darf. Unter Erneuerung der alten Angriffe der harten Rationalisten eröffneten die Junghegelianer den Kampf gegen die Romantik. Ihr Rufer im Streit, Arnold Ruge¹⁾, aber konnte sich nicht genug tun im Wortschwall Hegelscher Formeln und war durch irgendein Verständnis für die von der romantischen Wissenschaft gewonnenen Erkenntnisse nie gehindert. Hegels Philosophie hatte der Realismus nicht gefehlt mit der Anerkennung des Wirklichen als des Vernünftigen, mit der Anerkennung der überragenden Bedeutung des Staates und dem Bekenntnis zu dem vorhandenen Staat; indessen gerade von diesen Teilen des Systems des Meisters sagten sich die Junghegelianer los. Wenn sich bei ihnen Realismus fand, so war es schon der grobkörnige Materialismus Feuerbachs. Der Vorwurf, daß der Romantik der Realismus gefehlt habe, gehört zu den ungerechtesten Anklagen, die je erhoben worden sind. Ihre Opposition gegen die „weichlich sentimentale Empfindung“ des 18. Jahrhunderts²⁾, die kampfesfrohe Stimmung, die nationale Leidenschaft, der Sinn für das Volkstümliche sind wahre Fortschritte zum Realismus³⁾. Nun war es zwar, wie wir gesehen haben, dahin gekommen, daß die politischen Ideale der Mehrzahl der Romantiker im Interesse der notwendigen Fortbildung der Verfassung bekämpft werden mußten. Allein wenn hier eine realistische Politik sich gegen eine starre romantische Formel in Gegensatz stellt, so wissen wir ebenso, daß auf der Gegenseite durchaus nicht weniger ein Dogmatismus von Verfassungsregeln zu überwinden war, und besonders schroff formuliert erscheint er in den Kreisen von A. Ruge. Heute dürfte nicht bestritten werden, daß die Idee des konservativen Nationalstaates im Verhältnis stärker mit den Tatsachen rechnete, zumal in der preußischen Ausprägung. Ließ immerhin im Verfassungsideal auch die Romantik — wie Ranke — den nötigen Realismus vermissen, so fehlte der romantischen Wissenschaft im übrigen der Tatsachensinn nicht. Die Erforschung aller Zweige der Kulturgeschichte wird ja von ihr unternommen, wie auch der Sinn für das Lokalkolorit und die realistische Kleinmalerei von ihr geweckt worden ist⁴⁾. Mancher einzelne mag seinen Anschluß an den Realismus auf

¹⁾ Vgl. Julian Schmidt a. a. O., S. 329. Er bemerkt von den Angriffen Ruges gegen die historische Rechtsschule usw.: „In diesem Verkennen des Geistes, der recht eigentlich der Geist des 19. Jahrhunderts ist, liegt das einseitige seines Liberalismus, wie vielleicht des Liberalismus überhaupt.“

²⁾ Vgl. Leo, Jugenderinnerungen, S. 29.

³⁾ H. Schneider, Uhland, S. 70: Scharfsichtige Weltbeobachtung und realistische Wiedergabe des Interessanten erscheinen bei F. Schlegel gerade als Kennzeichen des romantischen Dichters.

⁴⁾ Eine Parallele: M. v. Schwind, Schüler von Cornelius, hatte Sinn und Geschick für Kunstgewerbe. — Ich gehe hier nicht auf den so oft erhobenen Vorwurf ein, daß die Romantik das Mittelalter in seiner Kultur überschätzt habe. Die Überschätzung ist, wenigstens soweit es sich um die romantisch beeinflussten Vertreter der Wissenschaft handelt, nicht so stark, daß man deshalb der Romantik den Realismus absprechen dürfte. Man hat bei Sybel eine Abkehr von der roman-

besonderem Weg gefunden haben¹⁾. Im ganzen ist doch innerhalb der Romantik und durch sie eine realistische Anschauung begründet worden. Den Anspruch anderer Instanzen, wie der Revolution von 1789 oder der von 1848 oder des Sozialismus oder (was teilweise damit zusammenfällt) von Autoren, die die naturwissenschaftliche Methode auf die geschichtliche Betrachtung übertragen wollten, müssen wir ablehnen²⁾.

Wir haben schon den Anspruch des Positivismus und Naturalismus, die realistische Auffassung begründet zu haben, aus Anlaß der Würdigung der Zeit Buckles einer kritischen Betrachtung unterzogen. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Was für jene Zeit gilt, das gilt auch für diese Jahrzehnte, bis zur Gegenwart: die Positivisten und Naturalisten, die sich neuerdings gern in das Gewand des „Soziologen“ kleiden, ahnen nicht, von wessen Erbe sie zehren und beachten nicht, daß sie dies nicht verbessern, sondern verschlechtern. Mit feinem Spott spricht Benedetto Croce von ihrer Unselbständigkeit und der Vergrößerung, die die Anschauungen der Romantiker durch sie erfahren haben³⁾. Der Positivismus baut zwar den gesunden Realismus der Romantik in ihrem Gefolge mehrfach weiter aus, verschlechtert ihn indessen leider auch zum Naturalismus. Dessen spielerische Art mit der Verwendung naturalistischer Floskeln ist ebensowenig realistisch wie seine vereinfachende, d. h. vergrößernde Linienziehung. Wenn das Verdienst der Romantik um die Begründung des Realismus lange Zeit ignoriert worden ist, so liegt das zum beträchtlichen Teil daran, daß sie — woran wir nochmals erinnern möchten — deshalb als nicht realistisch angesehen wurde, weil die, die als Romantiker bezeichnet wurden, sich den politischen Forderungen der Mehrheit jener Zeit nicht fügten. Realistisch ist indessen die Romantik von Haus aus; ihr Gegensatz gegen das phantastische Naturrecht, die phantastische Naturreligion usw., auch gegen den Klassizismus beweist dies. Die vornehmste Arbeit hatte sie in der Überwindung der Aufklärung auf dem Gebiet der Wissenschaften und der Politik zu leisten, und

tischen Auffassung insofern sehen wollen, als er in seinem Buch über die Entstehung des deutschen Königtums die Frage, ob die ältesten germanischen Institutionen ganz durch eigene Kraft sich weiter entwickeln konnten, verneinte und einen maßgebenden Einfluß der römischen Verfassung behauptete (H. Z. 75, S. 391). Allein es ist bezeichnend, daß Leo in einer solchen Ansicht gar nichts Bedenkliches fand. Siehe seine charakteristischen Worte in meinem „Deutschen Staat des Mittelalters“ I, S. 42, Anm. 2. Ihm stand das deutsche Wesen in so hoher Geltung, daß er es durch eine Entlehnung der Art noch nicht viel gemindert sah.

¹⁾ Interessant, aber nicht typisch ist das, was R. Haym in seinen Lebenserinnerungen (S. 146, 217, 255) in dieser Hinsicht über seine eigene Entwicklung berichtet. Bei H. ist die Frage, wie ein Philosoph zur Realistik kam, aber nicht, wie ein zünftiger Historiker.

²⁾ Fueter (S. 529) überschreibt das „sechste Buch“ seiner Darstellung: „Die realistische Reaktion gegen die romantische Geschichtschreibung und die Einwirkung der sozialen Bewegung.“ Er hat dann aber selbst in diesem Buch wiederholt Anlaß zu konstatieren, daß der Realismus auf der romantischen Seite ist, und er vermag kaum von dem Realismus eines Gegners der Romantik mit reiner Freude zu sprechen. Seine Ansicht (S. 530), daß „in der Verehrung des altliberalen Bürokratismus Liberale und Romantiker im Grunde einig waren“, und andere Behauptungen, auf die ich hier nicht eingehe, sind unhaltbar.

³⁾ B. Croce, Zur Theorie und Geschichte der Historiographie (1915), S. 258 ff. S. 260: der Positivismus Übertreibung gegenüber der Romantik.

hier sehen wir überall in der romantischen Rechtswissenschaft, Philologie, Geschichte usw. einen realistischen Zug¹⁾.

Man spricht vom Übergang von der romantischen zur politischen Art. Wir haben indessen festgestellt, daß diese politische Art, die der sog. politischen Historiker, auf alten romantischen Gedanken beruht, daß deren Kampf wesentlich ein Kampf einer romantischen Gruppe gegen eine andere ist, die eine den einen großen romantischen Gedanken ausprägt, die andere den anderen.

Anmerungsweise, aber zugleich als eine wohl des Eindrucks nicht verfehlende Illustration zu dem Gesagten mag hier erwähnt werden, daß der Urheber einer von allen Realisten, Positivisten, Naturalisten, Soziologen und Sozialisten aufs höchste gefeierten Theorie, der des Mutterrechts, J. Bachofen, Schüler Savignys und überzeugtes Mitglied der historischen Rechtsschule ist, welcher in unvergleichlich geprägten Sätzen sein Bekenntnis zu „einer gründlich und wahrhaft historischen Grundanschauung der Dinge“, gegen die „vollendete Demokratie, die der Untergang alles Guten ist“, gegen „die Lehre von der Volkssouveränität, die meinen tiefsten geschichtlichen und religiösen Überzeugungen entgegensteht“ („weil ich die Freiheit liebe, so hasse ich die Demokratie“), gegen „den rationalistischen Dünkel, der sich über die Dinge stellt“²⁾, abgelegt hat³⁾.

Greifen wir das Gebiet heraus, das als das realistische im stärksten Sinne gilt, das des wirtschaftlichen Faktors, so zeigen die Namen J. Möser, Niebuhr, Böckh⁴⁾, Leo die alte Hinwendung der deutschen Wissenschaft, und

¹⁾ Einen näheren Nachweis für die obige Darstellung s. in GW. I, S. 22 f.; II, S. 189 f. Tröltzsch spricht sich über den Ursprung des historischen Realismus widerspruchsvoll aus, urteilt aber Hist. S. 465: „aus der Romantik wurde in Deutschland der historische Realismus am stärksten entwickelt“. S. 508 nennt er richtig den „historischen Realismus“ den „Erben der historischen Schule“, schränkt aber die Entwicklung zu sehr auf das Politische ein, während der Realismus sich auch für die anderen Kulturzweige aus der Romantik entfaltet. S. 651 setzt er in Polemik gegen Meinecke diese mit den Hallerianern gleich, welche Auffassung ich in m. „ma. Staat“ und anderswo abgelehnt habe. Vjschr. f. Soz.- u. WG. 1912, S. 458 f. Über die Rolle, die der Marxismus in der Ausbildung einer realistischen Auffassung spielt, s. GW. II, S. 213 f. Vgl. auch F. Krüger in: W. Wundt, eine Würdigung, S. 21: „Die sozialistischen Gesellschaftstheorien haben wohl ‚Probleme gestellt‘, aber die hier obwaltenden ‚nicht im geringsten gelöst‘; sie bleiben in ‚naivster‘ Reflexionspsychologie befangen“. S. ferner unten die Beigabe.

²⁾ J. J. Bachofen, eine Selbstbiographie, zugleich ein Gedenkblatt zu seinem 100. Geburtstag (22. Dez. 1915), Ztschr. f. vergleichende Rechtswissenschaft Bd. 34, S. 337 ff.

³⁾ Um noch die Frage einer realistischen Behandlung der Kirchengeschichte zu streifen, so hat hier die Opposition der Frömmigkeit innerhalb der Kirche — Seb. Franck und G. Arnold — ihre Verdienste (wenngleich sie von Einseitigkeit nicht freizusprechen ist). Vgl. E. Seeberg, G. Arnold (1923), S. 516 ff. Im 19. Jahrhundert (Neander, Göbel, Weingarten) bringt A. Ritschl mit seiner parteilichen Einstellung gegen Mystik und Pietismus eine Störung in diese Teile der Kirchengeschichtschreibung. Vgl. meine „Ursachen der Reformation“, S. 68.

⁴⁾ Böckh hat seine „Staatshaushaltung der Athener“ (1817) Niebuhr gewidmet, von dem er ausging. Über seine Beziehungen zur Romantik s. H. Levin, die Heidelberger Romantik (1922), S. 16 u. 118 (dazu G. Ritter, DLZ. 1923, Sp. 181 f.). Seine Begriffsbestimmung der Philologie ruht auf der romantischen Idee vom Volkstum. H. Z. 106, S. 528 ff.

zwar auch der romantisch bestimmten, zu diesem Problem. In der Zeit der Vorherrschaft der technisch sogenannten politischen Geschichtsschreiber wurden die wirtschaftsgeschichtlichen Studien, wie wir schon bemerkten, zum beträchtlicheren Teil von den Territorial- und Stadthistorikern gepflegt, vielfach Männern des praktischen Lebens. Aber auch an den Universitäten haben sie Vertreter. In den Jahren 1840—60 begegnet uns eine ansehnliche Zahl von Autoren, die wirtschaftsgeschichtliche Fragen untersuchen; überwiegend sind sie romantischer Richtung oder Herkunft; eben jetzt bildet sich die historische Schule der Nationalökonomie¹⁾. Diese Literatur mit ihren weit zurückreichenden Ursprüngen ist nicht Produkt der Revolution oder des Sozialismus. Im letzten Grunde beruht sie, wie die Romantik überhaupt, auf dem Widerspruch gegen die Revolution. Wie sie sich indessen keineswegs in einseitigem Gegensatz gegen diese erschöpft, so begegnet sie sich sogar teilweise in der Kritik der modernen großkapitalistischen Arbeitsverhältnisse mit dem Sozialismus; ja sie geht ihm darin wohl voraus²⁾. Von der Anschauung aus, daß durch die modernen Verhältnisse eine Verbildung älterer gesünderer Zustände eingetreten sei, bot sie zugleich einen Boden für soziale Reformgedanken. Im übrigen genügt es, auf die wirtschaftsgeschichtlichen Arbeiten von Forschern wie Drumann, Rudorff, G. L. v. Maurer, G. W. v. Raumer, K. W. Nitzsch, H. v. Sybel, W. Arnold hinzuweisen, um den Anspruch der Positivisten und Naturalisten abzulehnen, daß sie hier führend gewesen seien³⁾.

Es ist hiermit schon angedeutet, daß die historische Literatur aus der Beobachtung der revolutionären und der sozialistischen Bewegung Anregungen geschöpft hat. Aber es waren wesentlich allein die diesen Bestrebungen gegenüberstehenden Kreise, welche solche Beobachtungen wissenschaftlich verwerteten. Die historischen Darstellungen, die aus den Kreisen der Revolution und des Sozialismus unmittelbar hervorgingen, waren von geringem wissenschaftlichen Ertrag. Wenn der Königsberger Historiker Drumann, der selbst die Verhältnisse der „Arbeiter und Kommunisten in

¹⁾ Über den Stand der wirtschaftsgeschichtlichen Literatur zu dieser Zeit überhaupt s. unten die Beigabe.

²⁾ S. unten die Beigabe. Um zu dem, was ich daselbst bemerkt habe, noch ein paar Beispiele aus dem Kreis, mit dem wir es hier zu tun haben, hinzuzufügen, so hebt Fueter, S. 537, hervor, daß Sybel in der Überwindung der einseitig politischen Auffassung der Revolution der Vorrang vor L. Blanc zukommt. Und dabei stand Sybel der modernen kapitalistischen Entwicklung nicht einmal so kritisch gegenüber wie die echten Romantiker. Für die Geschichte des historischen Interesses an dem Schicksal der niederen Klassen sind Sybels Bemerkungen im 4. Kapitel des 2. Buches seiner Geschichte der Revolutionszeit (Ausg. von 1897, Bd. I, S. 267 f.) beachtenswert. Niemand hat die Zusammenhänge der Revolutionen von 1789 und 1848 mit energischerem Realismus erfaßt als der Aristokrat Tocqueville, der die Enthusiasten der Revolution mit Ironie betrachtete. Als bezeichnendes Datum mag hier ferner erwähnt werden, daß der Universitätslehrer Schanz die Geschichte der Gesellenverbände (1877) erheblich früher untersucht hat als der sozialistische Abgeordnete Schönlank (1894), und daß dieser die Dinge nicht realistisch darstellt, sondern nach einem in die Vergangenheit hineingeschobenen Parteischema. Vgl. meine „Probleme der WG.“, S. 547, Anm. 2. Zur Würdigung von Schanz' Buch vgl. übrigens Vjschr. f. Soz.- u. WG. 1914, S. 311 ff.

³⁾ Belege im einzelnen hierfür s. GW. II, S. 195 f.

Griechenland und Rom“ untersucht hat (1860), die modisch werdende Wendung von den „arbeitenden Klassen“ mit dem stolzen Wort ablehnte: „die wahre arbeitende Klasse sind wir“¹⁾, so dürfen wir darin eine symbolische Andeutung für die Tatsache sehen, daß die Erforschung der hier in Betracht kommenden Fragen wesentlich von den der Revolution und dem Sozialismus gegenüberstehenden Kreisen und in erster Linie aus wissenschaftlichem Antrieb unternommen worden ist. Eben diese wirtschaftsgeschichtliche Literatur liefert zugleich den Beweis, daß der Geschichtswissenschaft die Berücksichtigung der niederen Klassen nicht gefehlt hat.

Mit den Jahren 1878—79 treten verstärkte Anregungen auf wirtschafts- und sozialgeschichtlichem Gebiet an die deutsche Geschichtswissenschaft heran. Alles das, was mit der neukonservativen Politik Bismarcks zusammenhängt, macht seine Wirkung geltend. Freilich wurde nicht bloß hierdurch der Aufschwung dieser Studien bewirkt: die Vorbereitung der vorausgehenden Jahrzehnte gelangte jetzt zur Vollendung. Was bisher mehr an einzelnen Stellen hervorgetreten war, das wird jetzt verbreitert.

Dabei lieferte ein förderliches Moment von beträchtlicher Bedeutung auch der Fortschritt in der Quellenerschließung²⁾. Auf die Erschließung der Quellen zur alten deutschen Reichsgeschichte folgte die der territorial- und stadtgeschichtlichen Quellen, die — in Deutschland — zum größeren Teil den Stoff für die Wirtschafts-, Verwaltungs- und Verfassungsgeschichte bieten. Das namhafteste Organ dieser erweiterten Quellenerschließung stellen die nach dem Vorbild der Münchener historischen Kommission begründeten landschaftlichen historischen Kommissionen dar, als Führer unter ihnen die Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde und die Badische historische Kommission, deren Entstehung wiederum in die ersten Jahre unserer neuen Periode der Geschichtswissenschaft fällt. Es ist interessant, zu beobachten, wie durch sie die wirtschaftsgeschichtlichen Studien belebt wurden. Von ähnlicher Wirkung war der Hansische Geschichtsverein, der, größtenteils aus den erwähnten territorial- und stadtgeschichtlichen Studien hervorgegangen, in steigendem Maße wirtschaftsgeschichtliche Veröffentlichungen gefördert hat und in seiner jüngsten Abteilung den Zusammenhang mit unserer nationalen Expansion darstellt. Eine Parallele auf dem Gebiet der alten Geschichte sehen wir in der Erschließung der Ostraka und Papyri mit ihrer neuen Belebung der wirtschaftsgeschichtlichen Forschungen.

Den neu begründeten historischen Kommissionen treten in jenen Jahren bedeutsame neue Zeitschriften von ähnlicher Wirkung zur Seite: das Jahrbuch für Gesetzgebung (mit einem Titel, der durch die Wendung der Zeitschrift zu den historischen Studien sofort obsolet wurde), die Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, die Westdeutsche Zeitschrift. Teils direkt, teils indirekt, durch die genauere Erforschung der Rechtsverhältnisse, dienen sie der Wirtschaftsgeschichte. Auch bedeutender Erscheinungen aus dem Gebiet der Urkundenlehre — J. Fickers „Beiträge zur Urkundenlehre“ (1877—78), H. Brunners „Rechtsgeschichte der römischen

¹⁾ L. Friedländer, Erinnerungen, Reden und Studien I, S. 65. Vgl. Vjschr. f. Soz.- u. WG. 10, S. 462. Vgl. DLZ. 1912, Nr. 5, Sp. 302 ff.

²⁾ Ich habe mich über dies Moment in meinem „Territorium und Stadt“, 1. Aufl., S. 165 ff., näher geäußert. Seitdem ist ein weiterer Fortgang in der von mir daselbst als wünschenswert bezeichneten Art zu verzeichnen.

und germanischen Urkunde“ (Bd. I, 1880), Th. v. Sickels „Privilegium Ottos I. für die Römische Kirche vom Jahre 962“ (1883) — gedenken wir hier. Realistischere Arbeit leisten sie, indem sie schärfer auf das einzelne und den einzelnen Fall eingehen und damit vage Ueclterklärungen beseitigen, indem sie ferner dazu anleiten, das wertvollste Quellenmaterial für die Wirtschaftsgeschichte kritisch zu bearbeiten. In dieser Richtung erwarb sich das „Institut für österreichische Geschichtsforschung“ mit seinem eben jetzt geschaffenen Organ, den „Mitteilungen“, Verdienste. Wenn die methodische Technik zunächst an historiographischen Quellen ausgebildet worden war, so wird sie jetzt durch die Fortschritte der Urkundenkritik vervollständigt¹⁾. Die Urkundenlehre ist es zweifellos, die seit der Begründung der neuern Quellenkritik durch Niebuhr und Ranke die Ausbildung der Methode am erfolgreichsten gefördert hat. Neben ihren Vertretern²⁾ stehen einige andere Forscher, die sich das Verdienst erworben haben, durch die Strenge ihres Vorbilds die kritische Forschung vorwärts gebracht zu haben. Vor allem sind hier A. v. Gutschmid, ein Gelehrter von unvergleichlichem Wissen und Scharfsinn, und P. Scheffer-Boichorst zu nennen. Scheffer, ein Schüler Fickers, hat Untersuchungen von bewundernswerter Feinheit ebenso über historiographische wie Urkundenfragen vorgelegt; er ist nicht ein eigentlicher Diplomatiker, verhält sich vielmehr gegen die äußere, diplomatisch-paläographische Kritik wesentlich ablehnend und bevorzugt die innere³⁾.

Zu den Zeichen der realistischen Geschichtschreibung, deren wir uns rühmen dürfen, gehört dann auch die eben schon berührte Pflege der Verwaltungsgeschichte. Raum für sie war gegeben, als und insoweit die einseitige Wertschätzung der Verfassung und die kanonische Verehrung einer bestimmten Verfassungsform zurücktraten. So hängt denn die Pflege der Verwaltungsgeschichte in Deutschland einerseits mit dem Aufkommen einer gerechteren Würdigung des Absolutismus, anderseits mit der Erkenntnis, daß gegenüber der Herrschaft des Parlamentarismus Garantien der individuellen Freiheit notwendig seien, zusammen⁴⁾. Einen besonderen Anstoß zu verwaltungsgeschichtlichen Studien gab der Wunsch, die Konstitution mit dem Unterbau einer lokalen Selbstverwaltung auszustatten, in welchem Bestreben wir jedoch wiederum eine Abkehr von der Überschätzung der Verfassung, insbesondere von dem französischen Verfassungsideal erkennen, welches die Selbstverwaltung vernachlässigt⁵⁾. Hier ist namentlich Gneist mit seinen in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts beginnenden Arbeiten über die englische Verwaltungsgeschichte der Pfadfinder gewesen. Er sah das Fundament jeder Staatseinrichtung im Selfgovernment. Ohne der

¹⁾ Vgl. A. Dopsch, Die Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit Bd. 1, Vorrede.

²⁾ H. Breßlau, Handbuch der Urkundenlehre, 1. Aufl. 1889 ff.

³⁾ Im übrigen liefert Scheffer den Beweis, daß der scharfsinnigste Forscher, der nicht eine zusammenhängende energische politische Auffassung besitzt, auch nicht fähig ist, zusammenhängende Darstellungen größeren Stils zu liefern. Vgl. seine Biographie von F. Güterbock in seinen „Gesammelten Schriften“ I, S. 5 ff.

⁴⁾ Vgl. oben S. 42 und H. Z. 75, S. 399.

⁵⁾ Vgl. zur Geschichte dieser Gedankenreihe meinen „Deutschen Staat des Mittelalters“ I, S. 343 ff. Zur Geschichte von Niebuhrs Wort, die Verwaltung sei ungleich bedeutender als die Verfassung, s. H. v. Treitschke, Aufsätze 4, S. 45. Auch Tocquevilles sei hier gedacht.

Schätzung der englischen Verfassung direkt Abbruch zu tun. legte er doch ihre Besonderheit, ihr Herauswachsen aus bestimmten sozialen Voraussetzungen dar, bestritt damit ihre Allgemeingültigkeit und erläuterte den Zusammenhang zwischen Verfassung und lokaler Selbstverwaltung¹⁾. Seine Anschauungen zeigen uns eine besonders lehrreiche Verwertung des Grundgedankens der historischen Rechtsschule²⁾ und beweisen von neuem, daß dieser durchaus nicht, wie so oft behauptet worden ist, die politische Initiative ausschließt. Wenn Gneist der rechtsgeschichtlichen Schule entstammt und auch seinerseits überall und stets von der Geschichte des Rechts ausgeht, so ist es damit durchaus vereinbar, daß (wie Gierke treffend sagt) „die eigentliche Heimat seines Geistes das Recht der Zukunft“ war.

Gneist hat zwar, wie wir heute wissen³⁾, das Bild der englischen Verhältnisse nicht ganz richtig gesehen. Er konstruierte sie aus dem Gesichtswinkel der von ihm für die preußische Heimat gewünschten Gestalt der Selbstverwaltung, wie Montesquieu sie aus dem der Dreiteilung der Gewalten konstruiert hatte. Er würdigte nicht recht die Umwandlung der englischen Selbstverwaltung seit der Erweiterung des parlamentarischen Wahlrechts von 1832: die zur Ergänzung der friedensrichterlichen Behörden geschaffene Tätigkeit gewählter Kommunalbehörden, der local boards, die dem aristokratischen Regime der von der Krone ernannten Friedensrichter das Gegengewicht halten sollen, kommt bei ihm nicht zu ausreichender Geltung. Trotzdem bleibt seinen Arbeiten der Ruhm, eine außerordentliche Aufklärung gebracht zu haben; der Fortschritt gegenüber Montesquieus Vergleichung englischer und kontinentaler Verhältnisse ist gewaltig. Auch die Erkenntnis hat er gefördert, daß das englische parlamentarische System von der Erhaltung des englischen Parteiensystems mit seiner vorwiegend aristokratischen Struktur abhängt. Gneists „Englische Verfassungsgeschichte“ behält dauernd einen Ehrenplatz in der historischen Literatur durch die geistige Durchdringung eines mit großer Gründlichkeit beschafften bedeutenden Stoffes.

Gneist verdient ferner innerhalb der Geschichte der Historiographie deshalb einen Platz, weil er, insbesondere durch Lorenz v. Stein angeregt, Niebuhrs Anschauungen von der notwendigen Aufnahme aufsteigender Klassen in den Rechtskreis des Staates wieder lebhaft vertritt und weiterbildet⁴⁾.

Gneist reiht sich der Gruppe der politischen Historiker insofern an, als er mit seinen Studien über die englische Verwaltungsgeschichte die Verwaltungsreform in Preußen fördern und beeinflussen will. Auch sonst entspringen jetzt verwaltungsgeschichtliche Darstellungen mehr oder weniger

¹⁾ Bei den deutschen Historikern fanden die Gedanken Gneists lebhafte Anerkennung. Vgl. z. B. Maurenbrecher, Geschichte und Politik (1884), S. 19, wo Gneist als ein wesentlicher Mitarbeiter bei der Zerstörung des Aberglaubens an eine bessere Verfassung, bei der Befreiung vom liberalen Doktrinarismus gerühmt wird.

²⁾ Gneist bekennt sich ausdrücklich zur historischen Rechtsschule. Siehe seine programmatischen Äußerungen im Vorwort zu seiner englischen Verfassungsgeschichte (1882). Über ihn als würdigen Schüler Savignys s. auch Hatschek, Englisches Staatsrecht I (1905), S. 24 ff.

³⁾ Jellinek, Allg. Staatslehre, 2. Aufl., S. 614 ff., S. 564 (über Gneists Gesellschaftsbegriff). Treitschke, Politik II, S. 498 ff. Hatschek a. a. O.

⁴⁾ Vgl. GW. II, S. 210.

den Berührungen mit praktischen Forderungen¹⁾. Hierher gehören Schmollers Studien zur preußischen Verwaltungsgeschichte, die im Rahmen des allgemeinen Gegensatzes der historischen Schule der Nationalökonomie gegen das liberale Manchestertum stehen und eine Rechtfertigung des preußischen Staates des 18. Jahrhunderts, der eine fürsorgliche erziehende Tätigkeit auf den mannigfaltigsten Gebieten übt, im Hinblick auf die neuere deutsche Wirtschafts- und Sozialpolitik bringen wollen¹⁾. Aber darüber hinaus widmete man sich jetzt der Verwaltungsgeschichte mit dem Bestreben, ein allseitiges Bild ihrer Verzweigungen zu erhalten, und mit dem Ausbau aller ihrer Teile, der Verwaltungsorganisation, des Verwaltungsrechts, der materiellen Verwaltung.

Wie hiermit eine realistischere Auffassung der Verfassungsgeschichte angebahnt wurde, so fand eine solche ferner eine Förderung durch eine wirk-same Kritik der die Zeit der Französischen Revolution beherrschenden und nachher noch lange anerkannten Lehre von der Gewaltentrennung²⁾.

Wenn mit der Einführung einer Verfassung in den deutschen Staaten und mit der sich bald einstellenden Beobachtung, daß sie noch nicht das volle Erdenglück gewährleiste, daß vielmehr ein Staat auch bei weniger guter Verfassung gedeihen könne, falls nur seine Verwaltung gut sei, das Interesse für verfassungsgeschichtliche Fragen eine Zeitlang schwächer wurde, so fanden diese weiterhin gerade wegen der Befreiung von dem praktisch-politischen Gesichtspunkt und von der praktisch-politischen Einengung des Urteils eine Aufnahme mit gesteigertem Erfolg. Es beginnt die objektive Behandlung der verfassungsgeschichtlichen Fragen, die realistische Vergleichung der Verfassungen, die subtilere Untersuchung ihrer Formen, die Erforschung der Grundlagen der Verfassungsbildungen.

An dieser Stelle gedenken wir auch der von uns schon genannten „Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters“ von Joh. Janssen, welche die bis zur zweiten Hälfte der siebziger Jahre vorliegenden Arbeiten zur Verfassungs-, Wirtschafts-, Stände- und zur gesamten Kulturgeschichte in einer bestimmten Tendenz verwertet. Janssen glaubt gerade an dem Beispiel der Verfassungs- und Wirtschaftsentwicklung, des Schicksals der niederen Klassen, der gesamten Kultur die schädliche Einwirkung der protestantischen Reformation und der Dinge, die er als deren Begleiterscheinungen ansieht, zeigen zu können. Er stellt eben die jetzt einsetzende realistische Geschichtschreibung in den Dienst seiner Tendenz. Sein Buch hat während einiger Jahrzehnte als das Hauptwerk der spezifisch katholischen Geschichtschreibung zu gelten beansprucht. Doch hält es, wie bemerkt, den Vergleich mit den Arbeiten der früher geschilderten katholischen Historiker nicht aus.

¹⁾ Als bedeutsam aus dem Anfang unserer Periode sei erwähnt: Ernst Meier, Die Reform der Verwaltungsorganisation unter Stein und Hardenberg (1881). Vgl. Ztschr. f. Sozialwissenschaft 1904, S. 315 u. 715; DLZ. 1895, Sp. 112; Welt-wirtsch. Archiv 19, S. 358 f.; H. Z. Bd. 129 (meine Anzeige von Schmollers „Deutschem Städtewesen“). Zur Frage der Originalität Schmollers s. Ztschr. f. Sozialwissenschaft 1904, S. 787 ff.; Vjschr. f. Soz. u. WG. 1905, S. 142 ff.; 1909, S. 345.

²⁾ Zu weiterem, was in dieser Linie zu bemerken wäre, vgl. Smend, die politische Gewalt im Verfassungsstaat und das Problem der Staatsform, aus d. Festgabe f. W. Kahl (1923).

Leider hat die ihm eigene Advokatenart auch Nachahmung gefunden. Die Frage nach den wirklichen Verdiensten von Janssens „Geschichte des deutschen Volkes“ ist die, ob sein Buch (es ist seit 1876 erschienen) stofflich dazu beigetragen hat, den Unterbau der historischen Darstellungen durch Schilderung der Massenbewegungen zu füllen und namentlich auch die Aufmerksamkeit auf die Zustände vor der Reformation zu lenken, so daß deren Vorgeschichte mit vermehrtem Eifer erforscht worden ist. Verdienste sind ihm in dieser Hinsicht zweifellos zuzusprechen. Bei näherem Zusehen erkennt man jedoch, daß Janssen hier nicht allein steht, sondern sich der allgemeinen Bewegung dieser Jahre einreihet¹⁾. Er machte nur die entsprechenden Studien einem bestimmten, wie wir gern hervorheben, sehr bedeutungsvollen Zweck nutzbar.

Der Realismus unserer neueren Geschichtschreibung äußert sich nicht bloß in der stärkeren Berücksichtigung der realen Seiten der Kultur, der niederen Stände und Klassen neben den höheren, sondern nicht weniger in der Beseitigung einer falschen Idealisierung geschichtlicher Bildungen zugunsten einer unbefangeneren Auffassung. Die neue realistische Forschung idealisiert nicht mehr; aber sie unterschätzt deshalb keineswegs Ideen und Ideale als historisch wirksame Kräfte. Ideale und Zielpunkte der historischen Betrachtung werden nicht verbannt. Indessen es vollzieht sich ein Fortschritt zur unmittelbareren, weil weniger durch Vorurteile gehemmten Erkenntnis der geschichtlichen Erscheinungen. Wie wir dies an der Würdigung der Verfassungen wahrnehmen, die uns im Leben der neueren Völker begegnen, so läßt sich in ähnlicher Weise eine Geschichte der Beurteilung der Verfassungen des klassischen Altertums beobachten. Auch hier galt es einen Kampf zunächst gegen ein konventionelles Idealbild der Antike, dann gegen die Stilisierung des Griechenstaates, gegen die Kanonisierung der hellenischen Demokratie. Auch hier war eine politische Metaphysik, eine liberale oder demokratische Legende zu überwinden²⁾. Der Standpunkt einer realistischeren Auffassung wurde erreicht durch die stille Arbeit fortschreitend tiefer eindringender Einzelforschung, durch politische Erfahrungen und politische Selbstbesinnung, durch Erschließung jenes neuen großen Quellenmaterials, der Ostraca und Papyri, ein bedeutungsvolles Werk unserer Tage. Die Erweiterung der Beobachtung durch die neuen Quellen hat namentlich auch dazu beigetragen, die Auffassung vom Altertum als einer zeitlichen, räumlichen und sachlichen Einheit zu beseitigen. Es sei uns gestattet daran zu erinnern, daß einer unserer politischen Historiker, J. G. Droysen, früher als irgendein anderer an der Zerstörung des vom deutschen Klassizismus geschaffenen Ideals des hellenischen Altertums gearbeitet hat, indem er ein Programm der Umwandlung der klassischen Studien entwarf³⁾ und in der Praxis uns den Hellenismus anschaulich vorführte und in seiner großen Bedeutung würdigte⁴⁾, wie wir anderseits J. Burckhardt gern das Verdienst

¹⁾ Vgl. Vjschr. f. Soz.- u. WG. 1912, S. 459; Ztschr. für Politik Bd. 9, S. 571 ff. S. auch oben S. 70, Anm. 1.

²⁾ Vgl. dazu R. v. Pöhlmann, Aus Altertum und Gegenwart, Neue Folge (1911), S. 286 ff. ³⁾ S. oben S. 48 f.

⁴⁾ Vgl. die Urteile von Mommsen und Ed. Schwartz („jetzt erst verstehen wir, in welche Weiten die von Droysen aufgespürten Pfade führen“; nun gelte es, „über Droysen im Droysenschen Sinn noch hinauszugehen“) über Droysens Helle-

einräumen, neuerdings die Disharmonie im Griechentum betont zu haben, wiewohl er dazu mehr im Verfolg politischer Beobachtung als durch quellenmäßige Studien gelangt ist. Indessen eben auch hier nehmen wir wahr, daß der realistische Fortschritt uns eine ideale Schätzung der historischen Erscheinungen nicht raubt: die Entthronung des kanonischen klassischen Altertums, die Erkenntnis seiner zeitlichen und geschichtlichen Bedingtheit hindert uns nicht, ihm einen dauernden Wert zuzuerkennen.

Die vorstehenden Darlegungen dürften das Aufkommen des Realismus genügend erklären. Widmen wir aber noch einige Aufmerksamkeit dem schon berührten Anspruch des Naturalismus und Positivismus, die realistische Auffassung begründet zu haben.

Die naturalistische Auffassung der Geschichte wollte die ganz realistische sein. Als Muster einer solchen naturalistischen Darstellung hat man uns Taines Werke empfohlen¹⁾. Indessen die deutsche Geschichtswissenschaft hat dessen Art mit Bewußtsein und mit Recht abgelehnt²⁾. Der Milieuzeichner Taine hätte seine Vorzüge ganz ohne Berührung mit Comte, dem Führer des Naturalismus, entwickeln können; sein Bestes hat er von der Romantik und Tocqueville³⁾. Sein Hauptfehler war, daß er meinte, mit Hilfe der naturwissenschaftlichen Methode über die Erkenntnis der Romantiker hinauskommen zu können. In Wahrheit ist er durch die von ihm angenommene Methode, zu der ihn Comte hingeführt hatte, der naturalistischen Konstruktion und einem unhistorischen Pessimismus verfallen. Indem er dem Idealismus ausweichen wollte, wurde er das Opfer naturalistischen Aberglaubens. Die philologisch-kritische Methode vernachlässigte er gänzlich: eine allgemeine⁴⁾ Eigenschaft der naturalistischen, der „exakten“ Historiker: ein Hohn auf Taines Forderung, der Historiker müsse exakt verfahren. Wir Deutschen haben Taine nicht nötig gehabt, weil bei uns die romantische Wissenschaft heimisch ist, wie der ganze Positivismus für uns überflüssig gewesen ist.

Der Historiker, der nach Taine als eifrigster Propagandist der naturwissenschaftlichen Methode für die geschichtliche Auffassung hervorgetreten ist, K. Lamprecht, gibt uns Anlaß, an unsere früheren Bemerkungen über die verhängnisvolle Wirkung zu erinnern, die die Nichtachtung der Romantik zur Folge gehabt hat. Lamprechts Geschichtstheorie hat einen stark persönlichen Ursprung. In seinen ersten Jahren fleißig und eingehend mit wirtschaftsgeschichtlichen Arbeiten, daneben mit einem kunstgeschichtlichen Thema beschäftigt, legte er diesen Stoffen solche Bedeutung bei, daß für ihn die politische Geschichte wesentlich zurücktrat. Es war durchaus nicht ein parteipolitisches Vorurteil, das ihn die politische Geschichte geringer

nismus bei G. Droysen, J. G. Droysen, I, S. 222 f.; K. J. Neumann, S. 41; Kärst, H. Z. 106, S. 503. Über Leos Verdienst um die Beseitigung der Vorstellung von der Einzigartigkeit des Griechentums s. oben S. 19, Anm. 1.

¹⁾ Vgl. z. B. H. Z. 81, S. 230, Anm. 3.

²⁾ Vgl. M. Ritter, Ranke, S. 22; Der Streit zwischen politischer und Kulturgeschichte, Beilage zur Allg. Zeitung 1893, Nr. 219. Über die Überlegenheit Sybels über Taine s. Varrentrapp, Sybels Vorträge und Abhandlungen, S. 63.

³⁾ Fueter S. 582 u. 586 hebt selbst die Abhängigkeit Taines von der Romantik hervor, obwohl er im übrigen den Positivismus als einen Fortschritt gegenüber der Romantik ansieht, von „segensreichen Folgen“ der Comteschen Richtung spricht.

⁴⁾ Vgl. z. B. H. Z. 81, S. 230.

schätzen ließ. Es war nur der nicht selten wiederkehrende Fall, daß jemand sein besonderes Gebiet als das sachliche Hauptgebiet ansieht und entsprechend seine Arbeiten von anderen nicht genug geschätzt glaubt¹⁾. Von dritter Seite ist freilich sein System im Kampf gegen die politische Geschichtsschreibung verwertet worden, von Kulturhistorikern bis in sozialdemokratische Kreise hinein. Aber das lag nicht in der Richtung des Ursprungs seines Systems. Er konstruierte nur eben von den Dingen aus, mit denen er sich gerade beschäftigte, die Welt. Nun machte sich in seinen Lehrjahren, wie wir wissen, die Neigung geltend, die geschichtliche Betrachtung mit naturalistischen Floskeln zu beglücken; insbesondere auch sein Lehrer Roscher unterlag ja der Versuchung, die „physiologische Methode“ anzuwenden. Bei Lamprecht steigerte sich die Neigung, die naturwissenschaftliche Methode anzuwenden, zum beherrschenden Grundsatz; offenbar lenkte ihn dabei in beträchtlichem Maß wieder die Vorstellung, damit andern gegenüber wesentlich im Vorrang zu sein. Formen für die Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode bot ihm seine Beschäftigung mit der Kunstgeschichte: er fand hier das oft beobachtete Typische, Symbolische, Konventionelle. Vor allem gab ihm Burckhardts „Kultur der Renaissance“ den Typus des „Individualismus“. Noch ehe er aber von diesen Vorstellungen aus ein System ausgebildet hatte, begann er seine „Deutsche Geschichte“ zu veröffentlichen, die mit der Flüchtigkeit ihrer Darstellung eine scharf kritische Ablehnung erfuhr. Gerade jedoch im Gegensatz zu dieser Ablehnung, um sie zu entwaffnen, baute er jetzt sein System aus, indem er geltend machte, daß seine Kritiker sein Geschichtswerk nicht würdigen könnten, weil ihnen das Verständnis für die Voraussetzungen fehle, von denen er ausgehe. Sein System zimmerte er großen- oder gar größtenteils geradezu zu dem Zweck, die Kritik seiner „Deutschen Geschichte“ als haltlos erscheinen zu lassen; ohne diese Kritik wäre er wohl nicht so weit gegangen.

Lamprechts System war der Aufbau einer Geschichtstheorie von naturwissenschaftlicher Grundlage aus. Das am meisten Charakteristische in Lamprechts Haltung bei der Verteidigung gegen seine Kritiker, in der ihn sein System unterstützen sollte, ist seine Unkenntnis der vor ihm liegenden historiographischen Literatur. Er wußte kaum etwas von den Versuchen der Übertragung der naturwissenschaftlichen Methode auf die Geschichte, die vor ihm gemacht worden waren, kaum etwas von den überzeugenden Ablehnungen, die ihnen zuteil geworden waren, kaum etwas oder gar nichts davon, daß die Fragen, die er endgültig zu lösen meinte, wie insbesondere die der Stellung des Einzelnen zur Gemeinschaft, innerhalb der alten romantischen Wissenschaft und zum Teil gegen sie eifrig diskutiert worden waren. Wäre ihm etwas davon bekannt geworden, wäre er auf diese älteren Diskussionen eingegangen, so hätte er schwerlich so naiv einfach und grob die hier in Rede stehenden Dinge erledigen können. Man hat ihn mit dem jungen Scherer verglichen²⁾. Bei diesem begegnen wir ja in der Tat verwandten Neigungen: die zur kräftigeren Schätzung der geistigen Gesamtkräfte im Volk, zur stärkeren Betonung der geschichtlichen Analogien, bis zur Formulierung einer gesetzmäßigen historischen Entwicklung. Aber das war ja nur eine einseitigere Betonung von Stimmungen, die in der Romantik von An-

¹⁾ Vgl. anderseits über G. Freytag oben S. 69, Anm. 3.

²⁾ Roethe, Anzeiger für deutsches Altertum 24, S. 239.

fang an vorhanden gewesen waren: der Streit zwischen der Schätzung der „sozialpsychischen“ Faktoren (wie Lamprecht jetzt sagte) und der entscheidenden schöpferischen Bedeutung der Einzelnen hatte sich in ihrem Kreis hin- und herbewegt. „Der Gang unserer Wissenschaft kennt derartige Meinungs- und Neigungsverschiedenheiten von je: ältere und jüngere Romantik, Lachmann und J. Grimm repräsentieren ganz verwandte Kontraste“¹⁾. Hätte Lamprecht von dieser reichen Literatur einige Kenntnis gehabt, so hätte er sich gehindert gefühlt, seine krassen, unreifen Behauptungen über die entscheidende Bedeutung der kollektivistischen Kräfte als neueste wissenschaftliche Entdeckung anzupreisen. Sein Auftreten als Reformator wurde ihm durch seine Unkenntnis erleichtert. Andererseits kam es seinem Ruhm zustatten, daß bei seinen Fachkollegen größtenteils infolge des noch auf der Romantik lastenden Bannes die rechte Kenntnis der romantischen Gedanken, der älteren historiographischen Literatur überhaupt mehrfach gleichfalls fehlte²⁾. Es meinten damals auch einige ernsthafte Historiker, sie müßten doch vielleicht an ihn glauben. Nachdem Kritiken seiner „Deutschen Geschichte“ und Widerlegungen seiner Geschichtstheorie vorausgegangen waren, wurde dann ein Umschwung in der Beurteilung seiner allgemeinen Stellung durch meinen Nachweis herbeigeführt, daß das, was er vortrug, altes Material in größerer Aufmachung und daß ihm unbekannt war, welche geschichtstheoretischen Anschauungen vor ihm vertreten worden waren und welche Aufnahme, wieweit Zustimmung, wieweit Kritik sie gefunden hatten³⁾. Die Möglichkeit, daß Lamprecht soviel Verwirrung anrichten konnte, liefert ebenso einen schlagenden Beleg für die Schädlichkeit der Unkenntnis der historiographischen Entwicklung wie die Verwirrung, die die modernste Soziologie namentlich in nationalökonomischen Kreisen hervorgebracht hat.

Im Hinblick darauf, daß Lamprecht seine Theorie in der Gegenwehr gegen die Kritik seiner untheoretischen „Deutschen Geschichte“ ausbildete, hat man die Bemerkung gemacht, sein tiefster Mangel sei der gewesen, daß sein historisches Charisma nicht ausreichte, so daß er Geschichte „aus Prinzipien“ schreiben mußte. Vielleicht ist diese Formulierung auch dahin zu ändern, daß er wohl die entsprechende Fähigkeit an sich gehabt hätte, aber sich nicht die Zeit nahm, gründlich Geschichte zu treiben. Man bleibt bei ihm darüber im unklaren, ob eine Neigung zur Eile in seinem Wesen schon ursprünglich lag, oder ob er sein Talent gegen bessere Erkenntnis vernachlässigt hat. In seinem älteren, wertvollsten und wirklich wertvollen Buch, seinem „Deutschen Wirtschaftsleben“⁴⁾, ist beides vereinigt: eine gewisse Eile und Unfertigkeit und eine gründliche, umfassende Arbeitsleistung. Seine

¹⁾ Roethe a. a. O.

²⁾ Vgl. GW. I, S. 3, Anm. 2. Rothacker, Einleitung S. 251: Lamprecht ohne Kenntnis der Entwicklung der Geschichtswissenschaft.

³⁾ Siehe meine Abhandlung „Die neue historische Methode“, H. Z. 81, S. 193 ff. Vgl. GW. I, S. 1 ff. Vergrößerung Roschers durch Lamprecht: M. Weber, Wissenschaftslehre S. 25 (Anm.). E. J. Spieß, Die Geschichtsphilosophie von K. Lamprecht (1921). Vgl. auch meine Art. „Naturwissenschaft und Geschichte“, Beilage zur Allg. Zeitung vom 6. Dez. 1899 (Nr. 279); Tröltzsch, Hist. II, S. 459 ff. u. 671: P. Barth und teilweise Wundt gegen Lamprecht. Über die Frage der Abhängigkeit Lamprechts von Comte s. H. Z. 84, S. 153; 94, S. 450; GW. II, S. 183, Anm. 1. Er war sich über Herkunft seiner Prinzipien in jeder Hinsicht im unklaren. H. Z. 84, S. 346; GW. II, S. 205, Anm. 3. ⁴⁾ Vgl. H. Z. 63, S. 294 ff.

„Deutsche Geschichte“, welche seine Theorie durch ein glänzendes Beispiel illustrieren sollte, die aber entstand, ehe seine Theorie fertig war, ist ganz uneinheitlich: sie führt die Theorie nicht folgerichtig durch und schleppt vieles mit, was er geringschätzte, viel „politische“ Geschichte und mancherlei Hochschätzung der Einzelpersönlichkeit¹⁾. Doch kehren solche Widersprüche in der Praxis ja nicht selten wieder: wie denn Voltaire, der den Hofklatsch verachten wollte, für ihn in Wahrheit recht empfänglich war.

Neben dem Tadel, der die Verwirrung treffen muß, die Lamprecht durch seine Geschichtstheorie anrichtete, dürfen wir jedoch nicht übersehen, daß der Streit um sie insofern förderlich gewirkt hat, als die Notwendigkeit des Widerspruchs gegen seine Irrtümer eine Befestigung der alten Stellung der Geschichtswissenschaft bewirkt hat. Der Wert des abschreckenden Beispiels darf nicht unterschätzt werden. Zugunsten Lamprechts mag auch geltend gemacht werden, daß er bei seiner Beweglichkeit und Begabung ein eifriger und nicht leicht zu besiegender Kämpfer war und daß demgemäß sein Vorstoß nur durch eine umfassende Gegenwehr zurückgewiesen werden konnte, die der Besinnung der Geschichtswissenschaft auf ihr Wesen zweifellos sehr zustatten gekommen ist²⁾. Als ein erfreuliches Zeichen jener Kämpfe sei schließlich erwähnt, daß damals genug Historiker vorhanden waren, die von einer halben Verzichtstimmung, von einem Verständigungsfrieden mit dem Gegner nichts wissen wollten, vielmehr den Positivismus und Naturalismus ganz ablehnten³⁾.

„Der Positivismus sollte eigentlich Impressionismus heißen; denn das einzige Reale, das er gelten läßt, sind die Sinneseindrücke . . . Dem künstlerischen Impressionismus entspricht auch der Zeit nach der wissenschaftliche Impressionismus, und auch unser Urteil über beide hat ein entsprechendes zu sein. So unmöglich es ist, in der künstlerischen Wiedergabe der Erscheinung die reinen Sinneseindrücke zu wiederholen und die Vorstellung, die die Eindrücke ordnet, auswählt und klärt, auszuschließen und dabei doch künstlerisch zu wirken, so unmöglich und ohne allen Erkenntniswert ist es, von der wissenschaftlichen Darstellung der Tatsachen die Beherrschung der Tatsachen durch die Einheit des Denkens auszuschließen“⁴⁾.

Von der naturalistischen Auffassung sagt einmal Justi, daß sie „den historisch nachweisbaren Ursachen, die die Wissenschaft zu ermitteln hat, eine höhere, hinter diesem offenkundigen Geschehen liegende Kausalität über-

¹⁾ Über eine interessante Einzelheit s. Rothacker, Einleitung, S. 251, Anm. 7.

²⁾ Meinecke, Preußen und Deutschland, S. 464: Lamprecht „ein Schwarmgeist, ein Zerstörer und Verwüster echter Historie“. „Wir wissen dabei sehr wohl, daß auch Schwarmgeister recht fruchtbar wirken können, . . . aber glauben schon jetzt beobachten zu können, daß er noch mehr gelobt als gelesen wird.“ S. auch Brandi, GGA. 1912, Nr. 11, S. 652 ff.; A. Guiland, Revue historique 121 (1916); diese Kritik zeigt übrigens die dem französischen Standpunkt eigene politische Tendenz. Über das Lob eines „Bahnbrechers“, das W. Götz Lamprecht erteilt, s. H. Z. 111, S. 145; Vjschr. f. Soz. u. WG. 1912, S. 461. — Es wird nicht immer beachtet, daß Spengler ebenso wie Lpr. den Gedanken historischer Gesetze und paralleler Verläufe vertritt, nur nicht, wie er, auf positivistisch-psychologischer, sondern biologisch-morphologischer Grundlage. So richtig Tröltzsch, H. Z. 128, S. 315. Übrigens kann Sp. sein System ebensowenig wie Lpr. in der Praxis scharf durchführen. ³⁾ Vgl. GW. II, S. 184 u. 211; H. Z. 114, S. 696 ff.

⁴⁾ Al. Riehl, Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart, S. 245.

ordnet, die man in einer biologischen oder zoologischen Analogie zu entdecken glaubt“. Sie „droht den Wert der Erforschung des wirklichen Kausalzusammenhanges als eines untergeordneten, bloß dienenden Moments herabzusetzen“. „Sobald man den wirklichen Erscheinungen nähertritt, macht sich deren zusammengesetzter Charakter geltend; das psychologische und das persönliche Element tritt hervor, das in die deduktiv gewonnene Formel nicht aufgehen will.“ „Es gibt wohl kein historisches Prinzip, in dessen Namen so viel leeres Stroh gedroschen worden ist,“ wie die „zoologische Betrachtung“¹⁾. Im Sinne dieser Sätze Justi hat die deutsche Geschichtswissenschaft in den letzten Jahrzehnten gegen den Naturalismus in mancherlei Gestalt wie gegen die leichtherzig konstruierende Geschichtsbetrachtung überhaupt ihre Kämpfe geführt und damit die Sache des echten Realismus verfochten. Die wahren Faktoren der Geschichte und die Motive des geschichtlichen Handelns kommen im Naturalismus einschließlich des ökonomischen Materialismus ebensowenig zur Geltung, wie sie von der Hegelschen Formel des geschichtlichen Verlaufs gewürdigt worden waren.

Wir haben die Gründe dargelegt, weshalb die Historiker der neueren Jahrzehnte, deren Darstellungen der Forderung eines gesunden Realismus entsprechen, nicht sämtlich das Bewußtsein der Herkunft ihrer Studien aus den romantischen Anregungen haben. Es ist ja auch tatsächlich mancher neue Antrieb hinzugekommen. Allein der Ursprung der realistischen Geschichtsdarstellung liegt ganz gewiß in der alten romantischen Wissenschaft, und es ist charakteristisch, daß nicht wenige gerade von den Forschern, die ihre Aufgabe in der umfassendsten Art auffassen, ihren Zusammenhang mit der Romantik betonen²⁾. Auch wird in dankbarer Erinnerung an das, was sie uns geboten hat, ihr Gedächtnis gerade in unserer Zeit einer realistischen Geschichtschreibung neu belebt.

Treitschkes Darstellung fand manche Werke realistischer Art vor: so G. Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Mommsens Römische Geschichte. Man darf vielleicht darauf hinweisen, daß neben diesen auch die englische Geschichte Macaulays³⁾ auf ihn gewirkt hat⁴⁾, der übrigens seinerseits durch die älteren romantischen Schilderungen beeinflusst ist. Allen Autoren gegenüber, die ihm etwa Anregungen boten, zeigt Treitschke jedoch in der kulturgeschichtlichen Darstellung wie sonst viel Eigenartiges. Hervorstechend ist sein Bestreben, die Besonderheit des deutschen Volkes und seiner Stämme in allen Ausprägungen des Lebens zu zeichnen. Man

¹⁾ C. Justi, Winkelmann und seine Zeitgenossen, 2. Aufl., Bd. 3, S. 129. Justi gebraucht das Wort naturalistisch nicht. Aber den Ausdruck „zoologisch“, den er statt dessen setzt, können wir auch annehmen. Gegen die Versuche der „Reduzierung der kompliziertesten Erscheinungen auf die einfachsten „Kräfte““ siehe auch das treffende Wort E. Rohdes bei Pöhlmann a. a. O., S. 107.

²⁾ Wie denn z. B. H. Usener sich weit mehr zu Creuzer als zu dessen rationalistischem Gegner J. H. Voß hingezogen fühlte. U. v. Wilamowitz folgt den Anregungen F. Schlegels und der Romantik für die Literaturgeschichte in seiner Literaturgeschichte (DLZ. 1916, Sp. 1732).

³⁾ Man denke an das 3. Kapitel im 2. Band: „Zustand Englands im Jahre 1685.“ Diese kulturgeschichtliche Schilderung steht freilich neben der Darlegung der politischen Vorgänge, während sich bei Treitschke eine innere Verbindung findet. Zur Kritik von Macaulays Schilderung vgl. ferner Fueter S. 514.

⁴⁾ Vgl. E. Marcks, Deutsche Montsschrift 1906, Maiheft, S. 185.

hat ihn angeklagt, es liege der Kritik, die er an den Mittelstaaten übt, Feindseligkeit oder Geringschätzung den nichtpreußischen Stämmen gegenüber zugrunde. Tatsächlich hat „wohl niemand vor ihm die Individualität unserer Stämme mit feinerem Verständnis und wärmerer Liebe umfaßt, als dieser alte Todfeind des Partikularismus“¹⁾. Hier ging er ferner über Freytag und Riehl und den ganzen Stammbaum der Autoren, die sich die romantische Forderung der Erfassung des Volksgeistes zur Aufgabe gestellt hatten, hinaus, indem er politische und Kulturgeschichte in stärkere innere Verbindung brachte, auch im politischen Leben die Betätigung der Volksart sah.

Die neue kulturgeschichtliche, insbesondere auch die wirtschaftsgeschichtliche Forschung läßt sich zum großen Teil als gesteigerte Motiven- und Ursachenforschung²⁾ deuten, worin sie eine Parallele in der poetischen Literatur hat. Natürlich tritt diese Motiven- und Ursachenforschung, soweit sie von Historikern historischer Richtung geübt wird, ohne die Anmaßung auf, eine lückenlose Kausalerklärung geben zu können. Es handelt sich dabei ferner nicht bloß um die bewußten Gründe des geschichtlichen Handelns, sondern um Motive und Ursachen im weitesten Sinne. Die Zahl der Arbeiten über die „Entstehung“, den „Ursprung“, die „Ursachen“ historischer Erscheinungen ist nie so groß gewesen wie in den letzten Jahrzehnten. Manche Forschungsgebiete haben dadurch eine ganz andere Gestalt erhalten, wie z. B. die Reformationsgeschichte nahezu in eine Vorgeschichte der Reformation umgewandelt worden ist. Das Verhältnis des Einzelnen zu seiner Gemeinschaft wird schärfer als je beobachtet. Wir verzeichnen hier einen Fortschritt gegenüber der Romantik, deren Übertreibungen in der Bestimmung dieses Verhältnisses (von der naturalistischen Auffassung gar nicht zu reden) vermieden werden, ohne daß ein Rückfall in die rationalistische Erklärung stattfindet. Ein großes Kampffeld stellt die Wirtschaftsgeschichte dar. Wenn die wirtschaftsgeschichtlichen Tatsachen in der umfassendsten Weise erforscht und zur Anerkennung gebracht werden, so hat doch eben das gründlichere Studium auch der Überschätzung der wirtschaftlichen Motive gesteuert. Je energischer sich jemand in die Wirtschaftsgeschichte vertieft, desto mehr erkennt er die bedingte Geltung der wirtschaftlichen Faktoren³⁾.

Mit der Motiven- und Ursachenforschung hängt es zusammen, ist aber auch selbständig ein Kennzeichen unserer Zeit, daß eine besondere Neigung für den Anbau der Grenzgebiete der Wissenschaften hervortritt. Das Prinzip der Arbeitsteilung, welches seit der Romantik grundlegende Bedeutung für den gesamten wissenschaftlichen Betrieb hat, wird freilich ganz und gar nicht verlassen. Immer von neuem beobachten wir, daß man sich nicht ungestraft darüber hinwegsetzt. Der Bau eines Universalinstituts⁴⁾, die Konstruktion einer Universalwissenschaft bringen uns nicht vorwärts. Einen Forscher, dessen Arbeitsgebiet die gesamte Kulturgeschichte ist, gelingt es nicht zu entdecken. „Kulturgeschichte als eigene Disziplin gibt es nicht“⁵⁾.

¹⁾ E. Marcks, H. Z. 75, S. 312.

²⁾ H. Z. 94, S. 452; Lorenz, Geschichtswissenschaft I, S. 87.

³⁾ Vgl. H. Z. 81, S. 234, Anm. 1.

⁴⁾ Über das vielgenannte „Leipziger Institut“ alter und neuer Auflage vgl. Vjschr. f. Soz.- u. WG. Bd. 15, S. 89.

⁵⁾ So bemerkt Tröltzsch im Anschluß an die erste Fassung meiner Darstellung, Vjschr. f. Soz.- u. WG. 15, S. 90.

Kulturgeschichte ist nur möglich in der Zerlegung in einzelne Kulturzweige¹⁾. Allgemeine kulturgeschichtliche Schulen sind nirgends zutage getreten. Das Ungeheuer einer großen Wissenschaft der Soziologie wird nie ins Leben treten²⁾.

Die Unentbehrlichkeit der Arbeitsteilung wird uns gegenwärtig, wenn wir wahrnehmen, wie auch diejenigen, die uns Führer für die Erweiterung der historischen Darstellung sind, Mommsen und Treitschke, sich Schranken setzen: Treitschke, indem er seine Forschungen auf einen engeren zeitlichen Raum begrenzt, Mommsen, indem er sich mit der Geschichte des römischen Volkes einen Stoff, der seiner persönlichen Eigenart ganz entsprach, wählte und den Teil ungeschrieben ließ, den zu schreiben seiner Art und seinen wissenschaftlichen Zielen nicht entsprach³⁾. Aller Halbheit war er abhold: der rechte Mann — sagte er — soll ein Fachmann sein und kein Dilettant⁴⁾. Die Kapitel seiner Römischen Geschichte über die Literatur, in der er nicht genügend zu Hause zu sein glaubte, sandte er an Ritschl zur Durchsicht. Im übrigen verringert ja der knappere und geschlossenere Quellenkomplex, der für die Geschichte des klassischen Altertums vorliegt, hier die Teilung der Arbeit im Verhältnis etwa zu den mittelalterlichen Studien, die es mit einem nicht bloß weit umfangreicheren, sondern zugleich mehr auseinanderliegenden Quellenvorrat zu tun haben. Die Erschließung der neuen Quelle der Papyri hat aber auch bei dem klassischen Altertum sogleich den Spezialismus weitere Fortschritte machen lassen. Und vollends haben die Zugänglichmachung neuen Quellenmaterials für Mittelalter und Neuzeit und das Auftauchen neuer Probleme eine früher nie geahnte Zunahme der besonderen Arbeitsfelder — nicht am wenigsten, wie wir früher schon andeuteten, in der Erforschung des Zuständlichen — hervorgebracht, die nun einmal mit vollem Erfolg nur bei einer Teilung der Arbeit nutzbar gemacht werden können. Auch innerhalb eines Gebietes, das früher unbedingt als Einheit betrachtet wurde, macht sich der Zug zur Spezialisierung geltend. Haben wir es hier gewiß oft nur mit dem zufälligen Umstand begrenzter persönlicher Leistungsfähigkeit zu tun, so ist der Wissenschaft doch eine begrenzte zuverlässige Leistung eines Autors lieber, als wenn er sie mit mehreren Halbfabrikaten beschenkt. Die Tätigkeit in einer einzelnen Disziplin bleibt die gesunde Grundlage aller Forschung. „Ich bedarf“ — sagt ein Forscher, dem niemand umfassende Bildung abstreiten wird⁵⁾ — „des Stammes eines besonderen Gegenstandes, an dem ich mich aufranke.“ Und ein anderer, nicht minder vielseitiger⁶⁾: „Alles Große ist nur möglich durch Beschränkung, und nur der Famulus Wagner will alles wissen.“

¹⁾ Tröltzsch, Schmollers Jahrbuch 1920, S. 661.

²⁾ Zur Kritik der Forderung einer Wissenschaft der Soziologie vgl. Rickert, H. Z. 86, S. 468, und meine Bemerkungen ebenda 111, S. 143; Vjschr. f. Soz.- u. WG. 1907, S. 487. S. auch Friedrich, DLZ. 1915, Nr. 17, Sp. 863.

³⁾ Über die viel besprochene Frage, weshalb er nicht den vierten Band seiner Römischen Geschichte geschrieben hat, s. U. v. Wilamowitz-Möllendorf, Internat. Monatsschrift, 12. Jahrg., Sp. 205 ff. „Er war Jurist und kannte seine Stärke, aber auch die Grenzen seiner Begabung.“ „Der versteht ihn und die Wissenschaft überhaupt nicht, der das Fehlen des vierten Bandes beklagt.“

⁴⁾ A. Dove, Zur Erinnerung an Th. Mommsen, Allg. Zeitung, Beilage vom 2. und 3. Febr. 1904 (Nr. 26 und 27).

⁵⁾ Erwin Rohde. Vgl. Ztschr. f. Sozialwissenschaft 1903, S. 309.

⁶⁾ Ed. Schwartz, H. Z. 122, S. 300.

Aber mit dem Prinzip der Arbeitsteilung ist es vereinbar, daß die Grenzgebiete aufgesucht werden. Die Tätigkeit auf ihnen hat bald den Charakter der Überprüfung der Arbeit des einen durch den anderen, der gegenseitigen Kontrolle; bald ist sie von der Art, daß zwei je mit besonderer Ausrüstung zur Arbeit auf demselben Feld zusammentreten. Fruchtbar ist vor allem der Anbau des gemeinsamen Gebietes von Rechtswissenschaft und Geschichte. Die Schulung in der juristischen Systematik verleiht die Rittersrüstung, der das lose Aufgebot der historischen Stoffhuber nicht zu widerstehen vermag. Aber die Infanterie der Historiker weiß sich zu behaupten, wenn sie ihrerseits sich auch eine technische Ausbildung schafft. Andererseits weist die Geschichtswissenschaft auf die Relativität aller der absolute Geltung beanspruchenden Behauptungen hin, die die Jurisprudenz, wie die systematischen Wissenschaften überhaupt, aufstellen¹⁾, nicht im Sinn eines nihilistischen Relativismus, sondern in wärmster Vertretung bestimmter Wertgesichtspunkte, wie ja schon die Romantik den rationalistischen Dogmen des Naturrechts und der natürlichen Religion wahrlich nicht aus bloßer Skepsis widersprochen hatte. Nicht weniger fruchtbar sind die Beziehungen zwischen Nationalökonomie und Geschichte geworden. Wie die Historiker die Anregungen, die die Nationalökonomien ihnen boten, dankbar aufgenommen haben, so erweist sich umgekehrt als besonders wohlthätig die energische Kritik von der Seite der Geschichtswissenschaft, die an den historischen Darstellungen der Nationalökonomie geübt wird, zumal, wenn sie gleicherweise die Sonde der Quellenkritik ansetzt und die Forderung klarer, durchdachter Vorstellungen erhebt²⁾. Die Beachtung der geographischen Tatsachen nötigt den Historiker oft zu zusammenfassendem Urteil, wie denn ein Urteil über die militärisch-politische Stellung Deutschlands aus dem Blick auf seine Grenzen gewonnen wird. Das alte Bündnis zwischen Theologie und Geschichtswissenschaft, unter dessen Zeichen Ranke schrieb, wird festgehalten und sowohl nach der Richtung der Geschichte der kirchlichen und staatlichen Organisation als auch in den Fragen der großen religiösen und politischen Ideen ausgebaut. Auf dem Gebiet der ältesten Kirchengeschichte zeigt es sich jüngst in verstärktem Maß und unter neuen Gesichtspunkten; aber anderswo nehmen wir seine Wirkung nicht minder wahr. Die Philosophie hat mit ihrem neuen Aufstieg auch neue Beziehungen zur Geschichtswissenschaft gefunden. Zum Philologen steht der Historiker ja dauernd im Schülerverhältnis; philologische Arbeit ist die Grundfunktion seiner Tätigkeit. Ein Mehr von Beeinflussung könnte man hier wohl noch wünschen. Jede neue starke Berührung mit der Philologie wird die historische Methode steigern³⁾.

Aus den eben angedeuteten stärkeren Beziehungen der Geschichte zu anderen Wissenschaften erklärt es sich schon zum Teil, weshalb unsere Zeit über den nackten Empirismus hinausgekommen ist. Die Fragestellungen, die die systematischen Wissenschaften bringen, die Forderungen, die sie erheben, nötigen zu einer Ordnung, Zusammenfassung, begrifflichen Durchdringung des historischen Materials. Sie liefern uns oft schon ein Maß, nach dem wir die Auswahl treffen, oder Begriffe, unter denen wir die geschicht-

¹⁾ Vgl. H. Z. 81, S. 240 ff.

²⁾ Vgl. meine Anzeige von Schmollers Deutschem Städtewesen, H. Z. Bd. 129.

³⁾ Vgl. Krusch, N. Archiv 40, S. 504 und 543.

lichen Dinge betrachten. Es handelt sich hier nicht bloß um den Vorzug der formalen Bildung, die die Schulung in einer systematischen Wissenschaft gibt, die der Historiker aber aus seiner eigenen Wissenschaft nicht gewinnen kann; die günstigen Wirkungen jener Beziehungen gehen darüber hinaus. Die Geschichtswissenschaft vermag (abgesehen vielleicht von der Geographie) am wenigsten von allen Disziplinen allein auf sich gestellt zu bleiben. Die historische Kleinarbeit wie die Interpretation großer historischer Erscheinungen nötigen den Historiker durchaus zur Anlehnung an eine andere Wissenschaft, wobei dem einzelnen freie Bewegung insofern bleibt, als der eine mehr bei dieser, der andere mehr bei jener Disziplin seine Hilfe sucht, je nach dem Arbeitskomplex, dem er sich widmet. In dem stärkeren Ernst nun, mit dem diese Wahrheiten neuerdings in die Praxis umgesetzt worden sind, liegt eben eine der Ursachen des Fortschrittes unserer Wissenschaft.

Wir haben z. B. im Kampf gegen den Naturalismus, der seine Herrschaftsansprüche gerade in den letzten Jahrzehnten mit erhöhtem Eifer geltend machte, unsere alte Position stärker befestigen, unsere Auffassung vertiefen können, weil wir die Unterstützung der Philosophie für den Ausbau einer Logik der Geschichtswissenschaft, für die Selbstbesinnung über die Aufgaben unserer Disziplin genossen. Namentlich Windelband und Rickert haben mit ihren logischen Untersuchungen neuerdings zur Verteidigung und Befestigung geschichtlicher Auffassung beigetragen und bei der Zurückweisung des neuesten Ansturms des Naturalismus¹⁾ treue Waffenhilfe geleistet. Wenn wir die Zeit von 1878 bis zur Gegenwart als eine einheitliche Periode zusammenfassen, so läßt sich in ihrem Verlauf wohl ein Abschnitt im Hinblick auf die neue Befruchtung der Geschichtswissenschaft durch die Philosophie abgrenzen, wobei als äußeres Datum etwa Windelbands Rede „Geschichte und Naturwissenschaft“ (1894) gelten mag.

Der neuere Einfluß der Philosophie auf die Geschichtswissenschaft ist nicht von der Art dessen, wie ihn die spekulative Philosophie beanspruchte. Diese neueren Philosophen wollen nicht die geschichtliche Darstellung beherrschen, sondern sie unterstützen, indem sie ihr Wesen ergründen und von der richtig erfaßten Eigenart der historischen Auffassung ebenso lernen wie ihr ihre Unterstützung leihen.

Wir wissen, wie in der romantischen Bewegung früh eine Auflehnung gegen die an den Naturwissenschaften ausgebildete Universalmethode stattfindet und das Bewußtsein des Unterschiedes zwischen Geschichtswissenschaft und Naturwissenschaft hervortritt²⁾, wie dann weiter dauernd die Historiker die Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode auf die geschichtliche Betrachtung und allen Naturalismus abgelehnt haben³⁾. In der Zeit des einseitigen Empirismus aber nehmen wir weniger die Besinnung auf die grundsätzliche Seite der Geschichtswissenschaft wahr, und vor allem schweigen

¹⁾ Vgl. G. v. Below, Die neue historische Methode, H. Z. 81, S. 193 ff.; 94, S. 449 ff. (zu Ed. Meyers methodologischen Darlegungen); 106, S. 96 ff.; 111, S. 145; Vjschr. f. Soz.- u. WG. 13, S. 433; Meinecke, H. Z. 114, S. 696 ff.; 115, S. 366 f.; K. Weller, Die moderne Auffassung der Geschichtswissenschaft (Stuttgart 1908, S.-A. aus der „Besonderen Beilage“ des Staatsanzeigers für Württemberg, 1908, Nr. 6 und 7). Über einen jüngeren Versuch, die geschichtlichen Vorgänge rein naturwissenschaftlich zu erklären, s. H. Z. 116, S. 287 f.

²⁾ Vgl. oben S. 8. ³⁾ Vgl. oben S. 64 f.

jetzt in der Hauptsache die Philosophen zu diesen Fragen. Der erste, der darauf nachdrücklich gegen die Vorherrschaft der naturwissenschaftlichen Methode Front machte und die Autonomie der Geisteswissenschaften zu wahren suchte, war Dilthey¹⁾.

In diesen Kreisen der Historiker und der von historischem Sinn erfüllten Philosophen wird die Vorstellung von der Heterogenität der Objekte, von dem Gegensatz von Natur und Geist, die Scheidung der erkennbaren Welt in geistiges und körperliches Geschehen vertreten. Die methodologische Anschauung, welche als Gegensatz zu dem sachlichen Begriff der Natur „Geist“ als Gegenstand einer logisch besonderen Erkenntnis setzt, welche von dem inhaltlichen Unterschied zwischen Natur und Geist ausgeht, in den den Objekten als solchen anhaftenden Qualitäten den Grund der besonderen logischen Struktur der Erkenntnis sieht, läßt sich als realphilosophische oder inhaltliche oder objektivistische²⁾ bezeichnen. Zu ihr fügten dann Windelband und namentlich Rickert die formalphilosophische oder subjektivistische. Rickert insbesondere ist das nicht zu tilgende Verdienst zuzusprechen, daß er für die Unmöglichkeit der Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode auf die geschichtliche Betrachtung den eingehenden Nachweis erbracht hat. Dilthey war dies noch nicht gelungen. Dessen Verdienst liegt in der Auflockerung des Bodens und in dem Ausstreuen entwicklungsfähiger Keime³⁾. Die Mittel freilich, mit denen er den Kampf für die Autonomie der Geisteswissenschaften führte, waren unzulänglich. Hier hat erst eben Rickert im Gefolge Windelbands das Notwendige und Unwiderlegliche nachgeholt. Ein weiteres Verdienst von ihm bleibt es, daß er jenes Verhältnis der Philosophie zu den Methoden der Einzelwissenschaften vollkommen klargestellt hat: daß sie diesen nicht etwa etwas Neues aufdrängen soll, vielmehr nur das gültig erklären helfen will, was die empirische Einzelwissenschaft schon immer getan hat; daß die Logik, die historische Erkenntnistheorie, nur bestrebt sein kann, die inneren Gründe des tatsächlichen wissenschaftlichen Verfahrens aufzudecken. Und Rickert hat auch dargelegt, daß die Historiker in der Tat stets schon nach den Prinzipien der kulturwissenschaftlichen Logik, deren Methode er zur Klarheit bringt, verfahren sind.

Lotzes Schüler Windelband kombinierte den Individualitäts- und Wertbegriff zur genaueren Bestimmung historischer Begriffe⁴⁾. Rickert setzte seine Arbeit in umfassendem Ausbau fort. Indem er die Probleme der Geschichtslogik in den Vordergrund des philosophischen Denkens rückte, hat er die Methode der erkenntnistheoretischen Selbstbesinnung auf die Geschichtswissenschaft angewendet und die logische Struktur ihrer Begriffsbildung im Gegensatz zur naturwissenschaftlichen herausgearbeitet⁵⁾.

¹⁾ Neben ihm sei G. Rümelin (Reden und Aufsätze (1881), S. 137 ff.) genannt, der auf dem Grenzgebiet von Philosophie, Nationalökonomie und Geschichte tätig war.

²⁾ Diesen Ausdruck wählt A. v. Schelting, Die logische Theorie der historischen Kulturwissenschaft von Max Weber und im besonderen sein Begriff des Idealtypus, Archiv für Sozialwissenschaft 49 (1922), S. 623 ff., welcher die objektivistische Anschauung im Anschluß an M. Weber bekämpft.

³⁾ Über die eigentümliche Beanlagung Diltheys und ihre Grenzen vgl. R. Kroner, „Logos“ 12 (1923), S. 293 ff.; Rothacker, Einleitung, S. 253 ff.

⁴⁾ Tröltsch, Hist. II, S. 476.

⁵⁾ R. Kroner, Geschichte und Philosophie, Zeitschrift „Logos“, Bd. 12, S. 123 ff. Zu Rickert vgl. auch Xénopol, H. Z. 102, S. 473 ff., 113, S. 1 ff.



Allerdings will Rickert nach dem Vorgang Windelbands nur eine formal-philosophische, subjektivistische Anschauung gelten lassen, während er die objektivistische ablehnt. Er gibt nur einen formalen Unterschied zwischen Geschichte und Naturwissenschaft zu, nur einen in der Behandlungsart, im Ziel der Betrachtung, nur den Unterschied, daß bei gleichem Objekt die Geschichte das Individuelle, die Naturwissenschaft die Regel, das Allgemeine suche. Wenn Windelband und Rickert den „widernatürlichen“ Versuch, der Geschichte die naturwissenschaftlichen logischen Formen aufzudrängen, durchaus verurteilen, so glauben sie diese Ablehnung am besten zu begründen, indem sie die logisch relevanten Unterschiede der wissenschaftlichen Erkenntnis nicht aus den sachlichen Qualitäten der Erkenntnisobjekte ableiten, die Wissenschaften nicht nach dem Inhalt des Wissens klassifizieren, das Einteilungsprinzip vielmehr durch den formalen Charakter der Erkenntnisziele der Wissenschaften bestimmt sein lassen. Der von Windelband an die Stelle von Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft gesetzte Gegensatz von nomothetischer und idiographischer Erkenntnis, Rickerts Gegensatz von Natur- und Kulturwissenschaft betrifft nur die Behandlungsart der an sich logisch indifferenten Wirklichkeit. Der Unterschied soll erst da beginnen, wo es sich um die erkenntnismäßige Verwertung der Tatsachen handelt.

Indessen die Unterscheidung in der Behandlungsart schließt die im Inhaltlichen nicht aus. Identisch ist das Objekt wohl für Philosophie und Geschichte, nicht jedoch für Naturwissenschaft und Geschichte. Wir halten an einem logischen Dualismus fest, der die heterogenen logischen Formen von zwei verschiedenen qualifizierten Objekten abhängig macht. Bei der Erklärung der menschlichen Handlungen liegt eine im Vergleich mit der Naturerklärung spezifische, qualitativ anders gefärbte Befriedigung unseres kausalen Bedürfnisses vor; das Spiel menschlicher Leidenschaften ist in einem qualitativ anderen Sinne nacherlebbar und anschaulich, als Naturvorgänge es sind¹⁾. Der objektiv einer Wissenschaft zugewiesene Stoff schreibt einer jeden ihre Methode vor. Die Wertideen, welche den Forscher leiten, sind selbst im objektiven Geschehen begründet.

Neuerdings hat Rickert selbst der hier vertretenen Anschauung Zuegstände gemacht, insofern sich in den jüngsten Auflagen seines grundlegenden Werkes, „die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung“, wohl infolge der kritischen Bemerkungen der Diltheyschen Schule, eine gewisse Annäherung an die inhaltliche Scheidung zwischen Naturwissenschaft und Geschichte kundgibt. Jedenfalls bemüht sich die philosophische Forschung nach Rickert in zunehmendem Maß über seinen formalphilosophischen Standpunkt hinaus den Gegenstand der geschichtlichen Betrachtung in seiner Eigenart zu erfassen, die Geschichtslogik nicht bloß aus ihrem logischen Zweck, der Erfassung des Individuellen, zu konstruieren, die Entwicklung nicht bloß als ein Arrangement des Darstellers, sondern als eine innere Bewegung des Gegenstandes selbst zu deuten. Man unternimmt es, vom Logischen zum Metaphysischen fortzuschreiten. Diese Versuche, über Rickerts Auffassung fortzuschreiten, gehen aus von E. Tröltzsch, der als

¹⁾ Vgl. A. v. Schelling a. a. O., S. 679 ff., der freilich, wie bemerkt, die objektivistische Anschauung bekämpft. Ich habe stets diese vertreten, mir aber auch die subjektivistische angeeignet, deren Verbindung mit jener die jüngste Forschung mit Recht vollzieht.

Theologe sich stets von den universalen Gesichtspunkten, die von Theologen mehr als von den meisten Vertretern anderer Disziplinen festgehalten worden sind, hat leiten lassen; als Theologe dem antimetaphysischen Kritizismus A. Ritschls entgegengetreten war und weiterhin im Anschluß an Windelband-Rickert über deren Standpunkt hinauszukommen bestrebt gewesen ist¹⁾, von Schülern Diltheys²⁾ und auch von unmittelbaren Schülern Rickerts³⁾.

So steht heute neben der die vollkommenste Ausprägung der formal an den Gesichtspunkten des Erkenntnissubjekts orientierten Methodologie darstellenden kulturwissenschaftlichen Logik im Sinn Rickerts in vermehrter Kraft die „geisteswissenschaftliche“ Richtung und geht mit ihr Hand in Hand⁴⁾. Die letzten Jahrzehnte sind durch eine mächtige, auf tiefen Gründen ruhende methodologische Bewegung auf dem Gebiet des nichtnaturwissenschaftlichen Erkennens ausgezeichnet.

Die soeben gemachten Bemerkungen über die Förderung der Geschichtswissenschaft durch namhafte Philosophen mögen durch einige weitere Hinweise vervollständigt werden.

Dilthey, von dem wir schon sprachen, hat auf historische Fachkreise mehr nach als vor dem ersten Auftreten von Windelband und Rickert, denen er in Lebensalter und wissenschaftlicher Tätigkeit vorausging, Einfluß geübt. Zunächst war sein Einfluß mehr allgemein historiographischer Natur, indem er auf die Geschichtswissenschaft dadurch befruchtend wirkte, daß er in vorbildlicher Weise bedeutende geistesgeschichtliche Bewegungen schilderte, und zwar aus der Zeit der Romantik, womit er zugleich die Kenntnis der

¹⁾ So wenig erfreulich (trotz mancher gebotenen Anregungen) die Arbeiten von Tröltzsch über die Reformationgeschichte sind (vgl. darüber z. B. H. Z. 128, S. 125 ff.), so unbestreitbar sind seine Verdienste um die erkenntnistheoretische Grundlegung der Geschichtswissenschaft. Seine hier in Betracht kommenden Abhandlungen sind vereinigt und erweitert zu seinem Buch „Der Historismus und seine Probleme“ (1922). Kritische Bemerkungen lassen sich freilich auch zu diesen seinen Auslassungen machen (namentlich so weit es sich um Fragen der Geschichte der Historiographie handelt; vgl. GW. I und II und meine Anzeige des Buches in den Jahrbüchern f. Nationalökonomie). Allein im ganzen ist dies Werk eine Stütze der Geschichtswissenschaft. S. 239 bemerkt Tröltzsch: „Rickert hat die Individualitätstheorie der Romantik aufgenommen (daher die Fruchtbarkeit seines Gegenstandsbegriffes), aber die Entwicklungsidee der Romantik abgelehnt (daher die Unfruchtbarkeit seiner Vorstellungen vom historischen Werden).“ Vgl. oben S. 8 A. 3.

²⁾ Vgl. besonders Rothacker, Einleitung in die Geisteswissenschaften (1920).

³⁾ E. Kaufmann, Kritik der neukantischen Rechtsphilosophie (1921); dazu meine Anzeige im Archiv für Geschichte und Politik Bd. I, S. 84 ff. Kroner a. a. O. (K. geht hier von Hegel aus).

⁴⁾ Laun, Archiv d. öff. Rechts 43, S. 168: der in den Gesellschaftswissenschaften im Gegensatz zu den Naturwissenschaften vorhandene subjektive Einschlag „ist dadurch bedingt, daß hier die menschliche Psyche als Ursache mit eingestellt ist. Niemand kann allgemeingültig, mit mathematischer Evidenz, voraussagen, wie Menschen handeln werden. Man muß hypothetische Annahmen über das Subjektivste, Individuellste, Irrationellste machen. Diese Annahmen sind daher selbst subjektiv bedingt. Davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man sich vergegenwärtigt, was alles aus den Theorien vom Assoziationstrieb (*ζῶον πολιτικόν*), vom Erwerbstrieb, aus der organischen Staatsauffassung, aus den Lehren Darwins oder Marx' von vermeintlicher naturgesetzlicher Exaktheit gefolgert worden ist.“

großen romantischen Gedankenwelt erneuerte¹⁾ und damit wahrhaft historischer Anschauung zu ihrem Recht verhalf. Erst nachträglich sind seine geschichtstheoretischen Erörterungen von Historikern aufgenommen worden. Die von ihm in dieser Hinsicht gegebenen Anregungen zu voller Wirkung zu bringen, bleibt allerdings der neueren Arbeit seines Schülerkreises vorbehalten.

Beträchtlich ist der Einfluß von W. Wundt auf die Geschichtswissenschaft²⁾. Wenn er sich nicht durchweg günstig geltend gemacht hat (es sei an die Verwertung Wundtscher Gedanken durch Lamprecht erinnert), so bleibt doch anzuerkennen, daß Wundt, wenngleich sein Ausgangspunkt nicht die historische Auffassung war, energisch Wert darauf gelegt hat, dem, was dem Historiker am Herzen liegt, nahezukommen. Das gleiche Bestreben beobachtet man innerhalb seines Schülerkreises³⁾.

Indem wir es unterlassen, die Beziehungen der Geschichtswissenschaft zu anderen namhaften Philosophen, von Eucken⁴⁾ bis zu Simmel (dessen Einfluß hauptsächlich in der Vermittlung einer gewissen geistigen Akrobatik, im Guten wie im Schlechten, bestehen dürfte⁵⁾), darzulegen, heben wir als

¹⁾ Ich bekenne mich selbst hier Dilthey zu großem Dank verpflichtet. Ich bin, wie ich glaube, innerhalb der neueren Studien zur Geschichte der Historiographie der erste gewesen, der Diltheys Aufsatz über Schlosser verwertet hat. Vgl. GGA. 1892, S. 282. ²⁾ Tröltsch, Hist., S. 436 ff.

³⁾ Vgl. Tröltsch, Hist., S. 459 (Einfluß auf E. Bernheim). F. Krüger in: W. Wundt, eine Würdigung, S. 7: „Aufs Ganze gesehen hat Wundt wie wenige Denker des 19. Jahrhunderts dazu beigetragen, den Positivismus zu überwinden.“ S. 19: gegen die „intellektualistische Erklärungsart, welche in Religion, Recht, Sittlichkeit, Erzeugnisse von Zweckmäßigkeitsüberlegungen“ sieht. „Die Erfolge eines wiederholten menschlichen Tuns reichen über die ursprünglichen Motive hinaus.“ S. 21: „Das wahrhaft und werthhaft Individualisierende im Leben der Menschheit sind die Kräfte des Gemütes; sie bilden den Kern der Persönlichkeiten; sie allein schaffen dauerfähig objektive Kultur.“ S. 25: „Wenn W. die ‚Abhängigkeit von der geistigen Umwelt‘ als Prinzip aller geisteswissenschaftlichen Forschung anerkennt, so ist das nicht zu verwechseln mit dem mechanisierenden Kollektivismus der . . . Milieutheorien; es bedeutet ein sehr viel tieferes Eindringen in die Strukturen der geistig-sittlichen Welt.“ „Sein Voluntarismus führte ihn am entschiedensten über die mechanisierenden Vorurteile seiner Zeit hinaus, eingerechnet den reinen Kollektivismus.“ S. 29: „Uns kam es darauf an, W.s Voluntarismus von einer Seite her zu beleuchten, deren eigentlicher Sinn, seit Jahrhunderten im deutschen Denken vorbereitet, für dieses wahrscheinlich richtunggebend bleiben wird. Es handelt sich dabei . . . um ein Kernstück aller charakteristisch deutschen Weltanschauung, nämlich darum: daß die entscheidenden Mächte des menschlichen Daseins im Gemüte wohnen.“ Tröltsch, Hist. S. 444: Annäherung W.s an die Organologie.

⁴⁾ Tröltsch, Hist., S. 485 ff. Bei Tröltsch auch Würdigung der anderen für uns in Betracht kommenden Philosophen.

⁵⁾ Über Simmel vgl. Tröltsch, Hist., S. 594 ff., und, auch treffend, A. v. Martin, DLZ. 1919, Nr. 6, Sp. 118 ff. (über Simmelschen „Denksport“ usw.). Es tritt bei Simmel ein Individualismus hervor, der sich schließlich doch gegen alle Gemeinschaft auflehnt. Über H. Cohens Verhältnis zur Geschichtswissenschaft und seinen Einfluß s. F. Lenz, Staat und Marxismus II, S. 39, 57 und 271. Über Bergson, der auf deutsche Historiker keinen Einfluß geübt hat, und das Maß seiner Selbständigkeit s. Tröltsch, S. 632 ff., und Wundt, Lit. Zbl. 1915, Nr. 46, Sp. 1131 ff. Beziehungen der deutschen Geschichtswissenschaft zu B. Croce (Tröltsch, S. 618 ff.) sind dagegen

das die neuere Entwicklung bezeichnende Moment die Tatsache hervor, daß „die enge Verbindung der Philosophie mit der Historie, die das beginnende 19. Jahrhundert charakterisiert hatte, von neuem als Wesen der modernen Philosophie und des modernen, seine Vergangenheit immer neu verarbeitenden Geistes erscheint“¹⁾. Inzwischen freilich ist die Historie selber sich ihrer methodischen Eigentümlichkeit gegenüber den Naturwissenschaften freudiger und lebhafter bewußt geworden, hat ihre Kunst des Verstehens verfeinert, den Kreis des historischen Lebens über eine immer breitere Wertwelt ausgebreitet, sich immer eifriger dem Verständnis des Werdens zugewandt, hat aber, wie bemerkt, auch den Unterschied der spezifisch philosophischen und der spezifisch historischen Auffassung grundsätzlich und praktisch zum klaren Ausdruck gebracht²⁾.

Aber es bleibt dabei, daß wir der Wiederannäherung zwischen Geschichte und Philosophie eine Befestigung unseres Standpunktes verdanken. Wir befinden uns nicht mehr in der ärmlichen Lage des bloßen Empiristen, der gegenüber einem von außen kommenden Anspruch entweder schweigt oder sich kritiklos gefangen gibt.

Eine ähnliche Einwirkung verzeichnen wir dankbar von der Rechtswissenschaft. Mit ihrer Hilfe kamen wir auf dem Gebiet der Urkundenlehre, der Verfassungsgeschichte und der Geschichte der staatsrechtlichen Ideen zu der Überzeugung, daß in den Dingen doch mehr Vernunft liegt, als eine rein stoffliche Zusammenstellung zunächst erkennen läßt.

Auch mit der erweiterten Motivenforschung, wie sie von der deutschen Geschichtsforschung betrieben wird, gehen wir über den engen Empirismus der früheren Jahre hinaus.

Dieser Gesichtspunkt leitet uns schon zu einem weiteren Mittel der Überwindung des Empirismus oder einseitigen Kritizismus über³⁾. In der Geschichtschreibung Rankes und der großen politischen Historiker war es theoretisch wie praktisch anerkannt, daß „der Kern einer menschlichen Persönlichkeit sich nicht definieren läßt, wie die chemische Formel eines zusammengesetzten Körpers, daß er sich nur durch anschauende Phantasie erfassen läßt, also durch ein dem künstlerischen durchaus analoges Verfahren“⁴⁾. Diese Wahrheit ist wieder zu erhöhter Geltung gelangt. Gegen sie kämpfen nur Fanatiker, denen jede Art von Phantasie mangelt; nur

vorhanden. — Ein jüngerer Philosoph, der Verfasser der „Theorie des objektiven Geistes“, H. Freyer, ein Schüler von F. Krüger, hat — zeitlich — noch nicht Gelegenheit gehabt, auf die Geschichtswissenschaft Einfluß zu üben. Ein solcher wird ihm aber zweifellos beschieden sein.

¹⁾ Tröltsch, Hist., S. 472. Ich möchte hier ausdrücklich betonen, daß als eine Philosophie, die in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts der Historie vermählt war, die der spekulativen Philosophie gleichwertige romantische Anschauung zu gelten hat. Vgl. oben S. 6 f. Kroner a. a. O., S. 135 ff. äußert sich in ähnlichem Sinn wie Tröltsch über die neuerdings herzustellende Verbindung von Geschichte und Philosophie.

²⁾ Ich zitiere hier Tröltsch, S. 471 mit einigen mir notwendig scheinenden Zutat. Vgl. oben S. 29 ff.

³⁾ Vgl. Ztschr. f. Sozialwissenschaft 1904, S. 456 ff.; Tröltsch, Ztschr. f. Theol. u. Kirche, Bd. 8, S. 33.

⁴⁾ So Sybel in seiner Gedächtnisrede auf Ranke, in der Ausgabe von Varrentrapp S. 302 f.

sie lamentieren über die furchtbaren Gefahren der Auffassung der geschichtlichen Rekonstruktion als einer Kunst¹⁾. Natürlich hat jener Satz für die Rekonstruktion der Institutionen nicht weniger Bedeutung als für die der Persönlichkeiten der Vergangenheit; auch für sie ist die reproduktive Phantasie unentbehrlich. Es ist im Grunde der romantische Grundsatz der Begrenzung des Kritizismus durch Phantasie, der hier zur Anwendung kommt; oder, wie man vollständiger sagen wird: die Kritik ist nur dann ganz wirksam, wenn sie neben der kritischen Zergliederung zugleich eine zusammenhängende positive Anschauung liefert²⁾. In weiterem Zusammenhang möchten wir auch — als eines Mittels zur Überwindung des Empirismus — der Anerkennung des schöpferischen Moments der historischen Persönlichkeit gedenken. Diese Idee ist neuerdings ebenfalls, in hartem Kampf gegen gegenteilige Auffassungen, schärfer ausgebildet worden.

Wir haben bisher schon einige Instanzen namhaft gemacht, denen die Bedeutung überindividueller Potenzen zukommt. Allein es handelt sich dabei doch mehr erst um Außenwerke; wir gewinnen damit noch nicht das Zentrum, von dem aus der Historiker seinen Stoff betrachtet.

Für die technisch sogenannten politischen Historiker war ein solches, wenn nicht vollständig, so doch mehr oder weniger entscheidend mit einem konkreten politischen Ideal gegeben. Treitschke hat diese Richtung fortgesetzt oder ihr auch eine neue Gestalt gegeben, indem er, ohne seine alten Zielpunkte zu verlassen, diejenigen Gedanken aufnahm und propagierte, die seit 1878 ein neues politisches Leben heraufführten. Sein Beispiel hat weiter gewirkt, und nicht bloß durch einzelne Fragestellungen die allgemeine historische Literatur beeinflusst, sondern auch direkt bemerkenswerte literarische Erscheinungen verwandter Natur angeregt. Im Anschluß an die ältere politische Geschichtschreibung, in einer gewissen Erneuerung ihrer politischen Tendenz hat sich ferner innerhalb der Nationalökonomie eine Verwaltungs- und wirtschaftsgeschichtliche Literatur eingestellt, jener an wissenschaftlicher und künstlerischer Kraft nachstehend, aber der Beachtung auch wert und bei ihren Mängeln die wissenschaftliche Erkenntnis doch fördernd³⁾. Wir könnten endlich die historische Literatur des Sozialismus nennen, die, wissenschaftlich zwar ganz unerheblich, doch ebenfalls, und zwar am massivsten sich von einem konkreten politischen oder wirtschafts- und sozialpolitischen Ziel leiten läßt, wenngleich sie mit der vollen Selbsttäuschung des Positivismus reine Wissenschaft, objektive Naturwissenschaft zu bieten vorgibt. Wenn Engels und Marx die Geschichte stets und lediglich eine Geschichte des Klassenkampfes zwischen Herrschenden und Beherrschten,

¹⁾ Gegen einen solchen Fanatismus vgl. U. v. Wilamowitz-Möllendorf, Reden aus der Kriegszeit, 3. Heft, S. 35 f. und 57. Über Rankes Auffassung von historischer Kunst s. Dove, H. Z. 115, S. 661. DLZ. 1920, Sp. 85. B. Landsberg a. a. O., S. 795: „R. v. Jhering Historiker . . . kraft des Rechts seiner historischen Phantasie in aller ihrer Macht und Selbstherrlichkeit.“

²⁾ Siehe meine Erörterung zu dieser Frage in meinem „Deutschen Staat des Mittelalters“ I, S. 69. Treffend bemerkt O. Lorenz, Geschichtswissenschaft II, S. 343, daß die historische Kunst nicht „neben“ der Kritik steht.

³⁾ Zur Beurteilung dieser Literatur vgl. D. Schäfer, Aufsätze, Vorträge und Reden, I, S. 92 ff.; F. Meinecke, Deutsche Literaturzeitung 1895, Sp. 112; meine Abhandlung „Zur Würdigung der historischen Schule der Nationalökonomie“; Ztschr. für Sozialwissenschaft 1904, S. 315 ff. und 800; Vjschr. f. WG. 1914, S. 311.

zwischen Ausbeutenden und Ausgebeuteten sein lassen, wenn der frühere Bremer Pastor Kalthoff die ganze griechische Philosophie marxistisch erklärt, wenn Kautsky das marxistische Schema für alle Parteien der Geschichte durchführt¹⁾, wenn diese Autoren so von einem bestimmten sozialpolitischen Axiom geleitet werden und mit ihren geschichtlichen Darstellungen der Agitation für dieses dienen wollen, so liegt hier die engste Gestalt der politischen Geschichtschreibung vor, die engste, weil ihr Ideal ganz dürftig ist und weil der eigene Standpunkt nicht an der Hand umfassender Quellenstudien kontrolliert wird.

Behaupten sich so fortdauernd manche Arten der politischen Geschichtschreibung, so stellt allerdings der überwiegende Teil der Historiker das Programm einer Rückkehr zu Rankes Objektivität auf. Natürlich kann der Sinn einer solchen Forderung nicht der sein, daß eine Beweisführung im Dienste politischer Zwecke dem Geschichtschreiber fortan versagt bleibt. Nach wie vor wird es als vollkommen berechtigt gelten, daß ein Historiker an der Hand von Beobachtungen, die er in wissenschaftlicher Arbeit gemacht hat, den Beweis für die Richtigkeit oder Unrichtigkeit einer politischen These zu erbringen unternimmt²⁾. Voraussetzung ist dabei immer nur der Ernst der eigenen Kontrolle. Auch in anderer Weise wird es unverwehrt sein, die Völkergeschichte gelegentlich unter einem konkreten politischen Gesichtspunkt zu betrachten, etwa den Wettbewerb der Völker um Weltgeltung zum Leitstern für die Auswahl des Stoffes zu nehmen. Schließlich werden neue politische Erfahrungen und auch der politische Eifer stets die Fragestellung des Historikers beeinflussen.

Durch diese Dinge kann die Objektivität des Historikers noch nicht als verletzt angesehen werden. Andererseits aber reichen alle die genannten

¹⁾ Vgl. meine „Ursachen der Reformation“, S. 40; R. Leonhard, Archiv f. Gesch. des Sozialismus 8, S. 116 ff.; Tröltsch, Hist. S. 359.

²⁾ Es war mir interessant, in einem Artikel des Anglizisten F. Brie über Ed. Meyers Buch „England“ (im „Tag“ vom 7. Mai 1915) das Bedauern ausgesprochen zu sehen, daß „Betrachtungen über den Unterschied deutschen und englischen Wesens und den Gegensatz wirklicher sittlicher Ideale gegenüber angeblich sittlichen, in Wahrheit rein materiellen seit Treitschke nur zu sehr außer Übung gekommen sind.“ Wiewohl ich glaube, daß Treitschkes Art doch mehr Fortsetzung findet, als hier angenommen wird, so verdient es jedenfalls Beachtung, daß Brie das gute Recht solcher Betrachtungen konstatiert und sie ausdrücklich fordert. Ich möchte hier auch auf das verweisen, was Friedrich Leo in seiner Geschichte der römischen Literatur Bd. I, S. 328, in einer Schilderung der politischen Geschichtschreibung des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts sagt: „So deutlich die Gefahren sind, die hier die Zuverlässigkeit der Geschichtschreibung bedrohen: in den Zeiten starker politischer Bewegung eines mächtigen Staatswesens sind doch auch die Parteibestrebungen etwas Reelles. Mit Recht konnte sich der römische Geschichtschreiber dem griechischen Politiker, der seinen Eimer in das Meer der vulgären Historiographie schüttete, überlegen fühlen: auch dieser vertrat seinen Parteistandpunkt und sprach in schön geschwollener Rede von dem Wollen der Ohnmacht und lokaler Größe, die längst nur ein Flitter war; bei dem Römer handelte es sich darum, wie der Staat aussehen sollte, der die Welt regierte.“ Diese Worte mögen bei der Würdigung der Angriffe, die die demokratischen und partikularistischen Historiker gegen die politischen Geschichtschreiber gerichtet haben, berücksichtigt werden. Freilich ist die Parallele nicht vollständig: irgendeine Schönheit der Rede stand jenen Historikern nicht zur Verfügung.

Handhaben und Antriebe, die im einzelnen immerhin schon als überindividuelle Potenzen eine bedeutungsvolle Wirkung ausüben, nicht aus, um einen Maßstab allgemeineren Charakters für die Behandlung des geschichtlichen Stoffes zu gewinnen. Der Wille zum System ist nicht zu unterdrücken, irgendein konstruktives Prinzip nicht entbehrlich. Um die Wahrheit, daß „der Mensch, ohne ein Ideal über sich zu haben, im geistigen Sinne des Wortes nicht aufrechtgehen kann“, kommen wir nicht herum¹⁾. Wenn wir aber das konkrete politische Ziel und die Formel der spekulativen Philosophie, wie sie uns Hegel bot, als konstruktives Prinzip verwerfen, welches bleibt uns dann noch? In steigendem Maß ist die Erkenntnis gewachsen, daß ein letztes verbindendes Element nicht aus bloßer Betrachtung der Vergangenheit gewonnen werden kann. Der Historiker, der sich nicht ziellos treiben und stoßen lassen will, bezieht die geschichtlichen Vorgänge auf Werte, an deren Geltung er glaubt. Die praktische Wertbeurteilung wird aber immer einen subjektiven Kern in sich bergen. Wenn man von geschichtlichen Idealen und Werten spricht, so nennt man als den höchsten Wert in der europäischen Geschichte den der Nation und des freien, souveränen Staates, den sie sich geschaffen oder den sie fordern muß, um sich politisch und sittlich behaupten zu können. Es liegt indessen auf der Hand und wird schon durch die Fassung unseres Satzes dargetan, daß hier wieder der subjektive Faktor mit im Spiele ist. Es scheint, daß wir auf diesem Weg bei der Willkür in der Beurteilung geschichtlicher Verhältnisse anlangen. Versuchen wir, die Gedanken, von denen die Forschung der letzten Jahrzehnte an dieser entscheidenden Stelle bewegt worden ist, etwas zu klären, indem wir unseren Ausgangspunkt von den formalen Methoden des Historikers nehmen.

Der einfachste Grundsatz historischer Darstellung, die Ordnung der Vorgänge nach dem chronologischen Verhältnis, verbürgt schon eine gewisse Objektivität, insofern er die Verwendung der Vorgänge nach reiner Laune verhindert, wie denn auch der Historiker auf der höchsten Stufe seiner Wissenschaft noch oft Veranlassung hat, mit einem schlicht-chronologischen Hinweis einer tendenziösen Behauptung ein Halt zuzurufen. Wir erinnern ferner an die feineren Methoden, die in der romantischen Zeit ausgebildet worden sind: den Grundsatz, daß der Historiker sich verständnisvoll in die Vergangenheit vertiefen, nicht sie richten, sondern verstehen soll; den Niebuhr-Rankeschen Kanon, daß die den Ereignissen am nächsten stehende Quelle zu bevorzugen ist²⁾; die universalistische Methode Rankes, die Dinge nicht isoliert, sondern in ihren großen Zusammenhängen zu betrachten. Man mag noch das romantische Verständnis für die Persönlichkeit, Individualität der überindividuellen Mächte³⁾ hinzunehmen, obwohl es im Grund aus der erwähnten allgemeinen romantischen Anschauung sich schon herleiten läßt. Diese Methoden, Betrachtungsweisen steigern die Objektivität

¹⁾ Vgl. auch Loofs, *Theol. Studien und Kritiken* 1908, S. 237: ohne ein Ideal kann man nicht Geschichte schreiben. Jordan, *Neue kirchliche Zeitschrift* 1915, S. 62.

²⁾ Gelzer, *DLZ*. 1921, Sp. 683, bemerkt mit Recht, daß der Vorschlag, Primärquellen und Historiker zu unterscheiden, unhaltbar ist, da die Historiker oft Primärquellen sind. Nur monumentale und literarische Quellen könnte man voneinander scheiden.

³⁾ Meinecke, *N.-St. u. W.-B.*, 6. Aufl., S. 141.

außerordentlich; sie machen — neben der Erfahrung der Übung, dem in der Vergleichung geübten Blick — wesentlich den Unterschied zwischen dem historischen Fachmann und dem Laien aus. Wir dürfen indessen nicht verkennen, daß es sich bei ihnen in erster Linie um formale Methoden handelt, und daß sie als solche dem subjektiven Faktor noch einen beträchtlichen Spielraum freilassen, wie sie anderseits als formale Bedingungen dem Geschichtswerk noch nicht das echte Leben zu geben vermögen¹⁾. „Das einfachste Aktenexzerpt oder Urkundenregist kann nur durch Bezugnahme auf ‚Bedeutungen‘ und damit auf Wertideen als letzte Instanz irgendwelchen wissenschaftlichen Sinn haben“²⁾. Den Anspruch gewisser Kreise, auf Grund der formalen Methoden eine „völlig unparteiische Geschichtschreibung“, die „reine Wissenschaft“ zu vertreten, müssen wir aufs entschiedenste zurückweisen und um so mehr, als hinter ihm oft eine gesteigerte Parteilichkeit sich verbirgt³⁾. Es gibt aber noch andere Mittel, die Objektivität zu erhöhen.

Eine Garantie für die Gewinnung eines leidlich objektiven Standpunktes wird man durch die Berücksichtigung der Realien gewinnen⁴⁾. Die Rechtsinstitutionen insbesondere sind, nach Mommsens Ausdruck, der erstarrte Sturzbach geschichtlichen Werdens, Wirkungen vergangenen Lebens, in denen sich dieses mit ganz anderer Treue offenbart als in der allen möglichen Zufälligkeiten und Verfälschungen ausgesetzten Überlieferung über die Ereignisse selbst. Freilich wird auch an den Kampf der Historiker um die Rechtsinstitutionen, ebenso um die wirtschaftlichen Einrichtungen zu erinnern sein. Aber man darf wohl Mommsens Beobachtung dahin erweitern, daß der Geschichtschreiber, der mit den Rechtsinstitutionen und den Realien überhaupt genauer vertraut ist, die verhältnismäßige Gebundenheit der handelnden Personen durch jene gerecht in Anschlag bringen wird. Und wir dürfen gewiß auch den weiteren Satz aufstellen: der Historiker wird um so objektiver sein, je vielseitiger — nach Völkern wie Sachen — er ist. Je reicher seine Bildung, je reicher sein inneres Leben, seine gemütlichen Antriebe, um so verständnisvoller, vielseitiger, reicher wird seine Darstellung sein und eben deshalb um so gerechter. Reichere Bildung und reichere Erfahrung kommen stets seiner Darstellung zustatten, weil er sich damit den Weg zur vollständigeren Würdigung des besonderen Wertes der einzelnen historischen Erscheinungen eröffnet. Die ordnenden und zusammenfassenden Prinzipien mehren sich und überwinden so fortschreitend den rohen Stoff und eben auch im Interesse einer sachgemäßen und darum objektiveren Deutung der Personen und Vorgänge. Hier machen sich die vorhin besprochene Pflege der Beziehungen zu den Nachbarwissenschaften und die

¹⁾ Laun, Archiv des öffentl. Rechts 43, S. 165: „Mit Logik allein, ohne zu dem materiellen Inhalt der Prämissen Stellung zu nehmen, kann man die Probleme der Spezialwissenschaften nicht lösen. Nicht, daß Logik und Studium der Logik für den Juristen wertlos wären. Sie sind ihm unentbehrlich wie dem Klavierspieler die Technik. Aber wehe dem Klavierspieler, der nichts als Technik zu bieten hätte!“

²⁾ M. Weber, Wissenschaftslehre, S. 193.

³⁾ Vgl. zur Kritik meine „Parteiämliche neue Geschichtsauffassung“; Preuß. Jahrbücher 193, S. 294. Wie die politisch-kirchliche Auffassung Böhmers, des Vaters der scheinbar so ganz nüchternen Regestenarbeit, ihre Wirkung bis in seine Regestenwerke und seine sonstige wissenschaftliche Arbeit übte, darüber s. Breßlau, Gesch. der Monum. Germ. S. 238 und 242 ff.

⁴⁾ H. Oncken, Hist.-polit. Aufsätze I, 224.

Schulung in den systematischen Fächern für den Historiker vorteilhaft geltend.

Es sei erwähnt, daß der Historiker, der die Bedingtheit der historischen Handlungen durch die jeweiligen Kulturzustände in sorgfältiger Beobachtung verfolgt und das mit steigender Kulturentwicklung eintretende Zunehmen der gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnisse zu erkennen vermag, auch damit Voraussetzungen für eine objektivere Beurteilung erfüllt.

Mit diesen Andeutungen aber kommen wir auf den vorhin geschilderten romantischen Grundsatz der verständnisvollen Vertiefung in die Vergangenheit zurück und können nun dem, was wir als formale Methode bezeichnet haben, auch materielle Bedeutung beilegen. Die romantische Erkenntnis der Bedeutung des Unbewußten ist für die historische Objektivität eine wahre Eroberung. „Der Begriff des Unbewußten bedeutet das Überschießen der logischen Konsequenzen über das im aktuellen Bewußtsein Enthaltene.“ „Die Handelnden werden oft durch Konsequenzen ihres eigenen Handelns überrascht, und die späteren Auswirkungen können den ersten Instinkten oft geradezu zu widersprechen scheinen“¹⁾. Durch die Individuen gehen allgemeine Zusammenhänge hindurch. Es gibt überindividuelle, für sich wieder individuelle, verstehbare Totalitäten, innerhalb deren die Aktivität der Einzelpersonen immer noch eine besondere Bedeutung hat. Es kommt für den Historiker darauf an, hinter die Reihe der einzelnen Tatsachen zu der sie bestimmenden einheitlichen Kraft vorzudringen. Er beobachtet und verfolgt die Beherrschung einer Zeit, einer Gemeinschaft durch eine Idee, wie etwa die des Feudalismus²⁾. Das kontinuierliche Werden historischer Dinge kommt hier zum Ausdruck, welches „nicht in einer Zusammenreihung abgrenzbarer Einzelvorgänge rein kausal dargestellt werden kann, sondern es sind die Einzelvorgänge verschmolzen in einer sie durchziehenden, ineinander auflösenden und dadurch kontinuierlich machenden Werdeinheit, die sich logisch sehr schwer beschreiben läßt, die aber zu sehen und zu fühlen das Wesen des historischen Sinnes ist“, „der Fähigkeit, nicht zusammenfügend im Sinn kausaler Einzelvorgänge, sondern zusammenschauend im Sinn der Verschmelzung und Verflüssigung zu einer Werdeinheit die Vorgänge zu verstehen“. „Das Herausschauen der großen konkreten Strukturzusammenhänge ist die eigentliche Leistung der historischen Begabung“³⁾. Besonders herausgehoben sei noch die Anerkennung des Eigenwertes der einzelnen historischen Erscheinungen, wie sie im Grunde ja schon mit der romantischen liebevollen Vertiefung in die Vergangenheit gegeben ist, die aber in ihrer bewußten Anwendung beträchtlich dazu beiträgt, eine sachlich-gerechte Würdigung der geschichtlichen Tatsachen herbeizuführen. Diese

¹⁾ Tröltsch, Hist., S. 657 f.

²⁾ Über das Wesen des Feudalismus s. meinen deutschen Staat des MA. I, S. 243 ff., und Bächtold in der Festgabe f. Meinecke, S. 109.

³⁾ Tröltsch, Hist., S. 55f. Über den Begriff des historischen Sinnes vgl. ferner, sehr lehrreich, Rothacker, Vjschr. f. Soz.- u. WG., Bd. 16, S. 88 ff. Über den „Unterschied zwischen dem kausalen Erklären und dem Verstehen aus dem Sinnzusammenhang“ s. Spranger, Lebensformen, 3. Aufl., S. 358. O. Spann, Gesellschaftslehre (2. Aufl.), S. 527: „Nicht Ursächlichkeit, sondern Gliedlichkeit ist diejenige Verknüpfungsweise der Erscheinungen, welche Gegenstand geschichtlicher Forschung wird.“ „Das Wort ‚Ursache‘ hat (für den Historiker) keine naturwissenschaftliche, sondern übertragene Bedeutung.“

Erkenntnisse hat sich die Romantik im Kampf gegen die gar nicht objektive Geschichtsauffassung der Aufklärung errungen.

Die einheitliche Kraft, die hinter den einzelnen historischen Tatsachen steht, fassen wir freilich nicht naturwissenschaftlich auf. Die Ideen¹⁾, denen wir in diesem oder jenem Zeitalter die Vorherrschaft zusprechen, sind empirisch in historischen Menschen wirksame Gedankenverbindungen, praktische oder theoretische Gedankenrichtungen, Anschauungen, die bewußt oder unbewußt eine Gemeinschaft in einer Zeit beherrschen. Die Allgemeinheit, von der der Historiker spricht, ist nicht, wie bei dem Naturforscher, die Regel, sondern die Gemeinschaft. Für uns ist das „allgemein Interessante“ nicht der Regelfall, sondern das für die Entwicklung einer Gemeinschaft Bedeutungsvolle, was stets ein Individuelles ist. Wenn das höchste Kennzeichen echter Wissenschaft in der allseitig zutreffenden und präzisen Formulierung des zusammenfassenden Urteils liegt, so gilt für die Geschichte dieser Satz in der Gestalt, daß die höchste Eigenschaft einer wissenschaftlichen historischen Arbeit die endgültige Feststellung der Werte der Objekte ist²⁾.

Unsere Bemerkung, daß der größere Reichtum der gemütlichen Antriebe die objektivere Darstellung des Historikers befördern kann, möchten wir nachdrücklich betonen. Wir stellen uns in entschiedenem Gegensatz zu der Auffassung, daß aus der Uninteressiertheit, skeptischer Resignation am ehesten die Objektivität stamme, daß diese in der größeren Zurückhaltung gegenüber den geschichtlichen Vorgängen bestehe. Wir lehnen sie als Anmaßung ab, die eine Erhabenheit für sich beansprucht, die sie nicht besitzt. Luther hat das stolze Wort gesprochen: man versteht nicht in der Kühle, sondern im Affekt, in der Leidenschaft. Denn hier versteht man, wie mit Recht hinzugefügt worden ist³⁾, von innen heraus. So kann auch aus Frömmigkeit ebenso Verständnis gewonnen, wie Kritik geboren werden; denn sie sucht, um ihrer selbst willen, sichere Gründe⁴⁾. „Alle schöpferische Tat entspricht der Begeisterung; die Vernunft beseelt zwar den Weisen . . ., aber nicht den Helden . . ., nicht einmal den Forscher.“ „Auch die Geschichte kann nur verstehen, wer kein kalter Beobachter ist“⁵⁾. Der Geschichtschreiber der Geschichtschreibung weiß, daß aus dem inneren feurigen Anteil regelmäßig das Beste der historischen Leistungen hervorgegangen ist.

Natürlich aber zeigt das innere Feuer, das das Verstehen mehrt, zugleich auch die subjektive Seite unseres Erkennens an. Die Subjektivität des Historikers steigert sich noch dadurch, daß er nicht nur die Vergangenheit in ihrem Sonderleben verstehen, sondern darüber hinaus die Bedeutung der historischen Tatsachen für die weitere Entwicklung ergründen will. Wir

¹⁾ Weber, Wissenschaftslehre, S. 196; Tröltsch, Hist. I, S. 54; Schmeidler, Schmollers Jahrbuch 27, S. 499. Weber spricht auch über das Verhältnis von Idee und Idealtypus.

²⁾ Vgl. DLZ. 1908, Sp. 1291.

³⁾ K. Holl, Gesammelte Aufsätze zur Kirchengeschichte I, S. 425.

⁴⁾ R. Otto, Naturalistische und religiöse Weltansicht, S. 8.

⁵⁾ Pichler, Weisheit und Tat, S. 8 u. 37. Mehreres treffliche bei A. Wahl, über historische Objektivität, JIbergs Jahrbücher 1903, S. 200 ff. Salin, Schmollers Jahrbuch 1921, S. 494: historisch wichtiger Treitschke durch seine subjektive Färbung als eine objektive Leistung.

stoßen freilich oft auf die Meinung, der Historiker habe nur die Vergangenheit verständnisvoll uns zu vergegenwärtigen. Wir wollen hier nicht die Frage erörtern, ob eine solche Vergegenwärtigung ohne die Prüfung der Bedeutung der historischen Vorgänge für die Allgemeinheit, d. h. für die weitere Entwicklung, möglich sei. Wir können diese Erörterung deshalb unterlassen, weil auch diejenigen, die die bloße verständnisvolle Vergegenwärtigung der Vergangenheit als ihr Programm ausgeben, in Wahrheit sich nicht auf eine so enge Aufgabe beschränken. Ein lehrreiches Beispiel liefert der Streit um die Beurteilung der italienischen Kaiserpolitik des Mittelalters, in dem deren Verteidiger jeden Tadel der mittelalterlichen Kaiser mit der Begründung ablehnen, die Aufgabe des Historikers sei nur, die Vergangenheit zu verstehen, während sie doch selbst ihre Verteidigung mit ganz praktischen Erwägungen, mit Hinweisen auf die Nützlichkeit jener italienischen Politik führen¹⁾. Die Überzeugung, daß der Historiker sich nicht darauf beschränken könne, festzustellen, was die Vergangenheit beabsichtigt, die Menschen der früheren Jahrhunderte erstrebt haben, ist schon in dem schlichten Wort von Gottfried Hermann enthalten: *scire est perspicere quale quid sit et cur sit tale et quod eo facere possis*²⁾. Bestimmter spricht sich Dietrich Schäfer aus: „Die Vorzeit kann der Lebende nur sehen unter dem Gesichtswinkel, den sein Standpunkt zuläßt; versucht er, das zu vergessen, so bleibt sein Wissen tot. Er steht unter einem gewissen Zwang, wenn er an die Vergangenheit nicht nur die Fragen stellt, die in ihr beschlossen sind, sondern auch die, die unserem Entwicklungsstand naheliegen.“ Und noch mehr und mit vollem Recht lehnt ein Philosoph³⁾ die Beschränkung der historischen Betrachtung auf „ein bloßes Nachverstehen oder Nacherleben des Sinnes, der von den in der Geschichte handelnden Individuen gemeint oder erlebt worden ist“, ab: „Die Aufgabe des Historikers ist es, die Zeiten ‚besser‘ zu verstehen, als sie sich selbst verstanden haben; denn die Erlebenden verstehen sich und ihre Zeit nicht historisch, sondern erlebnismäßig, nicht von einem den Kreis ihres eigenen Erlebens überschreitenden Sinnnganzen, sondern von dem Mittelpunkt dieses Kreises, d. h. von dem Standpunkt ihrer persönlichen Wertungen, Zielsetzungen, Interessen und des auf dieser Grundlage sich aufbauenden Wirkens und Schaffens aus.“

Man empfindet wohl die Neigung, objektive Wiedergabe der Tatsachen und subjektive Gestaltung als die beiden Mittel zu unterscheiden, mit denen man das Ziel erreicht, das Wesen der Dinge, ihren Kern, zu erfassen. Allein wir gelangen nun einmal nie zu einer von subjektiven Gestaltung freien Wiedergabe der Tatsachen. Der erste Versuch zu dieser ist von allen Seiten der Subjektivität begleitet.

So landen wir immer bei der Tatsache, daß unser historisches Urteil starke subjektive Bestandteile in sich trägt. Über eine „bezwungene Subjektivität“, wie man mit treffendem Wort gesagt hat, kommen wir nicht hinaus. Dies Geständnis abzulegen ist unsere Pflicht. Greifen wir etwa eine Idee heraus, die man mit besonderem Nachdruck als Maßstab für die Beurteilung der historischen Entwicklung aufgestellt hat, die der Humanität, so kommt

¹⁾ Vgl. hierüber meine Schrift „Deutsche Reichspolitik einst und jetzt“ und oben S. 51.

²⁾ In der Praefatio zu den *Acta societatis Graecae*, IX (1836).

³⁾ Kroner a. a. O. S. 134.

es stets darauf an, wie sie gefaßt ist: ob die Humanität etwa gefordert wird im Sinne der Zersetzung der nationalen Körper, die dem Internationalismus im Weg stehen, oder im Sinn der vollkommensten Ausbildung der einzelnen Persönlichkeit oder vornehmlich nur im Gegensatz gegen jegliche Moral des Lusterfolges, insonderheit gegen die individualistischen Nützlichkeits-theorien¹⁾. Und wie hier hinter einer viel verwendeten Formel von scheinbar einheitlichem Gehalt ein wahrer Kampf zwischen verschiedenen Verwendungszwecken sichtbar wird, so läßt sich regelmäßig bei den Philosophen, die uns eine objektive Wertlehre bieten wollen, deren subjektiver Ursprung mit Leichtigkeit erkennen²⁾.

Das Eingeständnis der Subjektivität des Historikers ist jedoch nicht bloß Bescheidenheitspflicht; wir dürfen hier vielmehr zugleich von unserem guten Recht sprechen, ja von der offen zutage liegenden Förderung, die die Subjektivität der Geschichtschreibung bringt. Immer sind es die großen praktischen und geistigen Belange der Gegenwart, die der Historie — für die Historiker teils bewußt, teils unbewußt — das Interesse, die Fragestellung vorschreiben, mit der sie sich an die Vergangenheit wendet³⁾. „Nicht einer unerreichbaren quasi-mathematischen Objektivität jenseits der Wirklichkeit und unter Verzicht auf jede materielle Stellungnahme sollte der Historiker nachjagen, sondern mitten im Strudel des politischen Geschehens sollte er Werke von dauerndem Wert zu schaffen suchen.“ Klassische Denkmäler der Geschichtschreibung wie der staatsrechtlichen Literatur wären nicht unser stolzer Besitz, wenn die Verfasser „nur ‚objektives‘ Wissen und keinerlei subjektiv bedingtes Werturteil hätten vertreten wollen“⁴⁾.

Sollen wir nun aber auf objektive Geschichtsbeurteilung ohne weiteres verzichten und uns einem vollkommenen Relativismus anheimgeben? Unsere obigen Darlegungen liefern doch den Beweis, daß wir zum mindesten ein beträchtliches Maß von objektivem Urteil erreichen können: durch die Anwendung der geschilderten Methoden, durch die Übung in ihnen, die liebevolle Versenkung in die historischen Erscheinungen, die Vertrautheit mit den Realien, die Schulung in den systematischen Disziplinen, die Bereitwilligkeit und Fähigkeit, überindividuelle Totalitäten anzuerkennen, die gesamte Ausbildung eines historischen Sinnes wird ganz gewiß viel erreicht. Ein Verfahren, das von allen diesen Mitteln gewissenhaften Gebrauch macht, sichert ein gewisses objektives Urteil.

Allein so viel mit diesem Verfahren erreicht werden kann, dennoch müssen wir anerkennen, daß der menschliche Geist nicht befähigt ist, irgendein Objekt seines Denkens isoliert, von allen durch andere Erfahrungen, Eindrücke und Einflüsse gewonnenen Voraussetzungen abstrahierend, zu betrachten⁵⁾. Eine Verknüpfung von Tatbeständen kann ohne Werturteile nicht vorgenommen werden, und jedes Werturteil ist nun einmal durch einen außerhalb des unmittelbaren Forschungsobjektes hergenommenen Maßstab bestimmt. Was man in dieser Hinsicht von der Nationalökonomie ge-

¹⁾ Vgl. F. Krüger a. a. O. S. 24.

²⁾ Vgl. z. B. Tröltsch, Hist., S. 160. S. auch DLZ. 1922, Nr. 44, Sp. 984.

³⁾ Steinacker, Festschrift des Innsbrucker Historikerklubs, S. 40.

⁴⁾ Laun, Archiv des öffentl. Rechts 43, S. 174. Wir sind berechtigt, das, was er vom Staatsrechtler sagt, in gleicher Weise auf den Historiker zu beziehen.

⁵⁾ Vgl. Hugelmann in: „Vergangenheit und Gegenwart“, Bd. 12, S. 115.

sagt hat¹⁾, das gilt ebenso von der Geschichte: „Wer die Subjektivität der Werturteile dadurch ausschalten will, daß er als ihr Subjekt nur das rein wissenschaftliche Bewußtsein denkt, das Bewußtsein überhaupt, oder, metaphysisch gewandt: den Weltgeist, der erkaufte diesen höchsten Standpunkt erstens damit, daß er den Begriff des Wertes ganz fallen lassen muß: denn ein solches Subjekt, von allem Anthropomorphismus gereinigt, wertet nicht; und zweitens damit, daß er leitende Normen für die wirkliche Wirtschaftsentwicklung verliert: denn es ist ganz unmöglich, ein so Metaphysisches und Leeres in eine inhaltlich fruchtbare Beziehung zu einem hic et nunc gegebenen Wirtschaftszustand zu setzen und daraus konkrete Zukunftsforderungen zu gewinnen.“ Natürlich unterscheiden wir den einseitig interessierten, agitatorischen Parteimann und den allseitigen, in der Betrachtung gereiften und geweiteten wissenschaftlichen Forscher, der die Wirklichkeiten, Möglichkeiten und die Verflechtung der Dinge ineinander überschaut²⁾. Wir haben ja eben geschildert, wie der Fachmann das umfassendere Bewußtsein als Gesamtprodukt der wissenschaftlichen Selbsterziehung gewinnt. Dieses sein wissenschaftlich geläutertes Wertbewußtsein fällt natürlich nicht mit jenem „Bewußtsein überhaupt“ zusammen. „Es bleibt vielmehr das Bewußtsein eines wertenden Menschen von historischer und persönlicher Eigenart und ist von jeder Absolutheit weit entfernt. Über die bloße Subjektivität erhebt es sich nur erstens durch sein Streben nach objektiver Auffassung aller Zusammenhänge, und zweitens durch das Menschheitsideal, das sich auf diesem Boden, unmittelbar aus ihm erwachsend, erhebt“³⁾.

Wenn es sich empfiehlt, den Horizont der Betrachtung möglichst auszuweiten, so kann freilich die Größe des Ideals nicht nach der Größe des

¹⁾ Spranger, Die Stellung der Werturteile in der Nationalökonomie, Schmollers Jahrbuch Bd. 38 (1914), S. 574.

²⁾ Spranger bemerkt hierzu: „Es wird gesagt, man solle die Zukunftsforderungen den Politikern überlassen: arbeiten denn diese ganz ohne die Basis der Theorie und weisagen sie die Zukunft aus den Knochen? Der Politiker braucht ebenso die Wissenschaft, wie die Wissenschaft politische Forderungen formulieren darf. Der Unterschied liegt nur darin, was an erster Stelle steht.“ Eine Parallele zu Sprangers Aufsatz, der die Nationalökonomie im Auge hat, bietet Launs Abhandlung „Der Staatsrechtslehrer und die Politik“, Archiv des öffentl. Rechts 43, S. 145 ff. für das Staatsrecht. S. 158: „Jeder juristischen Auslegung und Anwendung eines Gesetzes haftet ein subjektives Moment an: die Präzision, die „Objektivität“ der Mathematik ist ihr notwendig unerreichbar.“ S. 162: „Der Jurist, mag er noch so sehr „Positivist“ sein, schöpft die Beantwortung der Rechtsfragen nicht bloß aus Gesetz und Logik, sondern auch aus seinem metaphysischen Glauben.“ S. 164: „der Wahn von der Objektivität der Rechtsdogmatik.“ S. 171: in den Staatswissenschaften sind „subjektive Werturteile geradezu das Fundament des ganzen Wissenszweiges, mag man diesen nun Wissenschaft oder Kunstlehre nennen. Alle Werturteile aber gehen in letzter Linie auf unüberprüfbare Gefühlselemente zurück, auf Weltanschauungen und politische Sympathien und Antipathien.“ S. 175: wer sich und seinen Lesern klarmacht, wie weit er von subjektiven Voraussetzungen abhängig ist, der treibt Wissenschaft; wer dagegen seine Prämissen ungeprüft für allgemein gültig hält, der agitiert und zerstört die Einheit menschlicher Erkenntnis, statt an ihrem Aufbau zu arbeiten. S. 190 macht L. eine bemerkenswerte Nutzanwendung in bezug auf den Aufruf der französischen und der deutschen Liga für Menschenrechte („Bund Neues Vaterland“).

³⁾ Spranger, S. 575.

äußeren Rahmens bemessen werden. Etwa die ganze Menschheit als Maßstab der Wertforderungen zu konstruieren, weil das Menschheitsgebiet räumlich größer sei als alle anderen Gebiete, wäre kindlich; wir würden diesen Maßstab auch schon deshalb nicht als den höchsten anerkennen, weil im Namen der Menschheit die größten Verbrechen, nationale Dekompositionen, Ausraubungen, Volksunterdrückungen verübt worden sind. Für den Historiker würden als vornehmster Maßstab die Gesichtspunkte der staatlich zusammengeschlossenen Nation gelten, wenngleich er nie ermangeln wird, von einer Mehrheit von Maßstäben Gebrauch zu machen¹⁾.

Bemerkt sei, daß die zahlenmäßige Anerkennung eines Maßstabes uns an sich nicht als eine Garantie der Objektivität gelten kann. Denn wenn gewiß, zumal innerhalb eines größeren Kreises, einer sozialen Schicht, eines Staates oder Volkes oder einer Staatengruppe, eine Übereinstimmung in der Anerkennung eines bestimmten Systems von Werten oft bestehen wird, so wird der Historiker doch demgegenüber seine Selbständigkeit behaupten. Wenn wir ferner die Gesichtspunkte der staatlich zusammengeschlossenen Nation als vornehmsten Maßstab bezeichnen, so handelt es sich dabei nicht bloß um eine einzige, etwa die unsrige, sondern wir lassen, entsprechend Rankes Universalismus, alle Nationen zu ihrem Recht kommen, wobei allerdings der Faktor einer subjektiven Wertung der eigenen Nation nie ausgeschlossen sein kann.

Wir haben ebenso sehr Veranlassung und Pflicht, die subjektive Grundlage unseres historischen Urteils, deren Fruchtbarkeit und die mit ihr gegebenen Grenzen, die Unmöglichkeit und Heuchelei der angeblich „reinen“, voraussetzungslosen Geschichtswissenschaft, die in der Regel im Dienst eines bestimmten politischen (außerwissenschaftlichen) Zweckes steht²⁾, zu betonen, wie die Unentbehrlichkeit des Gegengewichts gegen unsere Subjektivität, welches in dem Bewußtsein, daß eine Erkenntnis nur durch immer fortgesetzte Selbstprüfung, Selbstbesinnung zu gewinnen ist, in der fortlaufenden Kontrolle und dabei oft auch Berichtigung des eigenen Standpunktes, in immer neuen Versuchen der Auseinandersetzung des eigenen Ideals und des an der Hand der Quellenforschung Beobachteten liegt. Was wir hier aussprechen, das ist zum Teil, freilich nicht vollständig, in dem mit Recht oft angeführten Satz Büchelers über den „Zirkel“, in dem sich emporzurängen zum Wesen historischer und philologischer Wissenschaft gehört, enthalten: „aus der Summe der einzelnen Momente die Generalfrage zu entscheiden und nach diesem Ergebnis wiederum das Urteil im einzelnen zu bemessen.“ Unsere Erkenntnis steigt in einer Spirale auf.

¹⁾ Vgl. J. Burckhardts Briefe an F. v. Preen, S. 85. Holstein, Die Staatsphilosophie Schleiermachers, S. 91: „Nie geht die Vereinigung der Menschen über den Staat hinaus: wo ein solcher Verein zerstört wird, ist es Folge großer Verirrungen und Anzeichen des tiefsten Verfalls.“ S. 93: „Jedes Volk ist bestimmt, eine besondere Seite des göttlichen Ebenbildes darzustellen.“ Vgl. meine Rezension von M. E. Mayers Rechtsphilosophie im „Archiv für Geschichte und Politik“ Bd. 1, S. 470. E. Hirsch, Reichsgottesbegriff, S. 14 und 18. G. Blume, Deutscher Führer, Januar 1923, S. 40.

²⁾ O. Westphal, H. Z. 124, S. 519, hebt energisch die Fruchtbarkeit der Subjektivität hervor: „Der Mut des Bekenntnisses zur Notwendigkeit gerade politischer Besinnung hat alle großen Historiker erfüllt.“ Im Sinn der obigen Darstellung ist gehalten: P. R. Rohden, Die weltanschaulichen Grundlagen der politischen Theorien, in der Festgabe für Meinecke, S. 1 ff.

Gegen unsere Auffassung könnte man geltend machen, daß der Historiker nur so weit, als er seine formalen Methoden anwendet, Wissenschaft treibe, daß demgemäß alle Einmischung von subjektiven Elementen unwissenschaftlich sei. Allein schon bei der einfachsten Anwendung des einfachsten chronologischen Schemas erweist sich eine subjektive Zutat als unentbehrlich. Keinem Historiker ist es gelungen, die Geschichte als rein „empirische“ Disziplin zu verwirklichen und eine rein empirische Darstellung einer irgendwie von Weltanschauungsfragen beeinflussten gegenüberzustellen. Ein System objektiver Werte „läßt sich aus einer Wissenschaft nicht konstruieren, sondern nur in wissenschaftlichem Geist aus der kenntnisgesättigten Subjektivität heraus formulieren“¹⁾.

Die vorstehenden Darlegungen dürfen wir in dem Urteil zusammenfassen, daß, wenn gegenüber dem Fachmann Laie derjenige ist, der das wissenschaftliche Handwerkszeug nicht zu handhaben versteht, Laie auch der ist, der sich reine tatsächliche Objektivität zumißt.

Als wissenschaftliche Erkenntnis aber nehmen wir die Beobachtungen des Historikers durchaus in Anspruch. Wenn der Geschichtschreiber über die Weltansicht des Physikers, die nach Fechner nur eine Nachtansicht ist, hinausführt, zu einer freundlichen Tagesansicht führt, so ist das vom Historiker gezeichnete Bild auch Wissenschaft. Wenn man ferner geltend macht, die Geschichte sei wegen ihres subjektiven Einschlages wohl Kunst, aber nicht Wissenschaft, so eignen wir uns die treffende Erwiderung darauf an: es steht nirgends geschrieben, daß der künstlerische Blick, wofern er nur zugleich richtig sieht, in der Wissenschaft verboten sei²⁾.

Von der in unserer Darstellung in vollem Maß anerkannten Tatsache der Subjektivität des Historikers wie der Vertreter aller Kulturwissenschaften aus hat man eine entsprechende Forderung für den Lehrbetrieb der Universitäten aufgestellt, indem man schlechthin parallele Professuren für die verschiedenen Fächer je nach den weltanschaulichen Systemen verlangt³⁾. Wir erkennen dieser Folgerung einen Kern der Berechtigung durchaus zu, namentlich insofern parallele Lehrstellen die wünschenswerte sachliche Vielseitigkeit der wissenschaftlichen Betätigung und des Unterrichts sichern können⁴⁾. Eine gesunde Praxis wird indessen doch der Durchführung jener Forderung feste Grenzen ziehen. Wir haben hierbei nicht sowohl die Verlegenheiten des Staatssäckels im Auge, wenn etwa bis zu einem halben Dutzend Weltanschauungsparteien mit ihren Wünschen nach besonderen Professuren auftreten. Im Vordergrund steht für uns vielmehr der Gedanke, daß doch immer die Leistungsfähigkeit für die Ausfüllung einer Lehrstelle entscheidend sein soll und daß diese sich im wesentlichen erkennen lassen wird, trotzdem wir die Subjektivität des Urteils über alle Dinge und Personen der Vergangenheit und Gegenwart vollauf zugeben. In der Erkennbarkeit der verschiedenen Fähigkeit und Leistung dürfen wir doch wieder einen Beweis dafür sehen, daß der Historiker bei aller Subjektivität zu einem leidlich

¹⁾ Tröltzsch, Vjschr. f. Soz.- u. WG. 15, S. 90.

²⁾ Spranger, Der Bildungswert der Heimatkunde, S. 21.

³⁾ Laun a. a. O., S. 181 f.: über die Besetzung paralleler Lehrstühle nach Weltanschauungen.

⁴⁾ S. meinen Aufsatz „die katholische Kirche und die preußischen Universitäten“, Internationale Wochenschrift 1912, S. 291 f.

objektiven Urteil gelangen kann. Indem wir es unterlassen, diese unsere Auffassung in weiteren gedanklichen Zusammenhängen zu begründen, begnügen wir uns, an die anerkannte Stellung zu erinnern, die die politischen Historiker an unseren Universitäten eingenommen haben. Ihnen zur Seite überall einen Vertreter anderer politischer Parteien oder Richtungen zu setzen, wäre eine Unmöglichkeit gewesen wegen des tatsächlichen Mangels an solchen; die Besetzung eines Lehrstuhles mit einer unzureichenden Kraft aber vermag die vertretene Sache nicht zu fördern oder schädigt sie gar. Gewiß gibt es Zeiten und Fälle, in denen das Urteil der Öffentlichkeit oder der betreffenden Gemeinschaft über Fähigkeit und Leistung irregeht. Im großen und ganzen und über kurz oder lang wird ein sachliches Urteil zu deutlicher Ausprägung kommen. Und eben hierin, in der Erkennbarkeit der Leistung bei subjektiv verschiedenem Standpunkt, dürfen wir wieder einen Beweis für die Möglichkeit einer befriedigenden historischen Objektivität sehen. Wir möchten ferner nicht unterlassen, hierbei darauf hinzuweisen, daß gerade auch die aus der subjektiven Stellung fließende Leistung Anerkennung finden wird.

Dem Urteil desjenigen Historikers wird die breiteste und längste Geltung beschieden sein, der den geschilderten Voraussetzungen am stärksten Rechnung zu tragen weiß, und auf diesem Weg wird das zuverlässigste konstruktive Prinzip zu gewinnen sein, über das der Historiker verfügen kann. Es unterscheidet sich ebenso von der Zufälligkeit des konkreten zeitlichen Zieles, von dem sich die technisch sogenannten politischen Historiker leiten ließen, wie von der Hegelschen Formel, die die beständige Nachprüfung an der Erfahrung vermissen läßt. Das Bewußtsein von der subjektiven Bedingtheit unserer Maßstäbe und das fleißige und ehrliche Streben, auf dem bezeichneten Weg vorwärts zu kommen, liefern nun auch eben die beste Bürgschaft für die Objektivität der historischen Darstellung. Das oberste Kriterium für sie besteht keineswegs darin, daß wir mit unserm Urteil möglichst zurückhalten, sondern darin, daß wir dauernd bereit sind, der Bedingtheit unseres Urteils uns bewußt zu bleiben und an seiner Vervollkommnung zu arbeiten.

Teilnahmlosigkeit ist auch die Objektivität Rankes nicht gewesen. Wir wissen ja, daß sein eine gewisse objektive Betrachtung verbürgender Gesichtspunkt, das Ineinandergreifen der Völker und Staaten, die gegenseitige Bedingtheit der innern und äußern Verhältnisse des Staates stets in den Vordergrund zu stellen, zunächst nur formaler Natur ist. Ein starker innerer und darum subjektiver Anteil hat ihn neben seinen formalen Methoden bei der Auswahl und der Wertung des geschichtlichen Stoffes geleitet.

Das System von Werten, dem wir Historiker von heute folgen, hat in der kurzen Spanne Zeit seit 1878 — wovon wir schon mehrfach sprachen — durch die Einwirkung der großen politischen Ereignisse dieser Jahrzehnte eine unzweifelhafte Bereicherung erfahren. Gedenken wir an dieser Stelle nur der gewaltigen Erlebnisse, die uns im Weltkrieg die Bedeutung der staatlichen Organisation und der nationalen Kraft von neuem eingeprägt haben.

Die deutsche Geschichtsforschung hatte, zumal seit Ranke, zu der Erkenntnis geführt, daß der Staat der umfassendste menschliche Verband, die maßgebende Organisation eines Volkes, daß er das stärkste Bollwerk der Kultur ist und die stärkste Fähigkeit, sie zu fördern, besitzt, daß große Bewegungen, die sich durchsetzen wollen, stets ein Verhältnis zu ihm suchen müssen. Diese Erkenntnis und die Anschauung von der Unentbehrlichkeit

kräftiger staatlicher Machtmittel hatte sie gegen zahlreiche Gruppen von Gegnern verteidigt, zuletzt noch gegen verblendete Feinde des vorhandenen Staates, Kosmopolitentum, Ästhetentum¹⁾ und Pazifismus. Heute ist der deutschen Geschichtsforschung die gewaltigste Rechtfertigung zuteil geworden. „Zeiten wie die unserige zeigen, daß der umfassendste Gesichtspunkt und der höchste Standpunkt, von dem aus man Geschichte verstehen und Geschichte schreiben kann, doch nur der politische, der staatliche ist, und daß von ihm aus am ehesten noch das Ganze erfaßt und begriffen werden kann. Staatengeschichte ist eigentlich das, was wir Geschichte nennen. . . . Nicht der einzige, aber der große Gesichtspunkt, unter den wir die geschichtlichen Erlebnisse zu stellen haben, ist der staatliche; denn der Staat verloren, alles verloren.“

So schrieb in den Tagen des Weltkrieges ein Philosoph²⁾. Im 18. Jahrhundert unternahm es Voltaire's Geschichtschreibung, im Namen der „Philosophie“ den Staat zu depossedieren. Im Gegensatz zu ihm konstatiert jener Philosoph, daß mit dem Verlust des Staates alles verloren ist. Und die Erlebnisse seit dem Weltkrieg geben ihm vollends recht.

Es ist unmöglich, eine unpolitische Geschichte als Kulturgeschichte zu denken. Wenn Kultur Pflege eines gemeinsamen Interesses und der dadurch geschaffene wertbetonte Zustand³⁾, wenn Kulturgeschichte demgemäß die Geschichte solcher Schöpfungen und ihrer Pflege ist, dann ist die Geschichte der politischen Gebilde und der ihnen gewidmeten, also der politischen Tätigkeit ganz gewiß auch Kulturgeschichte. Die kulturbeeinflussende Wirkung der Politik, einschließlich der Kriege, wird niemand bestreiten: alle deutschen Kriege des 19. Jahrhunderts haben kulturfördernd gewirkt. Daß Politik und Kriege auch kulturhindernd, kulturschädlich wirken können, das ist ebenfalls unbestreitbar; diese Eigenschaft aber teilen sie mit anderen Kulturerscheinungen: die eine Seite der Kultur kann unter der Einwirkung einer anderen leiden. Vor allem ist ferner die Politik (im umfassendsten Sinn) selbst Produkt der Pflege gemeinsamer Interessen und ein entsprechender Zustand. Die gesamte sittliche Haltung, die Volks- oder Staatsgenossen in der Pflege gemeinsamer Interessen einnehmen, kommt in ihr zum Ausdruck. Wenn wir die Kultur als die objektive Darstellung des Geistes auffassen⁴⁾, so haben wir wiederum keinen Anlaß, die Geschichte der Kultur als etwas Besonderes neben die politische Geschichte zu stellen. Denn wieviel geistige Art prägt sich in der politischen Geschichte eines Volkes aus! Wieviel sittliche und allgemein geistige Faktoren bestimmen seine politische Geschichte! „Der Staat ist eine im höchsten Maß sittliche Macht, die sittliche Vernunft des Volkstums.“

¹⁾ Vgl. zu dessen Charakteristik Jahrbücher für Nationalökonomie 106, S. 686 ff. Th. Ziegler, Die geistigen und sozialen Strömungen Deutschlands im 19. Jahrhundert, 15.—20. Tausend, S. 511 ff.; Meinecke, H. Z. 111, S. 584.

²⁾ Th. Ziegler, Grenzboten vom 31. März 1915.

³⁾ M. E. Mayer, Rechtsphilosophie, S. 33.

⁴⁾ M. Wundt, Staatsphilosophie, S. 20 und 91. A. Hettner, der Gang der Kultur (1923), S. 2: „Ich verstehe unter Kultur die Gesamtheit des Besitzes an materiellen und geistigen Gütern sowie an Fähigkeiten und Organisationsformen, setze sie also nicht . . . in Gegensatz zu Volkstum und Staat, sondern schließe diese in die Betrachtung ein.“

„Nirgends kann es fruchtbares und wirksames geistiges Leben geben als dort, wo die Willensgemeinschaft, die die Voraussetzung jedes irgend erheblichen geistigen Lebens ist, die festen Formen der staatlichen Gemeinschaft erlangt hat. Daher ist geschichtliches Leben immer staatliches Leben, so wenig sich die Geschichte in dem Werden der staatlichen Institutionen und Ordnungen erschöpft“¹⁾.

Eben mit dieser Betonung der grundlegenden Bedeutung des Staates in der geschichtlichen Entwicklung ist unsere deutsche Geschichtschreibung politische Geschichte²⁾. Natürlich kann die politische Geschichte nicht bloß im Sinne der Geschichte der äußeren Politik gefaßt werden; es gehört dazu auch nicht bloß die der inneren Politik und damit die Verfassungsgeschichte, sondern, wie sich aus unseren soeben gemachten Bemerkungen ergibt, die Geschichte des Verhältnisses des Staates zu allen jeweils hervortretenden Kulturercheinungen. Man darf vielleicht politische Geschichtschreibung im weiteren und im engeren Sinn unterscheiden und unter der letzteren diejenige verstehen, die sich einen konkreten zeitlichen Zweck mit der programmatischen Wirkung der politischen Beeinflussung setzt. Aber das Gemeinsame ist, etwa gegenüber einer allgemeinen Kulturgeschichte oder gar einer unpolitischen Kulturgeschichte, das stärkere. Ranke und Treitschke haben mehr Übereinstimmendes als Trennendes.

Die politische Geschichte als das Arbeitsgebiet des technisch sogenannten Historikers aufzufassen, empfiehlt sich ebenso vom Gesichtspunkt einer zweckmäßigen wissenschaftlichen Arbeitsteilung wie nicht minder oder fast noch mehr aus der sachlichen Rücksicht auf die zentrale Stellung des Staates in der geschichtlichen Entwicklung.

Mit einer solchen Begrenzung des Arbeitsgebietes für die Geschichtswissenschaft bleibt allerdings noch Raum für zeitliche Entfaltung. Wenn wir in der Frage der Objektivität der historischen Darstellung die Rückkehr von Treitschke zu Ranke empfehlen, so gehen wir andererseits mit Treitschke in der Aufnahme des Stofflichen über Ranke hinaus. Unsere früheren Andeutungen über die Lücken in seiner Darstellung haben schon den Weg bezeichnet. Diese Ausweitung hat sich freilich nicht im Sinne der alten Ankläger Rankes vollzogen, der liberalen Individualisten und Demokraten, die ihm vor allem seine Hochschätzung der staatlichen Gewalt vorwarfen. So wenig wird das staatliche Moment zurückgeschoben, daß die politische Geschichtschreibung vielmehr jetzt diejenige Erweiterung erfährt, die ihr Wesen verlangt. Die Forderung, daß der Historiker politische Geschichte darzustellen habe, wird nicht eingeschränkt, sondern jetzt erst in vollem Umfange erfüllt. Ranke empfand die breitere Berücksichtigung der realen Kultur, wie wir sie in Mommsens Darstellung finden, als „Hilfswissenschaften“³⁾. Wir sehen in der Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte und in großen Stücken der Wirtschaftsgeschichte durchaus Teile echter politischer Geschichte, ihres Kerns⁴⁾. „Die Kenntnis des Staatsbaues ist die erste Be-

¹⁾ R. Seeberg, Geschichte, Krieg und Seele (1916), S. 7.

²⁾ Vgl. H. Z. 106, S. 96 ff.

³⁾ Vgl. Th. Wiedemann, Deutsche Revue 18, 4, S. 263.

⁴⁾ Ich spreche hier keine neue Forderung aus. In ähnlicher Weise hat sich schon M. Ritter, L. v. Ranke (Stuttgart 1896), S. 20, über die Notwendigkeit der Erweiterung des geschichtlichen Stoffes über Rankes Rahmen hinaus geäußert.

dingung für das Verständnis der Geschichte. Alles politische Leben vollzieht sich im Staate¹⁾. Alles, was staatliche Beziehungen hat, ziehen wir in unsere Darstellung. Allerdings bleibt der Maßstab, wie in Treitschkes „Deutscher Geschichte“, die staatliche Beziehung.

Gegenüber dem modernen Schlagwort, der Historiker müsse das Denken und Treiben der Massen, die Massenbewegungen schildern, hat man treffend bemerkt, daß die Lebenstrieb der Staaten geschichtlich mehr bedeuten, als die der Massen. So sehr wir in der eingehenden Berücksichtigung der Parteiengeschichte eines der erfreulichen Momente unserer realistischeren Geschichtsbetrachtung sehen, so haben doch die Parteien und die wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Massenbewegungen „die Bedeutung des Staatsganzen nicht herabgedrückt, sondern eher noch gesteigert“. „Gerade wenn sie zur Herrschaft im Staate gelangen, müssen die Parteien in gewissem Grade aufhören, Parteien zu sein, und anfangen, dienende Organe des Staates und seiner geschichtlichen Überlieferungen zu werden“²⁾. Im übrigen spielt hier bei der Abgrenzung des Stofflichen die große Frage nach dem Verhältnis des Einzelnen zur Gemeinschaft mit: wer der naturalistischen Auffassung huldigt, der wird die historischen Persönlichkeiten, denen wir so weittragende Bedeutung und darum auch so viel Raum in der historischen Darstellung zugestehen, nur als Exemplar der Gattung oder Art behandeln und deshalb den verfügbaren Raum um so mehr der Schilderung der Massen widmen wollen. Doch diejenigen, die solches versuchten, haben sich wider Willen ja regelmäßig zu unserem Verfahren gedrängt gesehen. Eine ihrem Ideal gerecht werdende geschichtliche Darstellung, in der historisch wirkende einzelne Persönlichkeiten und die Haupt- und Staatsaktionen ganz zurücktreten, sind sie uns noch schuldig geblieben.

„Die Massenerscheinungen bilden zwar die Voraussetzung, aber keineswegs den Inhalt der historischen Erkenntnis. Das Treiben der Masse ist lediglich typisch, nicht individuell“³⁾. Die historische Entwicklung vermag sich in der Form des Typischen nicht fortzubewegen; stets nur im Individuellen kommt der geschichtliche Fortschritt zum Ausdruck. Wir richten den Blick auch auf die Stimmungen und Leistungen der Massen, auf ihre Reaktionsfähigkeit, auf alle Gemeinschaftsbeziehungen, in denen der Einzelne steht; aber gerade die strenge und folgerichtige Feststellung dieser Beziehungen und ihres Maßes zwingt uns, an der heroischen geschichtlichen Auffassung festzuhalten.

Die staatliche Beziehung liefert für den Historiker sodann ganz direkt das Maß für die Berücksichtigung der einzelnen Teile der Kultur. Von der Literatur und der Kunst bringen wir bloß dasjenige zur Sprache, was mit dem Leben des Staates näher zusammenhängt⁴⁾. Wird der Historiker, der das Sturmsignal hört — Kampf ist ja das gesamte politische Leben —, die Geduld haben, eine Trachtengeschichte zu schreiben? Es wird ihm als eine

¹⁾ A. v. Domaszewski, Geschichte der römischen Kaiser I, S. 9.

²⁾ Meinecke, H. Z. 111, S. 595.

³⁾ Ed. Meyer, Gesch. des Altertums 3, § 157, S. 269. Über die Auffassung der deutschen Historiker s. auch Hintze, R. Koser, Abhandlungen der Berliner Akad. 1915, S. 8.

⁴⁾ So äußert sich ein bewährter Praktiker der neueren Geschichtschreibung, Friedjung. Vgl. H. Z. 111, S. 145.

unwürdige Beschäftigung erscheinen. Vermag man sich vorzustellen, daß Dahlmann — der keineswegs ohne starke künstlerische Anlagen war — sich die Zeit genommen hätte, eine Geschichte der Theaterdekoration zu verfassen?

Die geschichtliche Darstellung des Historikers kann unmöglich mit der Darstellung aller Seiten der ganzen Menschheitsgeschichte identisch sein. Wir suchen in dem Spiegel der politischen Geschichte aufzufangen, was uns von der großen Menschheitsgeschichte erkennbar ist. Aber kein Historiker könnte sich unterfangen, Menschheitsgeschichte zu schreiben. Der Menschheitsbegriff ist ein Leerbegriff, soweit er nicht das wogende Meer der Völker und Staaten zu seinem wesentlichen Inhalt macht. Soweit die Menschheitsgeschichte nicht überhaupt Angelegenheit des religiösen Glaubens ist, nimmt sie viel zu vielerlei Wissenschaften in Anspruch, als daß der Historiker sich als ihr klassischer Interpret betrachten dürfte. „Es ist völlig unmöglich, die auf sehr verschiedenen Entwicklungshöhen befindlichen, zum Teil gar nicht mehr existierenden Kulturkreise sämtlich geistig zu beherrschen. . . . Eine Übersicht über die Allheit des Historischen könnte nur der geistreichen Feinschmeckerei oder einer quietistischen Skepsis oder einem pantheistischen Allgefühl erfreulich sein“¹⁾. Wir beschränken uns auf die Gebiete, auf denen wir mit unserer Methode etwas Selbständiges zustande bringen. Und die Dinge, denen wir unsere methodische Arbeit weihen, verlangen schon unsere volle Kraft. Die Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts hat, im Widerspruch gegen die Aufklärung, erkannt, daß der Staat ein zu starkes Element ist, als daß sich seine Geschichte zugunsten einer allgemeinen Menschheitsgeschichte zurücksetzen ließe. Er fordert seine eigene Wissenschaft oder vielmehr eine ganze Reihe von Wissenschaften.

VIII. Leistungen und Aufgaben.

Auf dem Grund der im letzten Kapitel geschilderten Entwicklung hat die deutsche Geschichtschreibung namhafte Leistungen hervorgebracht²⁾. Sie sind vielseitig in der Form und in der Sache.

Großer Beliebtheit hat sich die biographische Form erfreut. Wenn hier im Vordergrund ausgeführte Biographien von Häuptern der preußischen Heldenzeit und der Männer aus der Epoche der Wiederaufrichtung des Reichs stehen, so haben unsere Tage kürzlich in der Sammlung „Meister der Politik“ glückliche Beispiele von kürzeren Schilderungen maßgebender Persönlichkeiten, und zwar aus der Fülle der Jahrhunderte, geliefert.³⁾ Aber die allgemeinen Darstellungen sind hinter der biographischen Form ganz und gar nicht im Rückstand geblieben. Darstellung und Untersuchung ferner

¹⁾ Tröltsch, Hist., S. 708.

²⁾ Einen mehr ins einzelne gehenden, mehr die hervortretenden einzelnen Erscheinungen der historischen Literatur berücksichtigenden Überblick über die Entwicklung der deutschen Geschichtschreibung in den letzten Jahrzehnten habe ich in dem Werk „Deutschland unter Kaiser Wilhelm II., unter der Leitung von Ph. Zorn und H. v. Berger hrsg. von S. Körte usw.“, 3. Bd. (Berlin 1914), S. 21 ff. gegeben.

³⁾ Als jüngste bemerkenswerte Erscheinung sei das Lutherbild genannt, welches G. Ritter für das von H. v. Arnim herausgegebene Sammelwerk „Kämpfer, Großes Menschtum aller Zeiten“ (1923) beigezeichnet hat.

haben sich im Gleichgewicht gehalten. Man könnte von einem Übergewicht der Darstellung vielleicht insofern sprechen, als die Untersuchungen bewußt auf das gleiche Ziel wie jene hinstreben, ein sachlicher Unterschied zwischen beiden kaum bemerkbar wird, die Einzeluntersuchung besonderster Art einen universellen Gesichtspunkt verfolgt. Das Aufgehen im einzelnen, das einer früheren Generation eigen zu sein schien, wird niemand der heutigen zum Vorwurf machen können. Aber Einbuße hat die Einzeluntersuchung darunter nicht gelitten. Ebenso sind die Editionen gegenüber den Untersuchungen und Darstellungen nicht im Rückstand geblieben, wenngleich sie gegenwärtig unter dem äußeren Druck der allgemeinen Verhältnisse schwer ringen müssen, ans Tageslicht zu kommen.

Unter den Darstellungen allgemeiner Art überwiegen diejenigen, die einer bestimmten Zeit, einem Land, Volk, Staat, einer Gruppe von solchen, einem verbindenden Ereignis, einer Gruppe von Zuständen gewidmet sind. Aber es fehlen nicht solche, welche sich umfassende historiographische Ziele setzen. Und als ihre Absicht tritt nicht nur die einer bloß enzyklopädischen Belehrung hervor. Mehrfach entspringt sie vielmehr dem Bestreben, das nachweisbare Maß der Völker und Länder verbindenden Einheit festzustellen. Es seien Eduard Meyers Geschichte des Altertums und Dietrich Schäfers Weltgeschichte der Neuzeit genannt. Wir dürfen jedoch die Zahl der zeitlich und räumlich so weit ausgreifenden Darstellungen nicht schlechthin als Maßstab der vorhandenen universellen Interessen und Leistungen ansehen. „Auf den Umfang des Zeitabschnittes, der zur Darstellung gelangt, kommt es nicht an; die kürzeste Zeitstrecke kann weltgeschichtlich, die längste kann nur empirisch behandelt werden; entscheidend ist die Universalität der Gesichtspunkte: sie allein zeigt den philosophischen Geist in der Historie an“¹⁾.

Immerhin mag die Frage aufgeworfen werden, ob unsere Zeit genügend Kraft und Kräfte für Darstellungen besitzt, die auch äußerlich sich das weiteste Ziel setzen. Sie wird jedoch schwerlich vollkommen beantwortet werden können, da jeder, der heute den Stoff einer großen Periode zusammenfassen will, sich vor die Notwendigkeit der Bewältigung einer so umfangreichen Literatur gestellt sieht, wie es früher einem Bearbeiter nie beschieden gewesen ist. Jedenfalls ist die starke Neigung für die Erfassung des Inhalts großer Zeiträume vorhanden. Sie prägt sich greifbar in dem Eifer aus, mit dem um die Periodisierung der Geschichte gestritten wird²⁾. Die Periodisierung ist ja Gliederung des Sinnganzen, geschichtliche Zusammenfassung; je tiefer sie begründet wird, desto mehr weltgeschichtliche Anschauung enthält sie. Mit Recht wird sie zugleich als ein Mittel für die Gewinnung eines objektiven geschichtlichen Urteils geschätzt³⁾. Schon im Hinblick hierauf müssen wir den lächerlichen Vorwurf⁴⁾ zurückweisen, unserer Zeit fehle es an Synthese. Wie schon angedeutet, dürfen wir es geradezu als ein Kennzeichen der heutigen Forschung ansehen, daß die Einzeluntersuchung mit dem bewußten Ziel der Synthese unternommen wird, wofür wir ein glänzendes

¹⁾ R. Kroner, S. 132. ²⁾ Vgl. oben S. 19, Anm. 1.

³⁾ Vgl. Tröltsch, Hist., S. 700 ff.

⁴⁾ Wie er z. B. von dem Minister und Staatssekretär Becker erhoben worden ist. Vgl. darüber meine „Soziologie als Lehrfach“; Preußische Jahrbücher 187, S. 106 ff.

Zeugnis in K. Holls Abhandlungen über Luther besitzen, die bei der Form der Untersuchung doch zugleich ein ganz anschauliches Bild gewähren. Ebenso darf es als bezeichnend geltend gemacht werden, daß heute auch die historischen Hilfswissenschaften mit dem Blick auf die universalhistorischen Beziehungen betrieben werden¹⁾.

Unbedingt gebührt der Forschung unserer Zeit das Verdienst, die Behandlung der einzelnen Zweige der geschichtlichen Entwicklung reich auszubauen. Nach wie vor bekunden die deutschen Historiker die lebhaftige Neigung, neben der deutschen Geschichte die ausländische zu pflegen. Innerhalb der deutschen Geschichte wird der Territorial- und Stadtgeschichte neben der allgemeinen erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet: nie bisher hat sie einen so hohen Stand wissenschaftlicher Behandlung gehabt. Unvergleichlich wird die Geschichte der einzelnen Seiten der Kultur ausgebaut: die Geschichte der politischen Ideen wie die Parteigeschichte, die Heeres- und Kriegsgeschichte, die Geschichte der Schifffahrt, die Verfassungs-, Verwaltungs-, Wirtschaftsgeschichte, die Privatrechts-, Strafrechts-, Rechtsgangsgeschichte, die Kirchengeschichte in ihren Verzweigungen, die Philosophiegeschichte, die Geschichtsphilosophie, die Geschichte der Geschichtschreibung, die Kunstgeschichte, die Prähistorie.

Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als ob die größten Erfolge auf dem Gebiet der Verfassungs-, Verwaltungs- und namentlich der Wirtschaftsgeschichte gemacht worden seien. In der Tat ist der erreichte Fortschritt hier im Verhältnis zu dem, was früher auf demselben Gebiet errungen war, wohl am größten²⁾. Indessen haben wir in Anschlag zu bringen, daß andere Gebiete, so das der politischen Geschichte im engeren Sinne, lange schon reicher beackertes Land sind. Das hier neu Errungene wird deshalb nicht in gleicher Weise sichtbar, bleibt aber doch bedeutend.

Die Arbeiter auf jenen zahlreichen Gebieten gehören dem Kreis der technisch sog. Historiker in dem Maß an, in dem das betreffende Gebiet dem Staatsleben näher oder ferner steht. Zeitliche Schwankungen lassen sich dabei beobachten. Wenn die Historiker sich von jeher z. B. der Wirtschaftsgeschichte³⁾ angenommen haben, so gab es doch eine Zeit, in der die Nationalökonomien auf deren Gebiet die Führung übernahmen, während

¹⁾ Vgl. darüber Steinacker, Philologische und diplomatische Gesichtspunkte in den historischen Hilfswissenschaften, Festschrift des Innsbrucker Historikerklubs v. 1923, S. 22 ff. S. ebenda S. 44 f. auch über den hohen Stand in der methodischen Ausbildung, der von der Urkundenlehre gegenwärtig erreicht ist.

²⁾ Über die neuerdings erörterten verfassungsgeschichtlichen Probleme s. m. „Ma. Staat“; Keutgen, der deutsche Staat des Mittelalters; Ztschr. der Savigny-Stiftung Germ. Abt. 1919, S. 344 ff.; F. Kern, Gottesgnadentum und Widerstandsrecht im früheren Mittelalter; Jahrbücher für Nat.Ök. Bd. 111, S. 219 ff. Über den neueren Stand der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung vgl. u. a. meine „Probleme der WG.“ Durch die Kritik der „hofrechtlichen Theorie“ (vgl. mein „Territorium und Stadt“, 2. Aufl. S. 209 ff.) hat sich die Notwendigkeit einer umfassenden Revision der Wirtschaftsgeschichte der ältern Jahrhunderte erwiesen, die noch im Gang ist. S. dazu A. Dopsch, Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit, 2. Aufl. Bd. 1, S. VI und 16 f. 1893 wurde die „Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“ begründet, als deren Fortsetzung seit 1903 die „Vjschr. f. Soz. u. WG.“ erscheint.

³⁾ Vgl. oben S. 89.

heute die Historiker an der Spitze stehen, wenigstens soweit sie mit der Übung der historischen Methode nationalökonomische und juristische Schulung verbinden. Die eine Zeitlang vorherrschende historische Richtung innerhalb der Nationalökonomie fand ihr Ende, weil ihre Vertreter es an der Klarheit der Begriffe, an der Energie der inneren Erfassung des Stoffes und an der echten historischen Methode fehlen ließen¹⁾. Es ist jedoch zu erwarten und zu hoffen, daß allmählich wieder ein stärkerer Anteil der Nationalökonomien an der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung einsetzen wird. Auch die Teilnahme der Juristen an der verfassungsgeschichtlichen Forschung ist nicht mehr so stark wie in den Tagen der Roth, Sohm, Gierke. Doch ist sie stärker und erfolgreicher geblieben als die der Nationalökonomien an der Wirtschaftsgeschichte. Wir Historiker sind nicht eifersüchtig auf die Führung und werden einen wieder zunehmenden Anteil um so freudiger begrüßen.

Sehr interessant ist der Anteil der Historiker an der kirchengeschichtlichen Forschung. Die Geschichtswissenschaft war als Emanzipation von der Theologie, von der Vorherrschaft theologischer, nicht bloß kirchenpolitischer, sondern auch kirchlich-religiöser Gesichtspunkte emporgekommen, als „Säkularisation“ der Historie (nach Festers Ausdruck). Nie hat sie seitdem ein so gutes Verhältnis zur Theologie gehabt wie heute. Sie beteiligt sich erstens an der besonderen theologischen, der kirchengeschichtlichen Forschung in einem stärkeren Maß als jemals. Sie geht über die kirchenpolitischen Fragen hinaus, die sie stets als ihr Gebiet ansah²⁾; sie untersucht die innere Verfassung der Kirche und die ständische Zusammensetzung des Klerus, weicht auch der Geschichte der Scholastik nicht aus, ermittelt das Kernstück und die Ursachen der Reformation, verfolgt die religiösen Antriebe, Anregungen, Vorbilder in den politischen Theorien und nicht weniger die Wechselwirkung des religiösen und des wirtschaftlichen und der anderen sozialen Momente. Die mit dem Namen Religionsgeschichtler bezeichneten Forscher sind nicht gerade Historiker im engeren Sinn, aber jedenfalls neben den Theologen in großer Zahl profane Forscher, namentlich Philologen. Der Anteil der Geschichtswissenschaft an den theologischen Studien ist zweitens nicht bloß äußere Mitarbeit, sondern zugleich von Sympathie getragener innerer Anteil. Wenn es selbstverständlich und erfreulicherweise nicht an Kämpfen zwischen Theologen und Historikern fehlt, so ist doch das allgemeine Verhältnis zwischen beiden nie so friedlich gewesen wie heute. Mehrfach ist von profanhistorischer Seite zuerst oder stärker das religiöse Moment in der geschichtlichen Entwicklung betont worden als von theologischer, und der Profanhistoriker wahrt gelegentlich nachdrücklicher das Recht des religiösen Gedankens als der Theologe, wie denn von theologischer Seite (M. Rade) behauptet worden ist, die Profanhistoriker lehnten energischer die Verweisung Luthers ins Mittelalter ab als die Theologen. Wir fragen nicht, ob diese Behauptung richtig ist; interessant bleibt es in jedem Fall, daß sie aufgestellt worden ist und daß die Profanhistoriker die Verweisung Luthers ins Mittelalter von der Erwägung

¹⁾ Vgl. oben S. 83, Anm. 5, S. 102 und meine Abhandlungen über die historische Schule der Nationalökonomie in der Ztschr. f. Sozialwissenschaft 1904.

²⁾ Vgl. oben S. 60 f.

aus ablehnen, der von ihm vertretene religiöse Gedanke komme bei einer solchen Abschätzung nicht zu seinem Recht¹⁾).

Die freundliche Stellung der Geschichtswissenschaft — wir dürfen weiter gehen und von den gesamten an den Universitäten gelehrten Wissenschaften sprechen — läßt die feindliche Haltung der gegenwärtigen offiziellen Zentrumspartei Kreise gegen die Universitäten als „Hochburgen der Reaktion“ in um so eigenartigerem Licht erscheinen. Ihr Unwille über die vom nationalen Gedanken belebten Universitäten, die doch auch Verständnis für den religiös-kirchlichen Faktor bekunden, scheint andere Rücksichten zurückzudrängen. Selbst die in spezifisch katholischen Studentenschaften vorhandene nationale Bewegung beobachten sie mit Mißtrauen und lehnen sie ab. Sie geben den Beziehungen zu den demokratisch-internationalen Gruppen, ohne von ihnen kirchliches Verständnis zu verlangen, den Vorzug und bieten hilfreiche Hand dazu, deren Eindringen in die Universitäten zu befördern, lassen dagegen das Verständnis für die neue national-religiöse Bewegung vermissen und ignorieren somit das romantische Ideal. Die Herrschaftsbestrebungen überwuchern hier die idealen Gesichtspunkte²⁾.

Angesichts des reichen Ausbaues der Geschichte der einzelnen Seiten der Kultur könnte man sich versucht fühlen, von einem Sieg der Kulturgeschichte zu sprechen. Allein diese erfolgreiche Behandlung der Kulturgeschichte steht nicht im Gegensatz zur politischen Geschichte, sondern eher in ihrem Dienst. Nicht eine unpolitische Kulturgeschichte hat große Erfolge errungen, sondern eine, die im Einvernehmen mit der politischen steht. Die glücklichsten Wirtschaftshistoriker sind die, welche den Zusammenhang zwischen Wirtschaft und Staat erkennen, welche, wenn sie die wirtschaftsgeschichtlichen Probleme aufrollen und die wirtschaftlichen Einrichtungen schildern wollen, von genügend weitem Gesichtskreis aus die Bedingtheit des wirtschaftlichen Lebens durch das politische wahrnehmen und so, dem Zwang der wissenschaftlichen Erkenntnis folgend, Wirtschafts- und politische Historiker zugleich sind³⁾. Eine unpolitische Wirtschaftsgeschichte kann niemand schreiben, eine Wirtschaftsgeschichte, in der das wirtschaftliche Moment überall als das erste und allein ausschlaggebende hingestellt wird, niemand, der den vollen Ernst der Forschung empfindet. Was von der Wirtschaftsgeschichte gilt, trifft in ähnlicher Weise für die anderen Zweige der Kulturgeschichte zu. Eine Geschichtsschreibung, die den politischen Faktor ignoriert, würde ihre Aufgabe nicht erfüllen. Wenn man wegen des reichen Ausbaues der Kulturgeschichte dieser den Sieg zu-

¹⁾ Über die wissenschaftlichen Aufgaben der Kirchengeschichte s. übrigens Preußische Jahrbücher 98 (1899), S. 12 ff. Der Forderung, die erbauliche Schriftstellerei als historische Quelle zu verwerten (S. 19), ist neuerdings Althaus für die Nachreformationszeit nachgekommen.

²⁾ Ich bin auf diese Dinge mit einigen Worten eingegangen aus dem allgemeinen Grund, weil meine Darstellung die bewegenden Kräfte der Zeit zu berücksichtigen hat.

³⁾ Es ist meinen Arbeiten bezeugt worden (s. Salin, Schmollers Jahrbuch 1921, S. 498), daß durch sie in beträchtlichem Maß die Bedeutung des politischen Faktors in der Wirtschaftsgeschichte zur Anerkennung gebracht worden ist. Vgl. hierzu übrigens auch H. Z. 81, S. 111 f. Andererseits darf ich auch in Anspruch nehmen, daß ich eine einseitige Schätzung des politischen Faktors abgelehnt habe (s. m. „Probleme“ S. 501 ff.).

erkennen könnte, so wird die politische Geschichte sich doch wohl mit mehr Recht des Sieges rühmen dürfen, weil sie jene in ihren Rahmen eingereiht hat. Kulturgeschichte hat sich heute zu vollerer Geltung gebracht, nur eben nicht als das antipolitische Sammelsurium der dilettantischen Nur-Kulturhistoriker, das die politische Geschichte ersetzen sollte.

Vor dreieinhalb Jahrzehnten wurde noch ein Streit um die Frage politische oder Kulturgeschichte ausgefochten, zwischen Dietrich Schäfer und Gothein¹⁾. Der Gegensatz der beiden Forscher war bemerkenswert, trat aber nicht gerade sonderlich scharf hervor, weil beide zu wohl unterrichtet waren, als daß einer von ihnen sich wesentlich außerhalb der durch den Gang der Geschichtswissenschaft gezogenen Grenzen hätte stellen können. Heute kann die Streitfrage kaum noch aufgeworfen werden. Sie darf als entschieden gelten, und zwar, wie wir schon angedeutet haben²⁾, im Sinn der geschichtlichen Darstellung Treitschkes³⁾. Der Historiker faßt seinen Stoff in einer politischen Einheit zusammen; der Staat ist ihm der Mittelpunkt der geschichtlichen Anschauung. Aber er greift so weit aus, als die staatlichen Beziehungen direkt oder indirekt irgendwie reichen. Das Maß für die stoffliche Berücksichtigung muß freilich die Beziehung zum Staat bleiben. Wo der Staat und seine Tätigkeit in Betracht kommen, da vornehmlich fühlt der Historiker sich hingezogen: *ἐφέλκεται ἐνδὸς αἰδίου*. Andererseits gliedert die Kulturgeschichte im heutigen Verstand auch den Staat, aber als Hauptteil, in sich ein. Natürlich behält die selbständige Behandlung der einzelnen Zweige der Kultur ihr Eigenrecht: dem Rechtshistoriker⁴⁾, Kunsthistoriker usw. schreiben wir seinen Weg nicht vor. Indessen der Historiker schlechthin, der Historiker im allgemeinen wird stets der politische Historiker, mit dem erweiterten Gesichtskreis, wie er Treitschkes Darstellung eigen ist, bleiben. Eine allgemein geschichtliche Darstellung wird nur im Rahmen der politischen Geschichte geboten werden können, wenn sie nicht *disiecta membra* enthalten soll. Auch bei den Periodisierungen, die der Historiker vornimmt, wird dem politischen Moment eine stärkere Bedeutung zugemessen werden als anderen⁵⁾.

Kleinere Schwankungen in der Beurteilung dieser Dinge begegnen wohl innerhalb der heutigen Geschichtswissenschaft. In der Hauptsache darf jedoch von einer Übereinstimmung der Meinung gesprochen werden. Freilich sind seit der Revolution alle alten Einwände und Abneigungen gegen die politische Geschichte wie in einem schnellen Repetierkurs erneuert worden, an sich außerhalb der Wissenschaft; in schwächeren Wellenschlägen dehnte sich die Bewegung aber leider auch auf wissenschaftliche Gruppen aus. Was in der öffentlichen Meinung beseitigt zu sein schien, das verstärkte sich jetzt

¹⁾ Über das Lebenswerk Schäfers vgl. „Das Neue Deutschland“ III, S. 112; A. O. Meyer, H. Z. 126, S. 462; Stahlberg, Eiserne Blätter vom 16. 5. 1920, S. 785 ff. Vgl. GGA. 1892, S. 278 ff.

²⁾ S. oben S. 84 und 122.

³⁾ Über Treitschkes Ansicht von dem Verhältnis von Kultur- und politischer Geschichte s. Westphal, Treitschkes Staatsbegriff, S. 156; Treitschkes Aufsätze 4, S. 449 f. (aus H. Z. 76). Über die Wechselwirkung zwischen Staat und Kultur vgl. A. v. Martin, DLZ. 1918, Sp. 908 ff. und 939 ff.

⁴⁾ Vgl. E. Heymann, Ztschr. der Savigny-Stiftung, Germ. Abt. 1917, S. 439.

⁵⁾ Über Rankes Auffassung vgl. Tröltsch, Hist. II, S. 738.

unter der Gunst der neuen Machthaber, vom Kleinen bis zum Großen, vom Lächerlichen bis zum Verhängnisvollen. Wenn früher sozialistische Zeitungen gelegentlich von dem Kauf von Bleisoldaten als Kinderspielzeug, als Anreiz zu gefährlichem Spiel abgemahnt hatten, so wurde jetzt ein umfassender Kampf gegen solche „Embleme des Militarismus“ eröffnet. Im Hintergrund stand die marxistische Anschauung von dem Überflüssigwerden des Staates mit der Aufrichtung der proletarischen Herrschaft. Bleibt dies nur eine Ideologie, so erlitt praktisch der Staat schwere Einbuße durch das Vordringen der gesellschaftlichen Mächte. Die Gefahr der Überwucherung des Politischen durch das wirtschaftliche und sonstige soziale Element, der Konsumierung des Staates durch die gesellschaftlichen Gruppen stellte sich ein.

Der Gedanke der besten Verfassung¹⁾, jetzt einer bestimmten demokratischen Republik oder des demokratischen Parlamentarismus, wurde erneuert. Auch das gehört zu dem Repetierkurs alter Irrtümer und charakterisiert gleichzeitig die heutige Geringschätzung des Staates, daß man die Rückkehr zum Manchestertum empfiehlt²⁾; allerdings zum Teil in Reaktion gegen die Zerrüttung der staatlichen Verwaltung, die die Gegenwart gebracht hat.

Pazifismus, Kosmopolitismus und Internationalismus gewannen eine nie gekannte Gewalt und nahmen ihre Sondervorteile gegenüber dem staatlichen Faktor wahr³⁾. Unter diesen Verhältnissen erhielt der unpolitische Zug, der der in Deutschland vorhandenen Demokratie von jeher anhaftet, eine beträchtliche Verstärkung. Sie vernachlässigte in unerhörtem Maße das Verständnis für die Bedeutung der auswärtigen Politik⁴⁾ und trieb in der Art einseitige innere Politik, daß man die Kriegsschuldfrage innerpolitischen Zwecken unterordnete. Die bei uns vorhandene Demokratie ist nicht sowohl Autonomieforderung, Forderung freier Einrichtungen, als vielmehr in vorderster Linie Störung und zum Teil unmittelbare Verhinderung nationaler Kraft. Auch das Gelehrtenwesen mit seiner quietistischen Art, mit seinem *noli turbare circulos meos*, mit seiner Ablehnung aller aufregenden und beunruhigenden Konflikte konnte nun seine Schwäche als Tugend ausgeben.

Aus den hier geschilderten Beziehungen erhob sich eine neue Opposition gegen den ganz gefestigt scheinenden Bestand der deutschen Geschichtsschreibung, die zwar sachlich haltlos ist, aber der breiten Ausdehnung nicht entbehrt. Diese Opposition haben wir auf die Revolution zurückgeführt. Wie indessen die Revolution nicht mit ihrem äußeren Datum den Anfang

¹⁾ Sogar der von historischen Studien ausgehende M. Weber hat sich eines solchen Rückfalles in überwundene Anschauungen schuldig gemacht. Vertreter der Anschauung, daß die Verfassung den besonderen Verhältnissen des bestimmten Volkes entsprechen soll, nennt er „Literaten, welche konservativen Phrasen verfallen sind“, spricht von „dem eitlen Gerede von dem Gegensatz der westeuropäischen und der deutschen Staatsidee“ und tadelt solche „literatenhafte Eitelkeit“, um eine besondere Verfassung für Deutschland besorgt zu sein. M. Weber, *Gesammelte politische Schriften*, S. 128 u. 256. Über Webers historisch-politische Auffassung s. *Eiserne Blätter* 5, Nr. 30, S. 494 ff.

²⁾ Vgl. meinen Aufsatz „Sozialpolitik oder Manchestertum?“ *Eiserne Blätter*, 4. Jahrg., Nr. 45, S. 694 ff.

³⁾ Mahnke, *Ewigkeit und Gegenwart, eine fichtische Zusammenschau* (1922), S. 46.

⁴⁾ Vgl. meine Schrift „*Deutsche Reichspolitik einst und jetzt*“ (1922). S. 35.

nimmt, sondern schon in den letzten Kriegsjahren einsetzt, insbesondere durch die „Demobilisierung der Geister“¹⁾ (im umfassendsten Sinn) eingeleitet wird, so stellen sich auch die Zeichen jener historiographischen Opposition in diesen Jahren bereits ein²⁾.

Die historiographische Opposition richtet sich, soweit sie den literarischen Niederungen angehört, gegen die vorhandene deutsche Geschichtsschreibung überhaupt, soweit sie leidlich höheren Stiles ist, insbesondere gegen die technisch sog. politischen Historiker, wobei sie freilich in Wahrheit wohl noch einen breiteren Gegensatz im Auge hat.

Seit dem Beginn des Weltkrieges sind die politischen Historiker Gegenstand lebhaften Streites geworden. Während die Entente, die alten Angriffe der innerdeutschen demokratisch-partikularistischen Kreise für sich verwertend und vergrößernd, jene als Träger der Maßlosigkeit, des Weltherrschaftsstrebens, der Völkerunterdrückung Deutschlands³⁾ hinstellte, verteidigte man sie im Anfang des Weltkrieges bei uns als diejenigen, die das gute deutsche Recht, nichts weiter als dieses, aber dieses wirkungsvoll, gewahrt hätten, und stärkte sich an ihren Gedanken, Worten und Taten. Allmählich aber, als die Zahl der Verständigungspolitiker zunahm, als die Demobilisierung der Geister betrieben, die deutsche Widerstandskraft vermindert wurde⁴⁾, erhoben sich Stimmen für die Preisgebung der politischen Historiker. Seit der Revolution hat der Widerspruch gegen sie zugenommen und ist parteimäßig und offiziös gesteigert worden.

In mannigfachen Schattierungen von sanfter, mit vielseitiger Anerkennung gemischter Beanstandung bis zu schroffer Verwerfung tritt dieser Widerspruch hervor. Vor allem richtet er sich gegen Treitschke; demnächst etwa gegen Droysen; gegen ihn zum Teil nur deshalb weniger, weil er den Zeitgenossen nicht mehr in gleicher Weise gegenwärtig ist. Man hat mit Recht bemerkt⁵⁾, daß die Entente Droysen ebenso wie Treitschke verurteilt

¹⁾ Bedeutsame Tatsachen stellt die Schrift des Philosophen Hans Volkelt, „Demobilisierung der Geister? Eine Auseinandersetzung vornehmlich mit E. Tröltzsch“ (1918) fest. S. 57: „Wenn irgend Schwäche tragisch sein kann, so ist es diese Schwäche, die ganze Völker im Augenblick des sicheren Aufstiegs zu erfassen beginnt.“ Nr. 12 der Habilitationsthese (vom 25. 11. 1922) des Erlanger Privatdozenten Weigel lautet: „Die ‚Legende‘ vom Dolchstoß in den Rücken der siegreichen Armee ist keine Legende.“ Richtig verstanden kann F. Lenz, Staat und Marxismus II (passim, z. B. S. 179, 232 f., 251 f., 277 ff.), als Beweis für die Richtigkeit dieser These angesehen werden. H. Z. 124, S. 472.

²⁾ Ich habe die oben S. 8, Anm. 2 erwähnte, einige Zeit nach der Revolution erschienene Schrift von W. Götz als ein nachrevolutionäres Geschichtsprogramm aufgefaßt. Er hat diese Deutung mit der Erklärung zurückgewiesen, er habe die betreffende Rede während des Krieges schon einmal gehalten. Ich will hier nicht untersuchen, was er etwa später zu der älteren Fassung hinzugetan hat (vgl. Vjschr. f. Soz.- u. WG. 17, S. 228 ff.). Das Urteil über seine Darlegungen bleibt sachlich unter allen Umständen das gleiche. Die Demobilisierung der Geister setzt eben schon während des Krieges ein. Preuß. Jahrbücher 193, S. 283 ff.

³⁾ Vgl. oben S. 51. — Über die massive politische Tendenz des französischen Gelehrtentums der Gegenwart auf anderen Gebieten vgl. K. Strecker, Die deutsche Heimat des Ruodlieb, Ilbergs Neue Jahrbücher 47 (1921), S. 289 ff.

⁴⁾ Vgl. oben Anm. 1. F. Lenz, a. a. O. S. 271.

⁵⁾ Hübner, Ztschr. f. Politik 10, S. 353.

hätte, wenn sie seine Auffassung gekannt hätte¹⁾. Besonders böse ist es, wenn diese Historiker, von innerdeutschen Gegnern, ohne Angabe von sachlichen Gründen abgelehnt werden²⁾. Aber es sind eben innerpolitische und recht unerfreuliche Motive, die sich hier geltend machen.

Wir haben selbst die Schranke bezeichnet, die gegenüber den politischen Historikern zu ziehen ist³⁾. Weiter in der Kritik ihrer Haltung zu gehen, müssen wir schon deshalb als unangebracht bezeichnen, weil aus ihrem Kreis selbst die notwendige Korrektur erfolgt ist⁴⁾, und weil die Ankläger sich dessen, was sie jenen vorwerfen, in viel größerem Maße schuldig machen: die politische Befangenheit ist bei ihnen unendlich viel stärker. Gewiß wird Treitschke, wie ähnlich auch Droysen, von einem starken Temperament beherrscht. Aber wer wollte einen Wissenschaftler wegen einer solchen Gabe verurteilen? Wir dürfen Treitschke „mit vollem Bewußtsein einen großen Historiker“ nennen⁵⁾. Die Grundelemente seiner Auffassung sind universal⁶⁾. Die Legende der Entente von dem die Deutschen zur Welteroberung auffordernden Treitschke wird allein durch den Umstand bereits widerlegt, daß er in der Verurteilung der italienischen Kaiserpolitik mit Sybel übereinstimmte und anderen Völkern dieselbe Freiheit wie dem Deutschen wünschte⁷⁾. Seine innerpolitischen Gegner werden durch die prächtige Verteidigung beschämt, die ihm ein Ausländer gewidmet hat⁸⁾. Die Staatslehre Treitschkes wird von der ehrlichen Wissenschaft fortdauernd geschätzt⁹⁾.

¹⁾ Hübners Bemerkung wird durch das Verfahren von W. Götz bestätigt, der Droysen ebenso wie Treitschke ausliefert. S. meinen Aufsatz über die politischen Historiker (oben S. 43, Anm. 1).

²⁾ S. ebenda.

³⁾ S. oben S. 56 ff. und S. 109 ff.

⁴⁾ S. oben S. 59. Es bezeichnet anderseits den Tiefstand der demokratischen Geschichtschreibung, daß sie an dieser Korrektur nicht beteiligt ist. Besonders sei noch darauf hingewiesen, daß weder demokratische Historiker noch demokratische Nationalökonomien eine Korrektur an der Geschichtsdarstellung Schmollers vorgenommen haben, der die Art der politischen Historiker auf die Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte (übrigens mit weniger historischer Schulung und darum mit geringerer wissenschaftlicher Sicherheit und stärkerer Tendenz) übertragen hat. Vgl. meine Kritik der Arbeiten Schmollers in der Ztschr. f. Sozialwissenschaft 1904 und meine Anzeige von Schmollers Städtewesen in der H. Z.; oben S. 102, Anm. 2. Ebenso hat die demokratische Geschichtsrichtung an der hofrechtlichen Theorie (s. oben S. 126 A. 2) keine Kritik geübt, obwohl man doch bei ihr einen Widerspruch gegen diese voraussetzen müßte. Von dem Marxismus, der die hofrechtliche Theorie kräftig verwertet hat, darf man wenigstens sagen, daß er sie für seine Geschichtskonstruktion nötig hat.

⁵⁾ H. Z. 75, S. 309. Zur Verteidigung Treitschkes und der politischen Historiker überhaupt s. auch Meinecke, H. Z. 12, S. 152.

⁶⁾ Westphal in der Festschrift für Meinecke a. a. O. Westphals Darstellung der Staatslehre Treitschkes ist eine unbeabsichtigte, aber um so wirksamere Widerlegung der von der Entente und innerpolitischen Gegnern gegen ihn vorgebrachten Anklagen.

⁷⁾ Vgl. oben S. 52 und Westphal, S. 193.

⁸⁾ B. Croce, Randbemerkungen eines Philosophen zum Weltkrieg, S. 86 ff. Vgl. ebenda S. 82 (Realpolitik), S. 89 und 115 (Der Staat als Macht).

⁹⁾ Vgl. z. B. Hübner, S. 335; Smend, Festgabe für W. Kahl III, S. 19. — Zur Würdigung Treitschkes vgl. außer der oben angeführten Literatur meinen Aufsatz über die politischen Historiker; H. Z. 114, S. 147 (über Treitschkes Briefe); W. Rittinghaus, Die Kunst der Geschichtschreibung H. v. Treitschkes (1914).

Es ist jedoch notwendig und sehr lehrreich, eine neuere Wendung noch zu beachten, die man dem Gegensatz zwischen Ranke und den politischen Historikern neuerdings gegeben hat. Von der praktisch-politischen Ablehnung der politischen Historiker aus betont man den Gegensatz zwischen jenen zu stark. Man schildert Ranke als einen Historiker, der, ohne politische oder kirchliche und religiöse Antriebe, der bloßen Kontemplation hingegeben sei. Es ist indessen ein Mißbrauch, wenn man sich in einem solchen Kampf gegen die politischen Historiker auf Ranke beruft. Seine Kontemplation ist nicht von der orientalischen untätigen Art, hat nichts mit demokratischer Geringschätzung der staatlichen Aktivität, nichts mit müdem Verzicht gegenüber dem Völkerringen zu tun. Sie war vielmehr von der Art, daß er innerlich jauchzte angesichts des wogenden Völkerkampfes. Der Genuß dieser Anschauung ist seine Kontemplation. Man hat übrigens doch auch zugeben müssen, daß Ranke sich von religiösen und politischen Impulsen und Interessen „beflügeln“ ließ. Aber man versicherte, daß er sich von ihnen „nur“ beflügeln ließ. Demgegenüber ist mit Recht die Frage gestellt worden: „was heißt dies ‚beflügeln‘? Darin liegt das Problem“¹⁾. Ranke ist nicht anders als ein anderer Mensch. In dem bekannten Hinweis auf seine Herkunft aus dem Zeitalter der „halkyonischen Stille“ steckt eine beträchtliche Übertreibung. Es lassen sich bei ihm ganz bestimmte religiöse und politische Ideale erkennen, von denen seine Geschichtschreibung nicht getrennt werden kann. So sehr wir die Aufstellung seiner methodischen Grundsätze²⁾ für die Gewinnung einer objektiven — leidlich objektiven — Geschichtsbetrachtung schätzen, so haben wir uns doch gegenwärtig zu halten, daß dies formale Methoden sind, die erst ein individueller, subjektiver Faktor in Bewegung setzt. Es trifft nicht Rankes Sinn, wenn von der Abneigung gegen energische politische Willensbetätigung aus „reine Kontemplation“ verlangt wird.

Es gibt schlechterdings keine rein kontemplative Wissenschaft³⁾. Die „reine Anschauung der geschichtlichen Dinge“, „die ‚lediglich‘ kontemplative Betrachtung“ ist nie ganz vorhanden⁴⁾. Im übrigen hat das, was die Forscher damit meinen, einen bei den einzelnen verschiedenen Charakter. Bei dem einen ist es die Müdigkeit des Historikers, der sich einer unglücklichen Politik und Wegführung angeschlossen hatte, der sich nicht aufrafft, seinen Irrtum zu verlassen, der sich enttäuscht von aktiven Gefühlen zurückzieht, der „Erlösung“ sucht und sich nach einem „stillen Ort“ sehnt⁵⁾, der sich noch etwa damit tröstet, daß es in der deutschen Geschichte ja stets bald gut bald schlecht in regelmäßiger Widerkehr gegangen sei, der darum in der Gegenwart auch keinen Anlaß zur Erregung sieht, der in diesem Sinn als Historiker „Kontemplation“ übt. Bei Ranke dagegen ist es der Genuß in der Anschauung der wogenden Bewegung der Völkerkämpfe, was ihm die

¹⁾ Tröltsch, Hist., S. 115. Dasselbst weitere Literatur. — Über die Unterschätzung des aktiven Elementes bei Ranke vgl. H. Z. 106, S. 525.

²⁾ S. oben S. 20.

³⁾ Tröltsch, Hist., S. 70.

⁴⁾ Tröltsch, S. 696. Polemik zwischen Tröltsch und Meinecke über die Frage der Kontemplation: Meinecke, E. Tröltsch und das Problem des Historismus, „Deutsche Nation“, März 1923.

⁵⁾ Tröltsch, S. 696 f.

Kontemplation bietet; gerade weil er mit seiner Feuerseele ganz bei den Dingen sein will, will er in der Kontemplation aufgehen. Vielleicht ist nicht bloß dies für ihn Kontemplation, aber jedenfalls sehr wesentlich dies. Die erstere Art der Kontemplation bedeutet ja aber nichts anderes als selbst eine bestimmte politische Tendenz. Man lese einmal eine zusammenfassende Schilderung eines größeren Zeitabschnittes aus solcher Feder: die politische Tendenz wird sichtbar sein; sie wird aber nicht der Art Ranke entsprechen. Und wir wollen auch die Frage aufwerfen: wohin könnte jener Historiker sich wenden, um den großen Kämpfen auszuweichen? Wo fände er einen „stillen Ort“? Sucht er Anfänge der neueren Geschichte auf und bevorzugt, um den Völkerkämpfen auszuweichen, die Geschichte der politischen Theorien, so stößt er auf Macchiavelli und wird damit vollends in den harten Kampf geführt. Die Geschichte ist eben überall Kampf, weil sie Leben ist, und deshalb kann historische Betrachtung nie müde Kontemplation sein.

Natürlich entspricht es durchaus unserem Sinn, uns zu Ranke zu bekennen. Wenn wir es aber tun, so wollen wir ihn auch vollständig erneuern, wie in den idealistischen und religiösen Grundlagen seiner Geschichtsauffassung¹⁾, so in gleicher Weise in der so viel umfochtenen Frage der Machtpolitik und des Primats der auswärtigen Politik, der Selbstbehauptung des Staates gegen ihn zersetzende Kräfte (gegenwärtig die sozialen Mächte, die Parlamentsherrschaft²⁾). Gerade hier aber stimmt ja Ranke mit den politischen Historikern, vor allem Droysen und Treitschke — was von deren Anklägern meistens übersehen wird — überein.

Aber unter denjenigen, die für Kontemplation, „reine Anschauung“, „reine Wissenschaft“ im Gegensatz gegen die „politischen Historiker“ eintreten, erscheinen auch nicht bloß Historiker, die sich müde vom Kampfplatz zurückhalten. Wir finden unter ihnen Kerkermeister: „Kontemplative“ haben „Schutzgesetze“ aufrichten helfen, mit denen die Verkündigung der Wahrheit, auch der historischen Wahrheit, gehindert wird. Wie so oft in der Geschichte, sind heute wieder mehrfach die, die am lautesten die Worte Wahrheit, reine Erkenntnis, Frieden, Versöhnung gebrauchen, Wortführer der Unterdrückung. Die Demagogenverfolgung hat sich in eigenartiger Weise erneuert.

Ein jüngerer Historiker hat kürzlich die Tatsache der weltanschaulichen Grundlagen der politischen Theorien ausgezeichnet aufgewiesen³⁾. Zur Bezeichnung der Stellung, die der Vertreter der Theorie zu den Dingen einnimmt, verwendet er leider den von Simmel gebrauchten Ausdruck „Attitüde“. Treitschke würde von sittlicher oder innerer Stellung oder Haltung sprechen. Der Unterschied des Ausdruckes ist hier wahrlich nichts Äußerliches. Der landfremde Mann, der von Ort zu Ort zieht, nimmt bald diese, bald jene

¹⁾ Tröltsch, Hist., S. 464.

²⁾ Ganz im Sinn von Ranke und Treitschke hierzu M. Spahn, DLZ. 1921, Nr. 48, Sp. 668 ff. — Wie deutsche Historiker durch den Italiener Croce in der Verteidigung Treitschkes beschämt werden (s. vorhin S. 132, Anm. 8), so werden sie auch in der energischen Wahrung der Machtpolitik durch die Schweizer beschämt, die in den von Öhler herausgegebenen „Schweizerischen Monatsheften“, einer der bedeutungsvollsten Zeitschriften der Gegenwart, das Wort ergreifen.

³⁾ P. R. Rohden, Die weltanschaulichen Grundlagen der politischen Theorien, in der Festschrift für Meinecke. Vgl. auch ebenda S. 342 ff.: A. v. Martin, Weltanschauliche Motive im altkonservativen Denken.

„Attitüde“ ein. H. Heine erschien bald mit dieser, bald mit jener „Attitüde“. Wir betonen dagegen, daß wir unsere Stellung zu den Dingen von der Gesamtheit unserer sittlichen Anschauungen aus nehmen und dem ganzen Ernst der Geschichte Rechnung zu tragen bestrebt sind. Wir legen damit einerseits das Bekenntnis ab, daß wir in unserem historischen Urteil von subjektiven Voraussetzungen abhängig sind, auf „reine Wissenschaft“ keinen Anspruch erheben können. Andererseits darf wohl der Ernst, mit dem wir der Sache gegenüber treten, der nicht bloß auf einer „Attitüde“ beruht, als eine Garantie dafür gelten, daß wir unser Urteil nicht leichtfertig fällen. Dieser Ernst hat den großen politischen Historikern nie gefehlt. Unser Schicksal, und auch das unserer Geschichtschreibung, ist daran geknüpft, daß wir zu den Dingen nicht eine Heinesche „Attitüde“, sondern eine uns ganz beanspruchende innere Haltung einnehmen.

Wir verweilen nicht bei den positiven Schöpfungen der historiographischen Opposition, von den ernsteren Darstellungen mit leichterer parteimäßiger Trübung, die sich namentlich in mehr oder weniger starker Belastung der Mächte des alten Reiches äußert¹⁾, bis zu den von amtlichen und parteimäßigen Empfehlungen begleiteten groben Entstellungen, wie sie uns in den Niederungen der historischen Literatur begegnen²⁾. Wie sehr stehen sie hinter den Werken der politischen Historiker zurück!

Im Anschluß an unseren Überblick über die Stellung der Gegenwart gegenüber den politischen Historikern sei ein Wort der spezifisch katholischen Geschichtschreibung der jüngsten Zeit gewidmet. Die Janssensche Art, „die Quellen reden zu lassen“³⁾, ist jetzt im allgemeinen fallen gelassen,

¹⁾ Vgl. oben S. 131, Anm. 2. Eiserne Blätter 1923, Nr. 35 und 40, S. 617 (Darstellung von G. Anschütz). Meine Schrift „Die parteiamtliche neue Geschichtsauffassung“ gilt zugleich auch der in der folgenden Anmerkung erwähnten Literatur.

²⁾ Über R. Reimann, Die politische Geschichte des Bürgertums seit 1815 (1921) vgl. die Kritik von H. Häring, Preuß. Jahrbücher 187, S. 80 ff. Dieses Buch ist von demselben Universitätslehrer in den Himmel erhoben und zur Verbreitung empfohlen worden, der von ihm gesteht, daß es wissenschaftlich minderwertig ist (s. darüber Grenzboten vom 11. März 1922). Stenographischer Bericht der hessischen Landtagsverhandlungen vom 16. Mai 1923, S. 1133 ff. Dem ebenso geschmacklosen wie sachlich unzulänglichen Buch von Wüssing, Gesch. des deutschen Volkes vom Ausgang des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, gibt Staatssekretär Becker die Empfehlung: „ein sehr wertvolles und brauchbares Volksbuch“, der Historiker W. Götz: „diese Arbeit . . . ganz hervorragend, . . . eine Geschichtsauffassung, die sich durchsetzen muß im Interesse der deutschen Zukunft, . . . ein geradezu ideales Erziehungsmittel“, der Philosoph Nelson: „eine sehr wertvolle Arbeit“. Die sozialistische „Volksmacht“ urteilt: gut zur Bearbeitung der „Bürgerlichen“; für die Sozialisten aber nur Vorarbeit. Auf welchem Niveau W. steht, zeigt sein Anspruch: H. v. Sybels Geschichte der französischen Revolution sei „materialistisch-intellektualistisch auf der Milieuthorie aufgebaut“. An S. Kaweraus „Synoptische Geschichtstabellen“, mit den gedruckten Empfehlungen, sei auch erinnert. Zur Kritik vgl. noch „Tradition“ vom 26. April 1919; F. Friedrich, Stoffe und Probleme des Geschichtsunterrichts, 2. Aufl., S. 23; Deutsche Rundschau 1923, Oktober, S. 205 f.; D. Schäfer, Nationale Erziehung Bd. 5, Nr. 1; H. Z. 102, S. 527 ff. (über H. Preuß), 125, S. 363; Theologische Literaturzeitung 1923, Nr. 15, Sp. 336 (über M. Rade); Eiserne Blätter, Jahrgg. III, Nr. 50, S. 797 ff., IV, Nr. 35, S. 535 ff. und Nr. 40, S. 617 ff. V, Nr. 12, S. 187 ff.; Deutschlands Erneuerung 1924, Januar, S. 17 ff.

³⁾ Vgl. oben S. 62.

und die methodische Einheit mit der übrigen Geschichtsforschung hergestellt. Beträchtliche Leistungen sind hier aufzuweisen. Nicht jedes Werk eines bewußt katholischen Historikers wird man als Produkt spezifisch katholischer Geschichtsforschung ansehen, sondern nur solche Arbeiten, die auf katholischen Antrieb zurückgehen oder in anderer Weise auf der Auseinandersetzung katholischer Auffassung mit einer anderen beruhen. Als Beispiel, wie ein kirchliches Motiv Arbeiten anregt, die dann den Verfasser in weiteren Studien auf ganz andere Gebiete führen, seien die großen Veröffentlichungen H. Finkes genannt. Eine bemerkenswerte Erscheinung bei den neueren spezifisch katholischen Kreisen der Geschichtswissenschaft ist eine überwiegend nationale Einstellung, die bei den einzelnen in verschiedenen Abstufungen und Schattierungen vorhanden ist, jedenfalls aber eine interessante Entwicklung bedeutet. Ohne den unberechenbaren subjektiven Faktor der Persönlichkeit ausschalten zu wollen, dürfen wir jene Tatsache wohl auch darauf zurückführen, daß die geschichtliche Vertiefung nicht, wie so oft behauptet wird, Quietismus erzeugt, sondern erhebend, aufbauend, schöpferisch wirkt. Die Stellung jener Kreise verdient, als Beitrag zur Geschichte der Wirkungen wissenschaftlicher Tätigkeit, besondere Beachtung im Gegensatz zu der überwiegenden Haltung der parteimäßigen Zentrums Presse.

Der Gegensatz zwischen großdeutscher und kleindeutscher Geschichtsauffassung wäre auch dann nicht erloschen, wenn die revolutionären Regierungen in Reichsdeutschland und Österreich nicht die Herstellung des Anschlusses versäumt hätten. Denn das geschichtliche Urteil wird nie durch den Erfolg allein bestimmt. Jetzt aber scheint sich, wenigstens in einem Teil der außerwissenschaftlichen historischen Literatur Österreichs, der Gegensatz zu verschärfen; es wird die Geschichte Preußens mit einer schroffen Feindschaft dargestellt, wie es in den letzten Jahrzehnten vor der Revolution wohl nicht mehr geschehen war. Doch darf diese Art nicht als die herrschende angesehen werden. Das Überwiegende ist, daß eine gesamtdeutsche Auffassung die alten Gegensätze mit geschichtlichem Verständnis beurteilt, bei erheblichen Unterschieden in dem Tadel einerseits der alten preußischen, anderseits der alten österreichischen Politik. Die bedeutendste Darstellung aus der jüngsten österreichischen Geschichtsliteratur besitzen wir in O. Redlichs Fortsetzung¹⁾ zu A. Hubers Österreichischer Geschichte. Keineswegs „kontemplativ“ in dem oben geschilderten Sinn, vielmehr durch bewußte Zurückhaltung die innere Bewegung, den starken inneren Anteil nur verhüllend, schildert er mit deutschem Ziel in wirkungsvoller Darstellung, welche Aufgaben das alte Österreich erfüllt hat und worin es zurückgeblieben ist. Als unentwegten Vertreter der österreichischen Staatsideen hat sich Friedjung wie in seinem politischen Leben, so in seinen historischen Werken erwiesen, bei ausgiebigem Verständnis für die reichsdeutsche Entwicklung. In seinen „Historischen Aufsätzen“²⁾ haben wir jetzt ein die Bedeutung eines geschichtlichen Dokuments in sich tragendes Bekenntnis des Verstorbenen. Die reichsdeutsche Geschichtsliteratur kann im Kern ihre alte Auffassung schlechterdings nicht verlassen, daß die von Bismarck vorgenommene Lösung der deutschen Frage die damals allein mögliche war. Die notwendigen Berich-

¹⁾ Vgl. dazu die Anzeige von H. v. Srbik in der H. Z. 127, S. 118 ff.

²⁾ Erschienen 1919. S. besonders S. VII ff. Vgl. dazu H. Z. 129, S. 96 ff. und (über Friedjungs Entwicklung) die oben S. 60 A. 2 erwähnte Literatur.

tigungen an älteren Übertreibungen in der Beurteilung der österreichischen Geschichte früherer Jahrhunderte waren, wie wir erwähnt haben¹⁾, längst schon vorgenommen worden. In der Ausgleichung von Unebenheiten ist man weiter fortgegangen. Vereinzelt stoßen wir auch auf verständnislose Beurteilung der Werke des preußischen Staates²⁾.

Wir haben vorhin von den Gefahren und Versuchungen gesprochen, die an die Geschichtschreibung herantreten, und von der Aufgabe, die gute Tradition zu wahren. Wenn wir über ihren gegenwärtigen Stand weiter Umschau halten, so fällt uns vor allem der Zusammenhang mit den Grundlagen ins Auge, die sie in den Tagen der Romantik erhielt. Unsere Schilderung der Entwicklung des 19. Jahrhunderts hat gezeigt, wie die Geschichtswissenschaft das von der Romantik Geschaffene weiter ausgebaut hat. Eine Zeitlang war die Romantik vergessen gewesen. Inzwischen ist sie zu bewußter Anerkennung gelangt. Es ließe sich eine Geschichte der Wiederanerkennung der Romantik schreiben. Diese Wiederanerkennung bedeutet zugleich einen erfreulichen Fortschritt in der wissenschaftlichen Erkenntnis und eine Bereicherung unserer allgemeinen Anschauungen³⁾. Es kann sich dabei nicht um eine einfache Wiederholung handeln. Eine solche wäre unmöglich, wie wir Historiker, die wir die Einmaligkeit der historischen Vorgänge betonen, gut wissen. Der Versuch einer irgendwie sklavischen Wiederholung eines alten Systems wäre aber auch nicht wünschenswert. Sie läge ferner gar nicht in der Entwicklungslinie der Romantik, da diese, wie wir gesehen haben⁴⁾, innerhalb ihres eigenen Kreises ihre Anschauungen selbst ergänzt, berichtigt, vervollkommen hat. Indessen die romantischen Gedanken sind so fruchtbar und treffen das Wesen der geschichtlichen Auffassung so sehr, daß die Geschichtswissenschaft dauernd auf ihrem Grund weiterarbeiten wird.

Das geschichtliche Bewußtsein als neue wichtige Instanz und die allgemeinen Kategorien, mit denen der Historiker arbeitet, sind von der Romantik begründet⁵⁾ und erweisen weiter ihre Kraft. Freilich stoßen sie gerade in der jüngsten Zeit auf starken Widerspruch. Historische Bildung — so sagt uns ein von den Naturwissenschaften kommender Philosoph (Driesch) — retardiere meistens den Fortschritt; aller wirkliche Fortschritt sei nicht historisch. Der alte Vorwurf von dem Quietismus der historischen Richtung erschallt lauter als jemals. Er hat heute einen neuen politischen Untergrund. Eben von hier aus erklärt sich die Gegnerschaft, die die Wiederanerkennung der Romantik in gewissen Kreisen findet: die Weigerung der historischen Oppositionsliteratur, die Verbindung mit den romantischen Gedanken her-

¹⁾ Vgl. oben S. 59. ²⁾ Vgl. z. B. S. 135, Anm. 2 (s. „Grenzboten“).

³⁾ Vgl. GW. I, S. 3. Einige Forscher haben sich die Erneuerung der Romantik, die Verwertung ihrer Gedanken zur besonderen Aufgabe gemacht. So O. Spann; vgl. z. B. seinen zusammenfassenden Aufsatz im „Deutschen Volkstum“ vom Mai 1923. Auch Forscher, deren Arbeiten ihren Schwerpunkt nicht gerade hier haben, erheben eine entsprechende Forderung. So erklärt Spranger, Bildungswert der Heimatkunde, S. 29, die Wiedereroberung der teilweise verlorenen Wahrheiten unserer klassisch-romantischen Zeit für notwendig und verlangt (S. 30) die Entbindung der Kraft des organischen Denkens.

⁴⁾ S. GW. II, S. 179 f. Vgl. auch GW. I, S. 26. Schon H. Leo dramatisiert, wie wir erwähnt haben, im Verhältnis zu Savigny die Entwicklung.

⁵⁾ Vgl. oben S. 6 f.. Tröltzsch, Hist., S. 528, Anm. 281 und S. 670 f.

zustellen und zu verwerten. Aber gerade heute zeigt sich, daß die aufbauende Kraft von der geschichtlichen Auffassung getragen wird. Der Glaube an die Väter, das Erbe der Ahnen sind unentbehrliche Stützen unseres öffentlichen Lebens. Das nationale Gefühl, ausgeprägt zuerst in der alten romantischen Bewegung und heute mehr als je uns vonnöten, „ist keinem Volk beschieden, das von seiner Vergangenheit nichts wissen will“ (G. Roethe).

Der nationale Gedanke als politisches Prinzip, für das staatliche Leben im Innern wie für die Abwehr und die Selbständigkeit nach außen, war eine der Gestalten, in denen der romantische Volksgeistbegriff praktisch hervorgetreten ist. Dieser Begriff ist und wird viel angegriffen und erweist doch immer wieder seine Fruchtbarkeit¹⁾. Zum mindesten behält er seine gewaltige Bedeutung damit, daß das einzelne in seiner Bedingtheit durch allgemeine Mächte in antirationalistischem Sinn erkannt wird.

Und auch die weitere romantische Voraussetzung bestätigt sich, daß sich eine Geschichte des Geistes eines Volkes erkennen und schreiben läßt²⁾. Es besteht die organische Einheit der nationalen Geschichte: ein sinnvoller, lückenloser, undurchbrechlicher Ablauf. Bei der Übernahme fremden Gutes erhebt sich stets die entscheidende Frage, ob die Entwicklung des Übernehmenden historisch noch nicht so weit gediehen ist, daß eine Übernahme in Betracht kommen kann, oder schon darüber hinaus gelangt ist.

Im Grund liegt auch die Anschauung, daß die historische Entwicklung als die Entfaltung des objektiven Geistes aufzufassen sei³⁾, auf der Linie des romantischen Gedankens von dem Volksgeist als dem Quell der Kulturentwicklung. Denn auf der einen Seite war für die Romantiker die Volksgemeinschaft nicht die einzige Macht allgemeiner Natur, durch die der einzelne bestimmt werde; eine analoge Wirkung schrieben sie jeder Gemeinschaft zu. Auf der anderen Seite ist der objektive Geist, unter welchem Bild wir das Verhältnis zwischen dem einzelnen und dem allgemeinen anschauen, keineswegs nur der Weltgeist, sondern er gliedert sich in die Beziehungen zahlloser Gemeinschaften. Unter ihnen aber sind Volk und Staat überall in maßgebender Bedeutung erkennbar und von der Forschung erkannt worden. Wenn das, was in der Geschichte geschieht, als ein Produkt aus dem objektiven Geist und der besonderen Betätigung seiner einzelnen Träger, der objektive Geist oder der Geschichtsinhalt als das Erbe der Menschheit gedeutet

¹⁾ Die Lehre vom Volksgeist in ihrer Berechtigung und ihrer notwendigen Fortbildung stellt Meinecke, *Germanischer und romanischer Geist*, in: *Preußen und Deutschland*, S. 100 ff., dar.

²⁾ Vgl. Gustav Becking, *Das Problem der nationalen Musikgeschichte*, „*Logos*“ 12 (1923), S. 281 ff. Ed. Wechßler, *die Auseinandersetzung des deutschen Geistes mit der französischen Aufklärung*, *Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft* I, S. 618 ff. — Dehio hat in seinen „*Kunsthistorischen Aufsätzen*“ gegen die aus politischen Gründen neuerdings vertretene Theorie von der nationalen Mischkultur (Elsaß!) Verwahrung eingelegt. Über die entsprechende offiziöse belgische Legende von einer in frühe Zeiten zurückreichenden spezifisch belgischen Kultur s. kritisch meine „*Kriegs- und Friedensfragen*“ (1917), S. 71 ff.: „Gibt es eine belgische Nationalität?“ Gegen die Theorie von der Mischkultur: D. Schäfer, *Deutsche Geschichte*, 7. Aufl. I, S. 431.

³⁾ R. Seeberg, *Vom Sinn der Weltgeschichte*, in: „*Geschichte, Krieg und Seele*“, S. 1 ff. Freyer, *Theorie des objektiven Geistes* (1922). Kern. H. Z. 112, S. 641 f.

wird¹⁾, wenn man uns schildert, wie der subjektive Geist durch die Gestalten der Objektivierung in Höhen gerissen und in Tiefen geführt werden kann, die im Bereich seiner selbständigen Erlebnisfähigkeit nicht liegen würden, wie die Geschichte nicht nur der Weg des Menschen zu sich selbst, sondern zugleich des Menschen zu etwas ist, das mehr ist als er selbst, wie der objektive Geist vorgetane Arbeit, aufgestapelte Ernte, gebahnter Weg ist²⁾, so handelt es sich um Vorstellungen, die dem, der von dem romantischen Volksgeistbegriff ausgeht, naheliegen. Und wenn bei diesem der Streit darüber heftig hin und her gegangen ist, in welchem Maß wir uns das Individuum als selbsttätig gegenüber dem Volksgeist zu denken haben, so wird entsprechend bei der Beschreibung des objektiven Geistes die Frage aufgeworfen³⁾, ob das Objektive das Individuum ergreift oder ob dieses der gegenständlichen Welt nicht erst den eigentlichen Stempel aufdrückt, ohne den die Wertgesetzmäßigkeiten bei aller Geltung leer und tot sind, ob die Gehalte der großen Schöpfungen wie Sterne am Himmel stehen, um unberührbar entdeckt zu werden, oder ob sie geschaffen werden, ob schließlich das System der Kulturwerte aus der Vernunft oder aus der Tatsache der produktiven Lebendigkeit des menschlichen Geistes abzuleiten ist.

Diese alte Streitfrage nach dem Verhältnis des Individuums zur Gemeinschaft scheint neuerdings sehr gegen den romantischen Sinn entschieden worden zu sein, wenn für die Erklärung der Entstehung des Nibelungenliedes die Sammel- oder Teilliederlehre, die Entstehung des Epos als eines Massenproduktes schroff und mit Recht abgelehnt wird⁴⁾. Allein wir erinnern uns, daß die Romantik diese Lehre nicht einheitlich vertreten hat, daß vielmehr neben J. Grimm A. W. Schlegel mit seiner Ansicht von einem Dichter des Epos steht, daß also von Haus aus beide Richtungen in der Romantik vertreten waren⁵⁾. Ferner bleibt ein dauerndes Verdienst von ihr die Erkenntnis von dem Zusammenhang der Dichtung mit Volksüberlieferung und Volksart, wie er ja gerade im Nibelungenlied sich so anschaulich kundgibt. Wenn es in der Literaturgeschichte gewiß darauf ankommt, die Absichten der erfindenden Dichter nachzuleben, und wenn wir diese Aufgabe heute stärker betonen, als es der alten Romantik im allgemeinen entspricht, so ist es doch gleichfalls unsere — von der Romantik zuerst festgestellte — Aufgabe, den Grund nach allen in Betracht kommenden Beziehungen zu ermitteln, auf dem sich die Dichtung erhebt. Die Aufsuchung des Stammbaumes des Nibelungenliedes, die Beobachtung von der mehrfachen Bearbeitung eines uralten Stoffes, welche Arbeit die neuere Forschung fortgesetzt hat, geht denn auch auf Joh. v. Müller und Schlegel zurück. Über-

¹⁾ So Seeberg.

²⁾ So Freyer, welcher übrigens selbst den Zusammenhang seiner Theorie des objektiven Geistes mit der Romantik hervorhebt (S. 4).

³⁾ Vgl. Rothackers Anzeige von Freyers Schrift in der Vjschr. f. Soz.- u. WG. 17, S. 233 ff. — Spranger, Logos, Bd. 12, S. 192, beanstandet, daß Freyer nicht genug scheidet zwischen dem objektiven Geist 1. als historisch geformtem Sinn, 2. als kollektiv bedingtem Sinn, 3. als kritisch zeitlosem Sinn. Spranger, Lebensformen, 3. Aufl., S. 14, spricht seinerseits von „den im historischen Leben entstandenen Verwirklichungen, die in Sinn und Geltung über das individuelle Leben hinausgreifen“, als „dem Geist, dem geistigen Leben oder der objektiven Kultur“.

⁴⁾ A. Heusler, Nibelungensage und Nibelungenlied, S. 175.

⁵⁾ S. oben S. 9.

dies ist das Nachleben der Vergangenheit romantische Errungenschaft. Wenn man sodann Grimms Anschauung von der Entstehung des Nibelungenliedes als noch nicht recht greifbar bezeichnet, so dürfte die zartere Andeutung bei ihm den Vorzug verdienen vor der Greifbarkeit Scherers mit seiner positivistischen Zuspitzung der romantischen Vorstellung. Dessen Verdienst dürfte nur sein, damit die Erkenntnis des Irrtums erleichtert zu haben. Dankbar wollen wir der neueren Forschung für die genauere Begriffsbestimmung sein, mit der sie für die Entstehung des Nibelungenliedes feststellt, daß das Volk nicht in der breiten Masse, nicht in dem vulgus in populo gesucht zu werden braucht¹⁾, daß vielmehr Volk und Volksgedanke auch durch eine Gruppe des Volkes rein dargestellt werden können, eine Feststellung, die entsprechend an vielen Stellen von der neueren Geschichtsforschung gemacht worden ist.

Es bleibt immerhin anzuerkennen, daß seit den Tagen der Romantik von der Geschichtsforschung, und zwar von der besten die Aktivität der einzelnen Persönlichkeit mehr herausgehoben worden ist. Zwar zählt ja das echte Verständnis der Persönlichkeit, des Individuums, der Totalität zu dem alten romantischen Erwerb²⁾. Und andererseits hat, eben seit den Tagen der Romantik, kein Verständiger mehr die einzelne Persönlichkeit losgelöst von der Gemeinschaft zu schildern unternommen; auch Carlyle, mit seiner Heldenverehrung, keineswegs³⁾. Dennoch läßt sich innerhalb dieses Rahmens eine Steigerung in der Wertschätzung der einzelnen Persönlichkeit beobachten. Die Frage, ob der Volksgeist und überhaupt die Gemeinschaft oder die einzelne Persönlichkeit das Fruchtbarere sei, wird zu deren Gunsten entschieden. Man darf einen Zeitabschnitt für diese Auffassung abgrenzen, in dem wieder Treitschke im Vordergrund steht⁴⁾. In der jüngsten Zeit wird mit besonderer Energie hervorgehoben, daß die großen Männer mindestens ebensoviel bedeuten wie die anderen geschichtlichen Faktoren, daß sie es sind, die die Nation fortbilden, daß die große Persönlichkeit immer von neuem wirksam ist⁵⁾, daß der Fortschritt der Entwicklung durch sie erzeugt wird⁶⁾. Wenn die Form der Biographie neuerdings, wie wir früher erwähnten, sich der Beliebtheit erfreut, so spielt jener Gesichtspunkt damit auch mit; zugleich dürfen wir darin einen teils bewußten, teils unbewußten Protest gegen die massenpsychologischen Theorien sehen, die freilich in unseren Tagen auch eine starke Vertretung finden, wiewohl überwiegend nur in den Niederungen der historischen Literatur. Eine besondere Spitze hat jene unsere Auffassung gegen jede naturgesetzliche Entwicklungserklärung. Das „Senkblei der Entwicklung reicht nicht tief genug, um den Strom geschichtlichen Lebens auszumessen und seine Quellen zu ergründen.... Die Taten des Genies, des Charakters, des Helden, des Märtyrers sind keine Entwicklungen, und doch — wie viel verdankt die Menschheit solchen Taten, und was wäre die Geschichte ohne sie!... Gewiß kann eine solche Tat der Aus-

¹⁾ Heusler, S. 229. ²⁾ S. oben S. 9 und GW. II, S. 217.

³⁾ Vgl. darüber meine „Soziologie als Lehrfach“.

⁴⁾ Rothacker, Einleitung, S. 184.

⁵⁾ Vgl. z. B. Karl Müller, Die großen Gedanken der Reformation, S. 3, 16, 20.

⁶⁾ Seeberg a. a. O.: Die Lösung der Spannung solcher Zeiten, in denen der objektive Geist den Eingang zu den Einzelgeistern nicht mehr findet, wird in der Regel von dem Genie des großen Mannes gefunden.

gangspunkt einer neuen Reihe von Entwicklungen werden; aber sie selbst will nicht als Entwicklung, sondern als geistiges Schaffen, als Schöpfung gewertet werden¹⁾. Von der Wertschätzung der Persönlichkeit, ihrer Fruchtbarkeit, ihrer Selbständigkeit aus lehnt die Geschichtsforschung auch die zu weit gehenden Übertragungs- und Entlehnungshypothesen ab. So wenig die entsprechenden Forschungen unterschätzt werden sollen, so hat sich doch die Geschichtswissenschaft im engeren Sinn nie in dem Maß festgefahren, wie es vielfach innerhalb der Literargeschichte der Fall gewesen ist.

Nochmals aber müssen wir daran erinnern, daß jene stärkere Würdigung der Persönlichkeit keinen Bruch mit den alten romantischen Anschauungen bedeutet. Der Name Treitschkes bürgt schon dafür, daß neben der Einzelpersönlichkeit und in ihr auch Nation und Stamm als geschichtsbildende Faktoren zur Geltung kommen, wie umgekehrt das Verständnis für das Genie altromantisch ist²⁾.

Das Verhältnis zwischen dem Einzelnen und der Gemeinschaft, das uns oft wie ein starres Gegenüber geschildert worden ist, wobei auch die Beziehungen zwischen den großen und den kleinen Persönlichkeiten dunkel blieben, wird heute einleuchtender aufgeklärt, indem man die Gradunterschiede anschaulich macht. An dem praktischen Beispiel der Sprache legt uns ein Vertreter der Theorie vom objektiven Geist dar³⁾, wie das ganze eigengesetzliche Gefüge des sprachlichen Zusammenhanges der objektive Geist ist, den wir als Erbe vorfinden und teils spielend, teils in bewußter Arbeit uns aneignen; wie wir in diesem Aneignungsprozeß keineswegs rein aufnehmend sind, unser Aufnehmen vielmehr bereits ein Nachbilden ist; wie wir geradezu erneuern, nur mit der ungeheuren Erleichterung, die wir dem aufgespeicherten Geist verdanken; wie das lebendige Wachstum der Sprache als objektiv-geistiger Form auf dieser latenten Aktivität des Sprechenden beruht; wie die neue Prägung, die ein sprachgewaltiger Geist einem neuen Wort mit sicherem Griff gibt, ein klarer Akt des Schaffens ist, der objektiven Geist hervorbringt; wie aber kein prinzipieller, sondern nur ein gradueller Unterschied dies Phänomen von dem alltäglichen Geschwätz des letzten Sprachgenossen trennt, der um den Bruchteil einer Nuance auch die Sprache bereichert oder verarmt. Eben dieses umfassende Wechselspiel der gegenseitigen Belebung zwischen der Gemeinschaft oder dem Allgemeinen und dem Einzelnen macht uns die geschichtliche Entwicklung verständlich.

Die romantische Lehre vom Volksgeist, die, wie wir sahen, mit der Theorie vom objektiven Geist wesentlich übereinstimmt, hat ferner die Art der geschichtlichen Entwicklung dadurch beträchtlich aufgeklärt, daß sie, wovon wir wiederholt sprachen, das Moment des Unbewußten und Irrationalen hervorhebt. Hier gedenken wir des Umstandes, daß die Ideen und Institutionen ein eigenes Leben gewinnen neben ihren Urhebern und über deren Absichten hinaus, daß das, was inkonsequent war, von dem Gesamtgeist zurechtgezogen wird⁴⁾, daß unendlich oft der Einzelne nicht oder nur

¹⁾ O. Kirn, Göttliche Offenbarung und geschichtl. Entwicklung (1907), S. 21.

²⁾ Vgl. P. Hauck, Grenzboten vom Juli 1912, S. 115: „Die alte Theorie der deutschen Romantik über Wert und Recht des Genies lebte neu auf und verknüpfte nach langer Unterbrechung das Ende des 19. Jahrhunderts mit seinem Anfang.“

³⁾ Freyer a. a. O. ⁴⁾ R. Seeberg a. a. O.

wenig ahnt, wie sehr er im Zusammenhang der Dinge steht¹⁾. Im Lauf des 19. Jahrhunderts und bis zum heutigen Tag hat man die romantische Auffassung widerlegen zu können gemeint, indem man die große Bedeutung des Bewußten, etwa in der Fortbildung der Rechtsbildung die Bedeutung der bewußten Gesetzgebung betonte. Demgegenüber haben wir auf das tatsächlich Unbewußte in dem scheinbar Bewußten, auf die Abhängigkeit von Mächten, deren der Kämpfer sich nicht bewußt ist, hinzuweisen: kein Gesetzgeber gibt sich Rechenschaft von dem Maß seiner Abhängigkeit von seinem Volkstum und andern Kräften.

Natürlich hat der Historiker häufig zwischen den verschiedenen Mächten des Unbewußten zu unterscheiden, sie gegeneinander abzuschätzen. Wenn die Kunstgeschichte überall erkennen läßt, daß der Künstler sich niemals von den Gesetzen lösen kann, die sein eigenes Wesen und die ihn umgebende Wirklichkeit beherrschen, so fragt es sich, welche von diesen Gesetzen wir als die stärkere Kraft ansehen. Eine neuere Theorie Wölfflins besagt, daß die Entfaltung der bildenden Künste immanent sei, daß das künstlerische Leben seine eigenen Gesetze und seine eigene geschlossene Entwicklung in dem Sinn habe, daß den außerkünstlerischen Faktoren — den nationalen, religiösen, politischen, wirtschaftlichen, allgemein geistigen — für jene Entwicklung nur eine untergeordnete, jedenfalls nur mittelbare Bedeutung zukomme²⁾. Wir werden gegen diese Theorie im Anschluß an die romantische Auffassung den allgemeineschichtlichen Zusammenhang doch stärker betonen und in diesem Rahmen auch den Einfluß des Volksgeistes, im engeren Sinn. So mannigfache Faktoren den Künstler und sein Werk bestimmen, Dehios Kunstgeschichte, die wahrlich keiner einseitigen Deutung huldigt, lehrt uns das nationale Moment nicht zu unterschätzen. Mit erfreulicher Klarheit nimmt in jenem kunstwissenschaftlichen Streit ein neuerer Kunsthistoriker unter Wahrung der romantischen Auffassung Stellung: „Wölfflins begrifflich scharfer Verstand arbeitet durchaus naturwissenschaftlich: er geht auf letzte, einfache Glieder aus, die sich möglichst quantitativ bestimmen lassen. Das Komplexe aber, das durch seine Qualität Unmeßbare und Unwägbare, sucht dieser naturwissenschaftliche Psychologe zu vermeiden, und gerade dieses macht den Wesensinhalt aller Geistesgeschichte aus. Darum schneidet er alle „Verbindungen“, die den kunstgeschichtlichen Gegenstand in zeitlicher Perspektive mit anderen verknüpfen, alle „Beziehungen“ und „Zusammenhänge“ mit anderen Kultur- und Geistesstatsachen der Umwelt in hartem Rationalismus entzwei“³⁾.

¹⁾ Über die Erkenntnis von der Irrationalität des Historischen und den irrationalen Grundlagen der Wertbildung vgl. auch Vierkandt, Stetigkeit im Kulturwandel, S. 3, 84, 142.

²⁾ Vgl. hierzu R. Kautzsch, Der Begriff der Entwicklung in der Kunstgeschichte (1917).

³⁾ F. Höber, Repertor. f. Kunstwissensch. 41, 188 f. Vgl. ebenda S. 188: „Solche Prinzipien wie die der Abwechslung oder der Ermüdung sind . . . zu mechanisch, als daß sie in der Geistesgeschichte wirklich einen fördernden Motor bedeuten könnten. Zudem ist das Formalprinzip der Ermüdung lediglich ein Negatives, den alten Inhalt Verneinendes, ohne etwas über die neu einzuschlagende Richtung und den zu schaffenden neuen Geistesinhalt auszusagen.“ Über Wölfflins Standpunkt s. ausführlicher Rothacker ebenda, S. 168 ff. und Kautzsch a. a. O.

Es sind die von der Romantik zur Verfügung gestellten Mittel, um die Vergangenheit und ihre Bildungen zu verstehen¹⁾, über die wir zuletzt gesprochen haben. Es gehört zu den in den letzten Jahrzehnten erreichten Fortschritten der historischen Erkenntnistheorie, daß das historische Verstehen in scharfem Gegensatz gegen die naturwissenschaftliche Erklärung betont wird, von der Überzeugung aus, daß wir zu einer vollständigen, zumal naturwissenschaftlichen Erklärung einer historischen Erscheinung nie gelangen werden, so sehr es im übrigen unsere Aufgabe bleibt, auch mit dem Erklärungsversuch es ernst zu nehmen, schon weil wir auf diesem Weg, durch die Feststellung der Nichterklärbarkeit, erfahren, wie schöpferisch die historischen Bildungen sind. Unser historisches Verstehen steht im Gegensatz zur naturwissenschaftlichen Erklärung und zur naturwissenschaftlichen Regelbildung. Die Feststellung gesetzmäßiger Zusammenhänge von Ursache und Wirkung wird dem Historiker auf seinem Gebiet nie gelingen. Sie kann aber auch nicht sein Ziel sein. Überall stößt er auf die Einmaligkeit historischen Geschehens, und überall begegnet ihm die Unerklärlichkeit der individuellen Totalität. „Die hohe Begabung, die gewaltige sittliche und religiöse Energie, die in jemand lebt, sind Geheimnisse seiner Individualität“²⁾.

„Die Idee der unnachahmlichen, eigenartigen, nach eigenstem organischen Lebensgesetz sich entwickelnden Individualität ist mit den Mitteln des logischen Denkens, geschweige denn des Kausalgesetzes, allein nicht zu begreifen, sondern will mit der Totalität aller geistigen Kräfte aufgefaßt, angeschaut und erlebt oder nacherlebt sein.“ „Der Positivismus nimmt der Mannigfaltigkeit der Welt die Tiefe durch die Vorstellung, daß alles anscheinend Individuelle nur Schnittpunkt verschiedener Kausalreihen sei.“ „Er hält Metaphysik für unwissenschaftlich; aber seine eigenen Voraussetzungen sind ungewollte und unbewußte Metaphysik. . . . Die unbefangene Beobachtung der individuellen Lebensseinheiten und die Einsicht, daß sie durch kausale Denkmittel nicht zu begreifen sind, zwingt den individualisierenden Historismus zur Annahme metaphysischer Hintergründe. Und er glaubt mit diesem Verfahren wissenschaftlicher vorzugehen als seine positivistischen Gegner“³⁾.

Freilich bemüht sich die naturwissenschaftliche Auffassung auch in der jüngsten Zeit wieder, die Geschichte sich zu unterwerfen. Ein Versuch dieser Art wird mit besonderem Eifer in der Form der Soziologie gemacht.

Wir haben schon wiederholt bemerkt, daß die deutsche Wissenschaft, vor allem die romantische, sich von jeher die Aufhellung der menschlichen Gemeinschaftsbeziehungen, mit der sich die Soziologen beschäftigen, zur Aufgabe gesetzt hat. Was unter der Firma der Soziologie geht, ist, wie wir wissen, nur Fortsetzung und vielfach Vergrößerung der Arbeit der Romantik⁴⁾. Wenn es z. B. als Aufgabe der soziologischen Staatsrechtslehre bezeichnet wird, den tieferen Zusammenhängen der Staatsverfassung mit allen übrigen Erscheinungen menschlicher Vergesellschaftung nachzuforschen, vom religiösen Moment bis zum wirtschaftlichen und bis zu den vererblichen Rasseigenschaften, so hat die romantische Wissenschaft, die die einzelnen Kulturerscheinungen als Äußerungen des gleichen Volksgeistes ansah und so

¹⁾ Vgl. oben S. 6 ff. und 48.

²⁾ Ed. Meyer, Ursprung und Anfänge des Christentums III, S. 315.

³⁾ Meinecke, E. Tröltzsch und der Historismus, „Deutsche Nation“, März 1923.

⁴⁾ GW. II, S. 173, 177, 187 (Wesen der Soziologie).

stets den Zusammenhang der ersteren untereinander betonte, entsprechende Aufgaben sich von jeher gestellt. Insbesondere auch die geschichtliche Rechtswissenschaft ist immer von dem Bewußtsein des Zusammenhanges der verschiedenen Seiten der Kultur erfüllt gewesen. R. Sohm¹⁾ hat den ihm gemachten Vorwurf der Begriffsjurisprudenz mit folgenden Sätzen erwidert: „Niemand leitet sachlich die Rechtssätze aus Begriffen ab. Wir stehen alle auf dem Boden der geschichtlichen Rechtswissenschaft. Uns allen sind die Rechtssätze Erzeugnisse geschichtlicher Tatsachen, praktischer Bedürfnisse. Die Auslegung der Rechtssätze hat nach Maßgabe des ‚Zweckmomentes‘, d. h. der ihnen zugrunde liegenden ‚praktischen Idee‘ zu erfolgen. Es entscheidet also die ‚Interessenabwägung‘ über den Inhalt der Rechtssätze: Die begriffsentwickelnde Art ist nur die wissenschaftliche ‚Form der Darstellung‘. Sie soll den Inhalt der Rechtssätze nicht bestimmen, sondern nur ihn begreifen, geistig beherrschen helfen. . . . Überall ist von den praktischen Verhältnissen die Rede, denen die Rechtseinrichtungen ihren Ursprung verdanken. Nur daß diese praktischen Gesichtspunkte bloß den Untergrund der Darstellung, nicht die systematisch führenden Gedanken darstellen.“ Sohm stellt hier fest, daß eine angeblich neue Errungenschaft alter Besitz der geschichtlichen Rechtswissenschaft ist. Wir historisch gerichteten Forscher berücksichtigen ja sämtlich soziologische Gesichtspunkte. Moderne ‚Soziologen‘ haben mich in den Bann getan, weil ich mich über ihren Betrieb kritisch geäußert habe. Wenn ihnen wirklich an der rechten Würdigung der Personen, durch welche soziologische Erkenntnis gefördert worden ist, gelegen wäre, so müßten sie meine Ernennung zum Ehrenmitglied der Gesellschaft für Soziologie veranlassen. Denn abgesehen von jener meiner Kritik, die nicht abgelehnt werden kann, habe ich die soziologische Erkenntnis vor allem durch meine Arbeiten über die Entwicklung der ständischen Verhältnisse gefördert, und zwar mehr als irgendeiner derjenigen, die sich als „Soziologen“ bezeichnen, mehr wohl auch als alle zusammen. Ich mache mich mit diesem Anspruch keiner Überhebung schuldig, da ich jene Auszeichnung nicht bloß für mich persönlich, sondern für eine Gruppe von Forschern verlange, so für den Rechtshistoriker R. Hübner, der nichts sein will als ein regelrechter Rechtshistoriker, der sich nie auch nur im Vorbeigehen einmal als Soziologen zu titulieren die Eitelkeit gehabt, der aber nach dem Urteil eines der Soziologie keineswegs feindlichen namhaften Juristen²⁾ mit seiner Darstellung des Deutschen Privatrechts eine soziologische Musterarbeit geliefert hat.

Wir untersuchen nicht, ob nur Unkenntnis vorliegt, wenn die Tatsache außer acht gelassen wird, daß soziologische Studien mindestens seit den Tagen der Romantik stets betrieben worden sind; oder ob etwa auch an bewußte Ignorierung gedacht werden müsse. Sprechen wir lediglich von Unkenntnis, und stellen wir deren schädliche Wirkung fest, die sich in der Störung der literargeschichtlichen Forschung, in der Verhinderung der Ver-

¹⁾ Juristische Literaturzeitung 15, Sp. 114 ff. Ich prüfe hier nicht die Frage, ob Sohm der Vorwurf der Begriffsjurisprudenz an sich gemacht werden darf. Nur nebenbei sei bemerkt, daß manches, was bei ihm so erscheint, künstlerischem Bedürfnis, seinem Formsinn entspricht (vgl. ebenda 14, Sp. 1459). Er ist auch als Stilist zu würdigen.

²⁾ Wüstendörfer, Archiv für öffentliches Recht 34, S. 417 und 429 f.

wertung des empirischen Stoffes, den die ältere Literatur zur Verfügung stellt, endlich in der Unsachlichkeit der Besetzung von Lehrstellen seit der Revolution äußert: das Ministerium Ad. Hoffmann-Hänisch-Becker hat den Grundsatz der Begünstigung von Autoren soziologischer Frisur aufgestellt und damit die richtigen Gesichtspunkte verschoben. Es ist erstaunlich, wie selbst Soziologen, denen man Gelehrsamkeit nicht absprechen darf, gegen den Nachweis ihrer Herkunft wehren, gegen den Nachweis, daß in ihren Anschauungen altes romantisches Gut steckt¹⁾. Einen Blick in einen wahren Abgrund aber eröffnet es, wenn neuerdings der Nachfolger Schmollers auf dessen Berliner Lehrstuhl²⁾ uns mit der Entdeckung überraschen zu müssen glaubt, daß „Schmoller einer der größten Soziologen ist, die es gibt“, und nicht die allergeringste Kenntnis davon bekundet, daß Schmoller einfach als Mitglied der historischen Schule der Nationalökonomie soziologisch denkt, als solches soziologische Gesichtspunkte verfolgen mußte: er wird uns lediglich als Parallelerscheinung zu Comte, Spencer usw. vorgeführt³⁾.

Wenn die Soziologen uns mit der Untersuchung der menschlichen Gemeinschaftsbeziehungen, mit der Anschauung, daß Wirtschaft, Technik, Sitte usw. auf das Recht einwirken und daß entsprechende Einwirkungen umgekehrt stattfinden, nichts Neues bringen, so weicht ihre Mehrzahl freilich insofern von unserer Auffassung ab, als sie die soziologischen Erscheinungen naturalistisch erklären, ein naturwissenschaftliches System der Soziologie ausbilden wollen. Hierzu wäre von vornherein zu bemerken, daß bei solchem Unterfangen von einer Eroberung der Geschichte durch Soziologie unbedingt nicht die Rede sein könnte⁴⁾. Die Soziologie kann die Geschichte nicht verdrängen, weil diese auf das Einzigartige, das einzelne Zukunftsreiche, das Schöpferische ausgeht, ein soziologisches System jener Art dagegen auf die Ermittlung von Regeln und Gesetzen⁵⁾. Die Hauptsache bleibt unerledigt, wenn man die Geschichte naturwissenschaftlich behandelt.

Ebenso wie die Ansicht, daß die Soziologie irgendwie die Geschichtswissenschaft ersetzen könnte⁶⁾, lehnen wir die Konstruktion der Soziologie

¹⁾ Über Tönnies s. meine oben S. 66 Anm. 1 erwähnten Arbeiten und Schmollers Jahrbuch 38, S. 1249 ff. (hier auch über romantische Gedanken vor Tönnies). GW. I, S. 2.

²⁾ H. Herkner, G. Schmoller als Soziolog, Jahrbücher für Nationalökonomie 118, S. 1 ff. Betäubend ist es, daß Tröltzsch (Hist., S. 177) auf die gleiche Unkenntnis hineingefallen ist. Immerhin bestand für Herkner als Nationalökonom und Nachfolger Schmollers doch die stärkere Pflicht, die Wahrheit zu erkennen.

³⁾ Vgl. GW. II, S. 196. Ich habe selbst ausführlicher als irgendein anderer nachgewiesen, daß Schmoller mit den Anschauungen der historischen Schule der Nationalökonomie solche von Comte, Spencer und anderen Positivisten verbindet. Aber darüber darf man doch nicht übersehen, daß er in erster Linie von der historischen Schule stammt und auch stammen wollte. Seine starke Abhängigkeit von B. Hildebrand (vgl. Ztschr. f. Sozialwissenschaft 1904 und Vjschr. f. Soz.- u. WG. 1907, S. 498, Anm. 1) hätte Herkner von seinem Irrtum fernhalten sollen.

⁴⁾ Wie sehr die Soziologie im Ruf der naturwissenschaftlichen Konstruktion steht, zeigt der Umstand, daß Rümelin, R. v. Jhering, S. 71, von dem „schillernden Ausdruck“ Soziologie folgende Definition gibt: „alle die Richtungen, die eine Beobachtung des kausalen Geschehens erfordern“.

⁵⁾ W. Köhler, Schmollers Jahrbuch 1914, S. 942.

⁶⁾ A. Walther, DLZ. 1922, Sp. 782 rechnet, unter Polemik gegen Rickert, die „Geschichtserzählung“ nicht als Wissenschaft.

als einer besonderen Wissenschaft ab. Man kann nur von einem soziologischen Verfahren, einer soziologischen Methode, die alle kultur- oder geisteswissenschaftlichen Disziplinen anwenden, sprechen. Weil alle sich dieser Methode bedienen, kann sie keine besondere Wissenschaft darstellen. Einen anderen, für sich allein schon ausschlaggebenden Grund gegen eine allgemeine Gesellschaftswissenschaft hat bereits Treitschke geltend gemacht: die Gesellschaftswissenschaft ist nichts einheitliches, keine Totalwissenschaft; „eine allgemeine Gesellschaftslehre könnte nichts anderes sein als ein Nebeneinanderstellen der sozialen Kreise“¹⁾. Wie ferner Ranke nie der Gedanke gekommen ist, daß seine Methode einer universalen Betrachtung der geschichtlichen Vorgänge eine besondere Wissenschaft begründen könne, so kann auch das Verfahren, sie auf die Gemeinschaftsverhältnisse hin anzusehen, keine besondere Wissenschaft begründen²⁾. Übrigens ist Rankes Methode auch schon soziologische Methode.

Für manche Forscher ist Soziologie wesentlich oder zum Teil Wissenschaftslehre. Allein diese bleibt Aufgabe der Philosophie. Wenn die Teilnahme der Fachwissenschaftler an ihr durchaus begrüßt werden soll — im Interesse der Philosophie ebenso wie der Einzelwissenschaften —, so bleibt eine solche doch philosophische Arbeit, Arbeit auf dem Grenzgebiet, das Philosophen und Fachwissenschaftler gleichmäßig bearbeiten. Es entsteht damit aber keine neue Disziplin.

Der Anspruch der Soziologie, eine besondere Wissenschaft zu sein, ist im übrigen mit denselben Argumenten zurückzuweisen, mit denen wir die Behauptung, die Kulturgeschichte müsse als besondere Wissenschaft konstruiert und die erforderliche Anzahl von Lehrstühlen für sie zur Verfügung gestellt werden, abgewiesen haben³⁾. In der Soziologie läßt sich nur auf der Grundlage einer alten Fachwissenschaft etwas Ordentliches leisten, wie in der Kulturgeschichte nur auf Grund einer solchen, und die größten soziologischen Leistungen stammen ebenso wie die größten kulturgeschichtlichen Leistungen von Vertretern einer einzelnen Fachwissenschaft. Ohne die Verbindung mit einer bestimmten Fachwissenschaft schwebt die Soziologie in der Luft. Der Soziologe, der keine bestimmte Fachausbildung erhalten hat, ist ein windiger Kerl, die Soziologie ohne die entsprechende Grundlage leeres Geschwätz oder, da doch auch dieser Kreis offenbar eine Spezialität haben will, (nach A. Doves Ausdruck) ein „Wortmaskenverleihinstitut“.

Natürlich bleibt es jedem Fachvertreter unverwehrt, von seinem Gebiet aus, das er gründlich beherrscht, weitere Umschau zu halten und den Versuch einer allgemeinen Schilderung der Gesellschaftsverhältnisse oder eines Systems der Gesellschaft zu machen. Und es sind solche Versuche auch mit Erfolg gemacht worden, aber nur von denen, die in einem alten Fach Fachmänner waren, und der Erfolg bemißt sich nach dem Maß der Fachleistung.

¹⁾ H. v. Treitschke, Gesellschaftswissenschaft, S. 68. Westphal, Festschrift für Meinecke, S. 166 f.

²⁾ Wie Wüstendörfer a. a. O., so bin ich stets dafür eingetreten, die soziologische Betrachtung nur als Methode anzuerkennen. Vgl. ebenso Rothacker, Vjschr. f. Soz.- u. WG. 16, S. 432: M. Webers „Soziologie“ Kronzeuge dafür, daß Soziologie vor allem eine „Methode“. Tröltsch, Hist., S. 567: Soziologie ein „Verfahren“. W. Köhler a. a. O. 382.

³⁾ Vgl. oben S. 69 ff.

Immer jedoch bleiben an der allgemeinen Schilderung oder dem System die Herkunft des Verfassers aus einem bestimmten Fach und der Interessenkreis seiner Beobachtung erkennbar. Darüber hinaus zu gelangen ist uns nicht beschieden.

Da wir hier nur Geschichte der Geschichtschreibung zu bieten haben, gehen wir nicht weiter auf die Frage ein, wie weit theoretische Ergebnisse von Darstellungen der menschlichen Gemeinschaftsverhältnisse einer selbstständigen wissenschaftlichen Behandlung fähig wären. Mit Recht wird geltend gemacht, daß man nicht jeden theoretischen Gehalt der Geschichtschreibung „Soziologie“ nennen darf, daß nicht „jeder historischen Leistung eine ‚Soziologie‘ immanent sein“ kann. Sonst „gäbe es eine ‚immanente Soziologie‘ Rankes, der historischen Schule, der politischen Historie;“ „es müßte der theoretische Gehalt der Kunstgeschichte, der Rechtsgeschichte, der Sprachgeschichte Soziologie genannt werden“. „Jede dieser historischen Sonderdisziplinen hat ihre theoretische Grundwissenschaft“¹⁾. Statt von einer Religionswissenschaft von einer Religionssoziologie, statt von einer Rechtswissenschaft von einer Rechtssoziologie usw. zu sprechen, wäre eine Verengerung der Anschauung. Die theoretischen Erkenntnisse geschichtlicher Betrachtung fließen eben dieser entsprechenden Wissenschaft, so die der rechtsgeschichtlichen Betrachtung der Rechtswissenschaft, zu²⁾, und von dieser wiederum enthält die entsprechende geschichtliche Disziplin ihre theoretische Schulung.

Das nicht zu verkennende Streben einiger Soziologen, den geschichtlichen Stoff begrifflich schärfer zu erfassen, begrüßen wir selbstverständlich sympathisch und dankbar. Aber der Weg der naturwissenschaftlich gerichteten Soziologen zu diesem Ziel ist nicht der richtige. Eine naturwissenschaftliche oder sonstige „historische Gesetzeswissenschaft“ bleibt ganz unmöglich³⁾. Wir halten an der aller Regel- und Gesetzeswissenschaft wesensfremden Geschichtswissenschaft fest⁴⁾. Es kommt darauf an, das an sich durchaus zu billigende Bestreben, den Stoff begrifflich zu bewältigen, den Zug zum System, zu vereinigen mit der Anerkennung des Geistes als eines historischen Gegenstandes. Die gar nicht zu bestreitenden theoretischen Ansprüche der Kulturwissenschaften lassen sich eben, gemäß der Struktur ihres Gegenstandes, nur historisch befriedigen⁵⁾. Ein

¹⁾ Rothacker, Vjschr. f. Soz.- u. WG. 16, S. 432 f.

²⁾ Über das Verhältnis von Rechtsgeschichte und Rechtswissenschaft vgl. übrigens E. Heymann, Ztschr. der Savigny-Stiftung, Germ. Abt. 1917, S. 438. Auch die Rechtsgeschichte ist, wie er betont, Jurisprudenz.

³⁾ Vgl. neuerdings A. Walther a. a. O. Ich vermag auch nicht mit Rickert (Grenzen 3. u. 4. Aufl., S. XX) bei M. Weber eine besondere „Kulturwissenschaft“, mit einer Verbindung von Geschichte und Systematik, zu finden. Webers Sachen sind teils unmittelbar historisch, teils Typologie, aber nicht eine systematische Verbindung von beiden.

⁴⁾ Tröltzsch, Hist., S. 670: Die Organologie (wesentlich romantischer Herkunft!) in Deutschland steht dem Soziologismus in Frankreich gegenüber; die westlichen Historiker nähern sich aber der deutschen Auffassung bei jedem ernsteren Versuch der Durchführung (S. 677).

⁵⁾ Vgl. Rothacker, Repertor. der Kunstwiss. 41, S. 179. Meine Bemerkung in meinem Aufsatz „Das gute Recht der politischen Historiker“, Preuß. Jahrbücher 1923, September, S. 287, daß Ranke gar nicht auf die Frage des Systems eingegangen sei, bedarf wohl einer gewissen Einschränkung. S. „Sämtl. Werke“ 24, S. 269 ff.; 49, S. 243.

naturwissenschaftlich gefaßtes System der „Politik“ wäre gar keine Politik. Darum lehnen wir denn auch alle die Anschauungen ab, die im Gefolge der positivistischen und naturalistischen Soziologie uns entgegentreten, so die Anschauung, daß die großen Männer in der Geschichte nichts bedeuten¹⁾, oder die, daß aller Fortschritt in der Geschichte an der Abnahme des kriegerischen Geistes und der Minderung jeder Art von Gewalt des Menschen gegen Menschen zu messen sei²⁾, oder die, daß alle staatliche Regulierung der wirtschaftlichen Verhältnisse zu verwerfen sei, wie ebenso die, welche den Sozialismus naturwissenschaftlich begründet. Wie können wir Historiker mit den Soziologen überhaupt zusammengehen, die auf ihrem ersten Soziologentag die Werturteile verboten und die tragikomische Szene aufführten, daß sie einem Redner das Wort entzogen, weil er Werturteile fällte³⁾!

Jenes Streben, den historischen Stoff begrifflich zu erfassen, von dem wir eben sprachen, prägt sich besonders in der historischen Typologie aus. Es kommt jedoch bei ihr wiederum darauf an, ihr keine naturwissenschaftliche Konstruktion zu geben. Man hat kürzlich behauptet, die Typologie widerspreche durchaus der Theorie von der Vorherrschaft des Individuellen und Singulären in der Geschichte, also unserer historischen Auffassung⁴⁾. Keineswegs! Um das Individuelle in seiner Bedeutung zu erkennen und zu schildern, sind wir geradezu und schlechterdings auf das Typische angewiesen. Einen Widerspruch erheben wir nur gegen die Beherrschung der Geschichte durch eine naturalistische Typologie. Die Bildung historischer Typen ist alt und vor allem seit der Romantik in Gebrauch. Alle die neueren Versuche (auch Spenglers „organische Physiognomik der Kulturgeschichte“) gehen zurück — dies Zugeständnis macht sogar ein neuerer Soziologe⁵⁾ — auf die organisch-intuitive Anschauungsweise der Romantik. Der Irrtum, als ob erst Lamprecht historische Typen aufgestellt habe, wurde von uns schon zurückgewiesen⁶⁾. Die Typologie der älteren Zeit ist reich, und die Typenbildung längst prächtig gehandhabt worden⁷⁾. Aus

¹⁾ Über Spencer in dieser Hinsicht vgl. z. B. Ztschr. f. d. gesamte Staatswissenschaft 60, S. 9 f.

²⁾ Deutsche Rundschau 1904, Märzheft S. 377. Natürlich behaupte ich nicht, daß diese und die vorige Anschauung von allen Soziologen geteilt werden. Sie treten aber in ihrem Kreis häufig auf.

³⁾ Vgl. W. Köhler a. a. O., S. 948. — S. noch Tröltsch, Hist., S. 64, Anm. 27 über den Zauber der Soziologie für Dilettanten. Rickert, Grenzen 3. u. 4. Aufl., S. 480, Anm. 1: der Begriff der „morphologischen“ Geschichte (Spengler) noch unklarer als die Idee der soziologischen Geschichte (Comte).

⁴⁾ F. Eulenburg, in der Erinnerungsschrift für M. Weber, S. 65.

⁵⁾ A. Walther, DLZ. 1922, Sp. 743 f.

⁶⁾ S. oben S. 96 f. H. Z. 84, S. 346 (wie L. zu seinen Kulturzeitaltern kam). Rothacker, Einleitung, S. 194 (über Lamprechts Stufentheorie vor L.).

⁷⁾ Über historisch-politische Typen vgl. z. B. Leo, Nominalistische Gedanken-späne, S. 59: bei Slaven, Kelten und halbkeltischen, d. h. romanischen Völkern Tyrannei (sind oft „die Fürstenmächte in der Fülle der Berechtigung nach unten trunken geworden“). „In Deutschland hat das stets als Ausartung gegolten und ist als Ausartung empfunden und bald abgestellt worden“; in der Regel haben solche Velleitäten in den Herzen der Fürsten selbst Schranken gefunden. In seiner „Universalgeschichte“ II (2. Aufl.), S. 347 schildert Leo an dem Beispiel Giotto's den typischen Charakter der älteren Kunst und die Befreiung von dem Typischen, dessen Überwindung.

der Substanz der Nation hat man früh geistige Eigenschaften der Menschen hergeleitet. Um aus der Mitte des 19. Jahrhunderts ein paar Beispiele von Typenbildungen anzuführen, so schildert Schnaase den Typus der „nordischen Naturauffassung“, ferner zwei Typen („Tendenzen“) im germanischen Volkscharakter, den eines tiefen Gefühles für persönliche Selbständigkeit und den der Sehnsucht nach liebevoller Hingebung, der Sehnsucht sich anzuschließen und unterzuordnen¹⁾. G. Freytag (wie schon H. Leo) zeichnet in seinen „Bildern“ den Typus des mittelalterlichen Menschen, der von dem Überlieferten und der Gemeinschaft (etwa der Zunft), der er angehört, in seinem Dichten und Trachten abhängig ist, und er führt diesen Gedanken weniger derb als später Lamprecht, aber doch anschaulich genug durch. Von ihm und Schnaase²⁾ wird weiter dargelegt, wie im ausgehenden Mittelalter das Verständnis für die Persönlichkeit wächst, wie die Gestalten, die bis dahin mehr oder weniger typische Züge trugen, nun in voller und freier Individualität erscheinen. Welche Rolle dieser Gegensatz des mittelalterlichen und des modernen Menschen in J. Burckhardts „Kultur der Renaissance“ spielt, ist bekannt genug. Aus der poetischen Literatur sei die großartige Schilderung amerikanischer Typen durch Postel (Sealsfield) erwähnt, deren wir hier gedenken, weil es sich um historisch-politische Typen handelt, von denen der Historiker ja in besonderem Sinne Gebrauch macht. Wir heben sodann die Typen der Wirtschaftsstufen — z. B. Jäger, Hirten, Ackerbauer, Haus-, Stadtwirtschaft —, die ebenfalls in den mittleren Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts aufgestellt worden sind³⁾, hervor. Die Historiker beschränkten sich

¹⁾ Geschichte der bildenden Künste Bd. 4 (1850), S. 68 ff., Bd. 7 (1864), S. 5 ff. Schnaase, Niederländische Briefe (1834), S. 438 ff.: über die künstlerische Anlage der Völker.

²⁾ Schnaase a. a. O. Bd. 8, S. 27.

³⁾ Über die hierher gehörige Literatur s. oben S. 68, Anm. 1. — Einige (unvollständige) Bemerkungen über die Geschichte der Typenbildung s. bei Spranger, Lebensformen, 3. Aufl., S. 360. Mehr darüber bei Salin, Schmollers Jahrbuch 1921, S. 483 ff. Bei Hegel kann man schon den Begriff des Idealtypus beobachten. Sternberg, Staatsphilosophie S. 228. Zur Geschichte der Verfassungstypen vgl. Holstein, Schleiermacher, S. 203: Hegel und Schleiermacher gliedern das Königtum „als organischen Monarchismus in das Gefüge des Ganzen ein“. Über die Typen des Lehnstaates und Feudalstaates s. meinen „ma. Staat“ Bd. I. Über den Typus „der mittelalterliche Mensch“ s. neuerdings E. Seeberg, DLZ. 1922, Sp. 80 ff. Erinnert sei ferner an Diltheys Auffassung und Analyse des Menschen im 15. und 16. Jahrhundert, auch seine Schilderung des Aufklärungsmenschen. R. Müller-Fraienfels, Psychologie des deutschen Menschen und seiner Kultur (1921). Nur nebenbei sei auf die typologischen Erörterungen der Spengler-Literatur hingewiesen. Selz, Spengler S. 18 macht geltend, daß vor Spengler der Ethnologe Frobenius in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts (unabhängig von Lamprecht) die Kulturen als Organismen behandelt habe. Über Kulturperioden s. auch meine „Probleme“ S. 256. Über die „Konstruktion historisch-individueller Kulturkreise“, die Auffassung der Kulturen als eigener Lebewesen bei Frobenius und Spengler und Frobenius' „Paideuma (Umriss einer Kultur- und Seelenlehre, 1921)“ s. ferner Walther, DLZ. 1922, Sp. 743 f. Über Frobenius' Forschungen s. auch Vierkandt, Stetigkeit im Kulturwandel S. 7. Reich ist die Typologie von jeher in der Ethnographie. Hettner, Geogr. Ztschr. 10 (1904), S. 542 erinnert (indem er den russischen Typus als „kein moderner, sondern ein mittelalterlicher, halbasiatischer Mensch“ bestimmt) daran, daß schon ältere Schriftsteller wie Bagehot (vgl.

jedoch nicht auf die Schilderung von Typen, sondern gingen über sie stets hinaus. Zu einer Rechtfertigung dieser ihrer Praxis und zu einer tieferen Erörterung des Wesens historischer Typen kam es, als Lamprecht die Geschichtsdarstellung in Typenschilderung aufgehen lassen wollte und als K. Bücher darin ihm folgte und noch dazu der Theorie seiner Stufenfolge Haus-, Stadt- und Volkswirtschaft eine krasse chronologische Anwendung gab¹⁾. Während in dem Lamprecht-Streit zu der Kritik seiner besonderen Typen der Nachweis der Unmöglichkeit der Beschränkung der geschichtlichen Darstellung auf Typenschilderung gefügt wurde, gab M. Weber im Anschluß an Ed. Meyers und meine Kritik an Büchers Stufentheorie²⁾ eine grundlegende Auseinandersetzung über das Wesen der historischen Typen³⁾. Er zeigte, daß der Typus Mittel, nicht Ziel der historischen Darstellung ist. Man zeichnet einen Idealtypus, den wir als Maß historischer Schilderung verwerten. Aber dieser Idealtypus ist nirgends konkret vorhanden, sondern lediglich für den Zweck der historischen Darstellung konstruiert. Der Idealtypus bedeutet auch nicht etwas Vorbildliches, sondern ist nur eine Begriffstenographie. Er ist nicht Durchschnittstypus, auch kein Gattungsbegriff. Er bedeutet die schärfste gedanklich mögliche Ausprägung, stellt die gedankliche Vollendung dar, drückt den höchsten gedanklich möglichen Grad der empirischen Sachverhalte aus, ist gedankliche Steigerung einer wirklichen Situation, gesteigerte Wirklichkeit. Immer aber haben wir uns gegenwärtig zu halten, daß der Idealtypus nicht dazu dient, unter generelle Begriffe einzelne empirisch-historische Gestaltungen des Kulturlebens zu subsumieren, sondern im Gegenteil dazu, die für ihre kulturelle Eigenart bedeutsamen Bestandteile an ihm nur zu messen und zu veranschaulichen. Er ist bloß stilisierte Wirklichkeit⁴⁾. Man hat den Idealtypus Webers auch als „heuristischen oder experimentellen Typus“ bezeichnet⁵⁾. Ausdrücklich macht Weber darauf aufmerksam, daß das naturalistische Vorurteil, das Ziel der Sozialwissen-

über ihn Hasbach in der deutschen Enzyklopädie) die psychologischen Unterschiede der Kulturstufen angegeben haben. Hettner, Rußland, S. 64. Vjschr. f. Soz.- u. WG. 1908, S. 605 f. S. Passarge, Landschaft und Kulturentwicklung in unseren Klimabreiten (1923). Über den Fortschritt von der Aufstellung der Staatsformen, die der Antike bekannt waren, zu der modernen Rechts-, Staats- und Sozialwissenschaft s. Tröltzsch, Hist., S. 721.

¹⁾ Über den Bücher-Streit vgl. meinen Aufsatz über die Wirtschaftsstufen in meinen „Problemen“. Vjschr. f. Soz.- u. WG. 16, S. 443 ff.; Histor. Vierteljahrschrift 1922/23, S. 129 ff.

²⁾ S. die vorige Anmerkung.

³⁾ Webers Abhandlung ist jetzt wieder abgedruckt in seinen „Aufsätzen zur Wissenschaftslehre“. Neben der Bücher-Kritik gab ihm auch die Sombart-Kritik (s. dazu meine „Probleme“) Anlaß zu seinen Darlegungen. Mit der Prüfung der Typen der Stadtwirtschaft, des Handwerks, der kapitalistischen Gewerbeverfassung leitet er seine Erörterung ein (S. 190 ff.).

⁴⁾ Eine eingehende Erörterung des Weberschen Begriffs des Idealtypus von selbständigem Wert bietet A. v. Schelting, Archiv f. Sozialwissenschaft 49, S. 708 ff. Er übersieht jedoch (S. 715), daß die gewerblichen Betriebsformen, wie sie K. Bücher geschildert hat, von diesem nicht im Sinn idealtypischer Begriffsbildung verstanden sind. S. vorhin S. 150, Anm. 1 und meine „Probleme“ S. 172.

⁵⁾ Vgl. Gothein in der Erinnerungsgabe für M. Weber I, S. 231 ff.; Th. Häring, Die Struktur der Weltgeschichte, S. 163 f. Vgl. über den Begriff des Idealtypus auch Salin, Festgabe für Gothein S. 37 f.

schaften müsse die Reduktion der Wirklichkeit auf „Gesetze“ sein, sich leicht mit Hilfe des Begriffs des „Typischen“ eindrängt, da sich auch Entwicklungen als Typen konstruieren lassen¹⁾). Idealtypische Entwicklungskonstruktion und geschichtliche Darstellung sind aber zwei verschiedene Dinge²⁾).

Der Historiker wird, wie bemerkt, nie bei dem Typus stehen bleiben. Wie oft hat man uns gesagt, Lehnstaat und Feudalstaat seien durchgehende Erscheinungen vieler oder gar aller Völker und Länder! Wir Historiker dagegen stellen fest, daß die betreffende Idee überall verschieden verwirklicht wird³⁾). Der Kirchenhistoriker Reuter hat ein Buch über die Aufklärung des Mittelalters verfaßt und da eine Parallelerscheinung zu der Aufklärung des 18. Jahrhunderts ermittelt zu haben geglaubt. Wir sind der Ansicht, daß es sich hier keineswegs um sachlich Übereinstimmendes handelt. Lamprecht hat die Weltgeschichte mit einer ganzen Reihe von Renaissanceen beglückt. Wir sind der Ansicht, daß es nur eine einzige Renaissance gibt, und daß die Gleichstellung von Erscheinungen, die allenfalls eine Ähnlichkeit aufweisen, mit ihr Schiefheiten ergibt. Wenn wir es keineswegs vermeiden, nach Analogien zu suchen, so lassen wir doch die Geschichte nicht in ihnen aufgehen, sondern verwerten sie, um das Besondere in seinem besonderen Wert herauszustellen.

Renaissance kann nicht einmal in dem Sinn wie Stadtwirtschaft Idealtypus sein, ebensowenig wie Reformation. Renaissance und Reformation sind an sich gegenstandslos; man fragt stets, was wiedergeboren wird, was reformiert werden soll. Bei beiden handelt es sich um einen allgemeinen Begriff, der zufällig an einem Zeitalter hängengeblieben ist. Idealtypen sind beide nur innerhalb ihres bestimmten Zeitalters, insofern man fragt, wie der Idealtypus in den einzelnen engeren Zeitabschnitten und in den einzelnen Landschaften verwirklicht worden ist.

Hinsichtlich der Theorien von stufenweisen Entwicklungen fügen wir noch hinzu, daß sie durch die zuverlässigere Herausarbeitung des Charakters der einzelnen Typen, die zu einer Entwicklungsreihe vereinigt werden, besser zu gestalten sind. Hier liegt eine wesentliche Grundlage ihrer Brauchbarkeit. In Büchers Stufentheorie fehlte es an dem einen wie dem anderen.

Gegenwärtig bemüht man sich mit Eifer, einen allgemeinen Begriff der Revolution aufzustellen. Als Resultat ergibt sich entweder ein zu enger Begriff, unter den viele Revolutionen gar nicht fallen, oder ein so weiter, daß er des konkreten Inhalts entbehrt. Wenn wir Historiker gleichfalls das Gemeinsame in den Revolutionen herauszufinden suchen, so vermeiden wir jede voreilige Verallgemeinerung und verwerten die festgestellten Gemeinsamkeiten etwa zur Konstruktion einer Mehrzahl von Typen, unter allen Umständen zur Hervorhebung des Besonderen, des wahrhaft Charakteristischen. Und hier zeigt sich anschaulich auch der hohe praktische Wert der historischen Betrachtung. Der Nichthistoriker neigt dazu, ohne weiteres die Wiederholung der historischen Erscheinungen anzunehmen, also an die

¹⁾ Vgl. Büchers Stufentheorie, die W. hier im Auge hat!

²⁾ Weber a. a. O. S. 203. Zu Webers idealtypischer Begriffsbildung vgl. Tröltsch, Hist., S. 64 f. und 566; H. Z. 124, S. 416; meine „Soziologie als Lehrfach“, S. 25.

³⁾ S. meinen „ma. Staat“.

Einheitlichkeit der Revolutionen zu glauben und demgemäß auch ihre Ursachen und die Heilmittel für sie gleichzusetzen. Der Historiker, dem die Einzigartigkeit der historischen Erscheinungen gegenwärtig ist, erkennt, daß der besondere Fall besondere Mittel verlangt. Er stimmt mit dem Staatsmann, dem echten Staatsmann überein, der sich von der Anwendung eines mechanischen Verfahrens fernhält und der nicht das bevorzugt, was früher angewendet worden war, sondern danach fragt, was jetzt lebensfähig ist.

Um das Verhältnis an einem praktischen Beispiel zu erläutern, so ist wiederholt in der Geschichte eine Revolution durch die Heranziehung einer neuen sozialen Schicht zur Regierung vermieden oder zum Förderlichen abgeleitet worden. Der Nichthistoriker, der Agitator, der Parteimann werden eine drohende oder eingetretene Revolution mechanisch, sklavisch nach diesem Rezept kurieren wollen. Der Historiker und der Staatsmann werden die Fälle jenes Verfahrens zwar als wertvollstes Material beobachten, ihre Entscheidung aber stets nur unter besonderer Würdigung der besonderen Verhältnisse des neuen Falles treffen¹⁾. Ich setzte eben den Nichthistoriker, den Agitator und den Parteimann gleich: sie kommen zu demselben Resultat, der Nichthistoriker, weil er die geschichtliche Entwicklung dilettantisch, d. h. naturwissenschaftlich, beurteilt, der Agitator und der Parteimann, weil sie sich von dem Interesse jener sozialen Schicht oder von dem Interesse einer Partei leiten lassen, die jene aus Parteiinteresse begünstigt. Natürlich ist es auch denkbar, daß ein Historiker zugleich Parteimann ist und sich von diesem überwältigen läßt, und solche Möglichkeiten sind in unsern Tagen Wirklichkeiten geworden. Es bleibt aber dabei, daß der Historiker und der Staatsmann wie Bismarck die Einzigartigkeit der historischen Erscheinungen erkennen.

Was wir aus der Geschichte vor allem lernen können, was aber so viele nicht lernen wollen, das ist eben die Einzigartigkeit der historischen Erscheinungen²⁾.

Im vorstehenden haben wir uns mit der historischen Typologie eingehender beschäftigt, weil die in ihr hervortretenden Gegensätze große Gegensätze unserer Zeit und darum auch unserer Geschichtschreibung darstellen. Ohne weiteres können wir diese unsere Erörterungen auf das heute so viel behandelte Gebiet der vergleichenden Methode ausdehnen. Die Vergleichung ist ein stets von der Geschichte, und namentlich wieder seit der Romantik, geübtes Verfahren. Wir üben es aber nicht in erster Linie, um Gleichheiten, sondern um Ungleichheiten festzustellen, und gelangen gerade auf diesem Weg zu den bedeutungsvollsten geschichtlichen Beobachtungen³⁾

¹⁾ Vgl. meinen Aufsatz „Vom Nutzen der Geschichte“, Schweizerische Monatshefte 1923 November S. 378 ff.

²⁾ Chr. v. Tiedemann, Aus sieben Jahrzehnten I, S. 206, schildert, wie ihm die historische Auffassung Roschers, die von der Aufstellung allgemeingültiger volkswirtschaftlicher Gesetze vollständig absah und die einzelnen Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens aus den politischen und sozialen Zuständen eines Volkes in dessen verschiedenen Lebensaltern erklärte, ungemein das Verständnis für Fragen der praktischen Handels- und Gewerbepolitik erleichterte und die Anregung gab, sich mit solchen zu beschäftigen. Vgl. Vjschr. f. Soz.- u. WG. 1909, S. 345.

³⁾ Über die Geschichte der Anwendung der vergleichenden Methode in der Geschichtswissenschaft s. meine „Probleme“ S. 1 ff. und GW. II, S. 185; auch oben S. 88 und meine Abhandlung „Die vergleichende Methode“, Histor. Viertel-

Um ein Beispiel der großen Anwendung der vergleichenden Methode auf dem Gebiet der politischen Geschichte namhaft zu machen, nennen wir die universale Methode Rankes. Man stelle sich jedoch vor, Ranke hätte sich vergleichend auf Feststellung von Übereinstimmungen beschränkt — das beste wäre uns vorenthalten worden.

All' unsere bisherigen Darlegungen liefern den Beweis von der Festigkeit unserer Stellung. Unsere romantisch-historische Auffassung ist im Lauf der Zeit fortgebildet worden; wir haben aber nie eine Niederlage erlitten¹⁾. Wir könnten noch an weiteren Beispielen die Unzulänglichkeit der naturalistischen oder naturwissenschaftlichen Erklärung geschichtlicher Erscheinungen dartun. Es sei z. B. die vielgenannte Milieutheorie herausgegriffen, die wir vom romantisch-historischen Standpunkt ebenso ablehnen, wie sie dem naturalistischen entspricht. Von der romantischen Theorie des Volksgeistes muß sie verworfen werden: nicht die einzelnen Kulturercheinungen sind Komponenten des Gesamtcharakters, sondern dieser ist Realgrund der einzelnen Kulturercheinungen; die Angleichungs- und Anpassungsprozesse sind nicht entscheidend²⁾. Vertreter der Sprachwissenschaft insbesondere bekennen³⁾, daß man sich von der naturwissenschaftlich orientierten Auffassung abkehren müsse, daß Abweichungen vom Überlieferten sich durchsetzen, wenn sie irgendwie einem seelischen Bedürfnis der Sprachgemeinschaft entsprechen, daß die bisherige Sprachwissenschaft die individuellen Verschiedenheiten nicht erklären kann, daß als Individuen die Sprachen sich nur aus ihrer Geschichte erklären lassen⁴⁾.

Und nicht nur, daß die Erkenntnis von der Unzulänglichkeit der naturalistischen oder naturwissenschaftlichen Erklärung wächst, die Gesamtheit der positiven Erklärungen der geschichtlichen Erscheinungen ruht mehr oder weniger auf romantischem Grund. Unsere Darstellung wird dies ja ausreichend zur Anschauung gebracht haben. Auch die ganze Lebensphilosophie der Gegenwart knüpft an romantische Vorstellungen an⁵⁾. Wir glauben

jahrschrift 1922/23, S. 129 ff. Bei der Erwähnung Gneists (S. 92) hatten wir Gelegenheit, von dem Fortschritt in der Erkenntnis zu sprechen, den die Feststellung des Abweichenden in der Vergleichung hervorbringt. Die Ausartungen der vergleichenden Methode (J. Kohler) sind bekannt. Gegen die Beweiskraft historischer Parallelen: Wilcken, Schmollers Jahrbuch 1921, 2. Heft, S. 370 Anm.

¹⁾ S. GW. II, S. 216.

²⁾ So, ganz im Sinn der Romantik, die Auffassung von Knies, einem der Begründer der historischen Schule der Nationalökonomie. M. Weber, Wissenschaftslehre, S. 142. Tröltsch, Hist., S. 470 (Volksgeist gegen Milieutheorie). Auch O. Spann lehnt in seiner Gesellschaftslehre die Milieutheorie vom romantischen Standpunkt aus ab.

³⁾ Über die Studien von Voßler, Lerch und Schürr vgl. DLZ. 1922, Nr. 5 (Sp. 75 ff.) und Nr. 47, über Sprach- und Kulturgeschichte, über die Wechselwirkung zwischen der kulturellen Wandlung (Denkungsart) und der Sprachform: diese verstärkt, klärt auch wieder die Denkungsart.

⁴⁾ Vgl. auch Voßler in der Erinnerungsgabe für M. Weber, S. 388 (über die Bedeutung des gemeinsamen Lebensstils für die Entwicklung der Sprache).

⁵⁾ Nur daß auch hier wieder die Parallele der Romantik mit Hegel, wenigstens dem jungen, hervortritt. Vgl. Kroner, „Logos“ 12 (1923), S. 296: Hegel stand als Jüngling dem, was die moderne „Lebensphilosophie“, der moderne Intuitionismus erstrebt, viel näher als irgendein anderer Denker jener Epoche; für den jungen Hegel war noch Erlebnis und Gedanke untrennbar eines; alle Kraft des

von unserem romantisch-historischen Standpunkt aus deren Übertreibungen und Ausartungen ablehnen zu dürfen, nicht als folgerichtige Entwicklung der Romantik anerkennen zu müssen, die fragwürdige Neuromantik ablehnen zu können. Sollte aber ein anderer Zusammenhang zwischen beiden bestehen, so würde unser Satz von der maßgebenden Bedeutung der Romantik für die Gegenwart nur bestätigt werden¹⁾. Wir nehmen aber Anlaß zu betonen, daß die Romantik nie die extreme Gegnerschaft gegen den Faktor des Intellektuellen eingenommen hat, der uns bei einer Gruppe von Vertretern jünger „Lebensphilosophie“ begegnet²⁾. Auch das wollen wir hervorheben, daß die romantische Ästhetik nicht mit dem modernen *l'art pour l'art* zusammenfällt, daß der Romantik vielmehr, soweit sie ästhetische Anschauung ist, die Kunst als metaphysisches Weltprinzip gilt³⁾. Endlich wird es nicht über-

Begreifens bei ihm nur darauf gerichtet, sich das unmittelbar im Gemüt Erfahrene zum Verständnis zu bringen. Über die Anknüpfung des Individualitäts-, des historischen Lebensbegriffes an die Romantik s. Rothacker, H. Z. 128, S. 443 ff. Im übrigen sind hier vielleicht ein paar einzelne Notizen angebracht. A. Riehl, DLZ. 1919, Sp. 573: Nietzsche, „Erbe und Enkel“ der frühen Goethe nahen Romantik, ohne es selber zu ahnen bis zu welchem Grad einer Identität. „Wesentliche Gedanken Bergsons, und darunter gerade die in ihrer Art noch besten, finden sich und zudem in präziserer Form in N.s erkenntnistheoretischen Skizzen.“ Über Bergson vgl. ferner oben S. 107 A. 5 u. Tröltzsch, Schmollers Jahrbuch 1921, S. 1005. Ebenda S. 1011: B. Croces Beziehungen zur Romantik. Kjellen nimmt einen romantischen Gedanken (Burke) wieder auf: A. v. Martin, H. Z. 120, S. 477, Anm. 1. Auch die organische Auffassung wird erneuert (s. oben S. 80), unter Ablehnung des Naturalismus. Vgl. Edgar Salin, Organische Geschichtschreibung, Archiv f. Sozialwissenschaft 46, 3, S. 764, Anm. 1: gegen die Entartung der organischen Auffassung in der englischen und deutschen Soziologie, die durch platte Anthropomorphisierung des Organischen die Auffassung jahrzehntelang diskreditiert hat.

¹⁾ H. Z. 120, S. 497. Tröltzsch, Schmollers Jahrbuch 1921, S. 1009: über Gundolf-Kahler: im Kern Rückgang auf die alte romantische Entwicklungsidee. Der Germanist Neckel weist in der „Krone“, Bd. 1, S. 18, Gundolfs Unterscheidung zwischen Urerlebnis und Bildungserlebnis ab. Ein Bildungsvorgang begründet echte Bildung nur, insofern er Erlebnis ist, dem von Gundolf sog. Urerlebnis wesentlich gleich. Das Erlebnis macht ein Stück unserer Anlage wirksam. Auch das „Urerlebnis“ ist nicht ein spontanes Wachwerden, sondern wird (wie schon der Name Erlebnis andeutet) ebenso wie das „Bildungserlebnis“ durch äußeren Reiz ausgelöst. Es gibt keine Grenzen zwischen Lebensreizen (z. B. der Liebe) und Bildungsreizen. Jedes schafft oder steigert Bildung. Vgl. auch B. Croce, Goethe, S. 143 f.: gegen die Übertreibung der „Seelendeuterei“ und das ästhetisierende und naturalistische Dekadententum der letzten vier Jahrzehnte, welches sich darin gefallen hat, die Großen aller Zeiten mit ungeheuerlichen Zügen und mit krankhaften Fratzen auszustatten“. Tröltzsch, H. Z. 128, S. 314 f.: Spengler auch von der organologischen Schule abhängig, mit einigen Abstrichen, zum Nachteil seiner Darstellung. F. Muckle (der sich zu Marx, Nietzsche und Lamprecht bekennt) proklamiert „die Deutung der Geschichte aus dem Urphänomen“. Vgl. Muckle, Der Geist der jüdischen Kultur und das Abendland (1923); H. Buddensieg, Die Kultur des deutschen Proletariats im Zeitalter des Frühkapitalismus (1923).

²⁾ GW. I, S. 16, Anm. 4. Preuß. Jahrbücher 187, S. 106 ff.

³⁾ R. Unger, DLZ. 1922, Nr. 24, Sp. 517: Zwischen dem spekulativ-mystischen Schönheitskult der deutschen Romantik, der die Kunst als metaphysisches Weltprinzip gilt, und dem epikureisch getönten Ästhetizismus der Engländer und namentlich der Franzosen, dem die Kunst letzten Endes nur ein Reizmittel verfeinerten Genusses (*l'art pour l'art*) bedeutet, besteht kaum eine wesentliche innere Verwandtschaft.

flüssig sein, hier, auch im Hinblick auf die Stellung der „Lebensphilosophie“ zu den Einzelwissenschaften, an das Verhältnis zu erinnern, wie es unter der Einwirkung der Romantik zustande gekommen ist. Einerseits sind, gerade im Zusammenhang mit der Gründlichkeit, mit der sie sich der Erforschung der einzelnen Kulturzweige widmete, die Fachwissenschaften schärfer ausgebildet worden. Der Fachmann allein erweist sich als imstande, der allgemeinen Geistesgeschichte das abzugewinnen, was dem Fach förderlich ist. Andererseits ist es eine Errungenschaft der Romantik, die Einzeldisziplinen als Teile der großen allgemeinen Geistesgeschichte aufzufassen. Diesen Dienst soll sie uns gleichfalls weiter leisten¹⁾.

Wir bekennen uns zu den Grundgedanken der romantisch-historischen Auffassung, weil wir uns bei der Betrachtung der Entwicklung der letzten hundert Jahre davon überzeugt haben, daß sie sich am fruchtbarsten erwiesen haben. Man hat uns freilich auch andere Wege empfohlen, so die Rückkehr zu Hegel, zur Verwendung der Hegelschen „Idee“ als des Mittels zur Ordnung des historischen Stoffes²⁾. Wir könnten uns diesem Vorschlag gegenüber einfach darauf berufen, daß die großen Historiker des Glanzzeitalters der Hegelschen Philosophie, wie wir gesehen haben, schon deren Unvereinbarkeit mit echter historischer Darstellung erkannt und ausgesprochen haben und daß anderen schwerlich das gelingen wird, was jenen nicht gelungen ist. Fassen wir aber hier noch einige Argumente für die Ablehnung jenes Vorschlages zusammen. Gegenüber der rationalistischen Geschichtschreibung mit ihrem chaotischen Aufspüren von einzelnen Kausalitäten stellt Hegels Verfahren, die Geschichte als Entfaltung einer bestimmten Idee zu deuten, einen Fortschritt dar. Wir haben ja früher in dieser und anderer Hinsicht von einer Parallele zwischen Hegel und der Romantik gesprochen. Aber die historische Forschung hat sich bei dem von Hegel erreichten Fortschritt nie zu begnügen vermocht; die irrationalen Momente des persönlichen Einflusses und der bunten Zahl der besonderen Faktoren kommen bei ihm nicht zur Geltung. Die Hegelsche Konstruktion wird durch die erfahrungsmäßige Buntheit, Widerspruchsfülle, praktische Gerichtetheit und Irrationalität ausgeschlossen³⁾. Wir berücksichtigen diese, ohne in Relativismus und Skepsis zu geraten. Vollends die dialektische Methode Hegels können wir nicht verwenden⁴⁾. Es ist charakteristisch⁵⁾, daß wohl die Vertreter systematischer Wissenschaften, der Theologie, der Jurisprudenz, der Kunstwissenschaft, der Philosophie selbst, wenn sie den historischen Stoff ihrer Disziplin ordnen wollten, sich der Formel Hegels bedient haben, daß dagegen die Geschicht-

¹⁾ Auch hier möchte ich wiederum geltend machen (in der Rücksicht auf bestehende Mißverständnisse), daß es keine besondere Wissenschaft der allgemeinen Geistesgeschichte geben kann. Die Geistesgeschichte ist nicht ein Stoff, sondern eine Methode, die Richtung auf ein bestimmtes Erkenntnisziel, wobei das Reservoir, aus dem geschöpft wird, ebenso gut die Politik wie die Literatur oder sonst etwas sein kann (so richtig A. v. Martin, DLZ. 1916, Sp. 574). Für den politischen Historiker würde die Darstellung der Geistesgeschichte besonders auf die politischen Theorien gerichtet sein.

²⁾ Zur Kritik dieses Vorschlages vgl. Tröltzsch, H. Z. 111, S. 137 ff.; Ed. Meyer, Geschichte des Altertums, 2. Aufl., I, 1, S. 171 ff. S. übrigens auch GW. II, S. 192.

³⁾ Tröltzsch, Hist., S. 470.

⁴⁾ Vgl. Rohden a. a. O.

⁵⁾ Vgl. vorhin S. 75, Anm. 1.

schreiber im zünftigen Sinn stets sehr bald die Unmöglichkeit, mit ihr auszukommen, erkannt haben¹⁾. Das relative Recht der Hegelschen Betrachtung soll dabei immerhin zugestanden werden; in ihrer einseitigen Durchführung ist sie aber etwas Überwundenes. Bezeichnend mag man die Aufnahme nennen, die Hegels „Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte“ gefunden haben. Sie bieten nicht eine Geschichtsphilosophie, wofür man sie oft ausgibt, sondern eine philosophierende Betrachtung der Universalgeschichte²⁾, mit vielen schönen Einzelbeobachtungen. Sie sind weniger verwertet worden, als man wünschen könnte. Während sie den Hegelianern von strengem Stil offenbar zu wenig konstruktiv waren, nahmen die krassen Empiristen von ihnen als einer zu konstruktiven Darstellung keine Notiz. Wir, die wir heute mit der Achtung vor dem Individuellen das Streben nach der Auffindung überindividueller Faktoren zu verbinden suchen, lassen dankbar die Hinweise, welche Hegels scharfe Beobachtung, sein neben seinen dialektischen Spekulationen hergehender unleugbarer Tatsachensinn bietet, auf uns wirken, und besonders sympathisch berührt den Historiker sein klarer Einblick in die Bedeutung der staatlichen Mächte³⁾.

Man hat uns auch einen noch weiteren Rückweg vorgeschlagen, den zur Aufklärung, zu ihrer „welthistorischen Auffassung“⁴⁾.

¹⁾ S. oben S. 35 f. und unten S. 171 den interessanten Einwand von Nitzsch gegen Hegel.

²⁾ So mit Recht Ed. Meyer, Zur Theorie und Methodik der Geschichte S. 6, Anm. 4.

³⁾ Ich habe in H. Z. 75, S. 398 und in m. „Deutschen Staat des Mittelalters“ I, S. 18 ff. (vgl. S. 370) an ein paar Beispielen dargelegt, wie Hegels Beobachtungen sich nutzbar machen lassen. Vgl. H. Z. 127, S. 387.

⁴⁾ Fueter S. 602. Er ist natürlich ein zu guter Kenner der Historiographie der Aufklärung, als daß er nicht den Zusatz machen sollte: „ohne in deren Fehler zu verfallen“. Aber es wird in gar keiner Beziehung eine Rückkehr zur Aufklärung zu empfehlen sein. Die Versuche solcher Art, die während des 19. Jahrhunderts schon zu verschiedenen Malen — und keineswegs bloß innerhalb der Geschichtswissenschaft! — gemacht worden sind, haben sich ja nicht bewährt. Vgl. außer den obigen Andeutungen z. B. Pöhlmann a. a. O. S. 291. Über die verhängnisvolle Wirkung des Fortlebens der Aufklärung in der Geschichtsauffassung siehe F. Lenz, Staat und Marxismus II, S. 191, 193, 205, 210, 216, 221. Fueter sieht auf dem Rückweg über die Aufklärung namentlich die Möglichkeit gegeben, daß die Ethnographie vom Historiker stärker herangezogen wird. Indessen abgesehen davon, daß uns hier die Aufklärung — die, wie F. selbst zugesteht, auch in der Ethnographie ganz tendenziös verfuhr, „exotischen Völkern nur deshalb Tugenden zuerkannte, weil sie damit die Präensionen christlicher Apologeten zu erschüttern hoffte“ (s. oben S. 2) — nichts mehr zu sagen braucht, wir sind nicht stark genug, um die Arbeit des Ethnographen mit zu besorgen. Die Zeit, die wir so nötig für die Durchforschung der Urkundenbücher haben, müßten wir im Innern Brasiliens in der Unterhaltung mit Indianern zubringen, wenn wir in der Ethnographie Selbstständiges leisten wollten. Ich bin persönlich ein Freund der ethnographischen Literatur, weiß aber eben darum auch, daß die Ethnographie ihr reichliches Pensum Arbeit für sich verlangt. Vor allem jedoch sind die Beobachtungen, die sie uns liefert, zwar an sich der höchsten Aufmerksamkeit wert, steuern indessen zur Lösung der Fragen, mit denen wir uns in erster Linie beschäftigen, weniger bei. Dem Theologen z. B., der die Anfänge der Religion erforscht, bieten sie mehr als uns. Die Beurteilung des Verhältnisses von Ethnographie und Geschichtswissenschaft hängt bei F. doch damit zusammen, daß er dem Historiker im Kern die Menschheits-

Wir bedürfen der Auffassung der Aufklärung nicht. Denn wenn sie einen weiten Horizont umspannt, so leistet uns Rankes Universalität den gleichen Dienst; ja einen noch größeren, da sie es nicht hindert, vielmehr fordert, die Bedeutung der Nation und des Staates energisch zu erfassen. Rankes universaler Spiegel der Betrachtung der Aktionen der Staaten räumt dem notwendigen Selbstbestimmungsrecht des einzelnen Staates freie Bewegung ein¹⁾. Das ist eben ein so gewaltiger Fortschritt der Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts gegenüber der der Aufklärung, daß sie die starken Staatspersönlichkeiten vollauf würdigt.

Eine Rückkehr zur Aufklärung beobachten wir in religiöser wie in politischer Beziehung. Es gibt eine Art von modernem Rationalismus, dem die irrationale Seite der Religion nicht liegt, der sie aber nicht wie der alte hinwegdeutet, sondern gleichsam mit Achselzucken konstatiert. Es wird dabei bleiben, daß auch diese Art von Rationalismus weniger Fähigkeit zur Würdigung der historischen Erscheinungen bekundet als unsere romantische Stimmung, als die Rankesche Art. Gelegentlich begegnet uns einmal wieder Aufklärung ganz alten Stils mit der Maxime „kleine Ursachen, große Wirkungen“ in der Deutung religiös-kirchlicher Vorgänge²⁾. Die Reaktion des politischen Rationalismus macht sich seit der Revolution in gesteigertem Maß geltend³⁾, in verschiedenen Schattierungen, bis zur Erneuerung des Aberglaubens an eine beste Verfassung, die für alle Völker gelten soll.

Es ist jedoch eben in jeder Hinsicht Reaktion, was uns die verschiedenen Erneuerungen der Aufklärung bringen. Und es ist notwendig, daran zu erinnern, daß die rationalistische Methode, die rationalistische Psychologie⁴⁾ für den Historiker unanwendbar ist.

Endlich empfiehlt man uns die marxistische Auffassung als beste Geschichtsdeutung. Dem ist zunächst entgegenzuhalten, daß das ewig schillernde System des Marxismus nicht aus historischem Interesse stammt, sondern ein Produkt der Agitation ist und daß das Bekenntnis zum Marxismus Gefahren in sich birgt, weil jeder Interpret ihn anders auslegt und die andere Auslegung in den Bann tut. Soweit aber die marxistische Geschichtsauffassung faßbar ist, kann sie heute schon als überwunden gelten⁵⁾. Es ist eine geschmacklos dilettantische Art, wie Marx die allgemein menschlichen Antriebe dem spezifisch wirtschaftlichen unterordnet⁶⁾. Wollten wir uns auf die marxistische Geschichtsauffassung irgendwie festlegen; so wäre es wiederum Reaktion. Gegensatz gegen Marx und Festhalten an Ranke

geschichte als Aufgabe zuzuweisen geneigt ist, und diese Neigung wiederum entspringt einer Sympathie für die unpolitische Aufklärung, womit dann wieder ein Mangel an starker Abneigung gegen die soziologische und naturwissenschaftliche Geschichtsauffassung gegeben ist. Ich bespreche diese Dinge hier, um von neuem zu zeigen, wie die Abgrenzung der Wissenschaften mit großen Prinzipienfragen zusammenhängt.

¹⁾ Vgl. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat, 2. Aufl., S. 295 und 321.

²⁾ Über O. Seecks Entwicklungsgeschichte des Christentums vgl. E. Seeberg, DLZ. 1922, Sp. 49 ff.

³⁾ Vgl. meine oben S. 135, Anm. 1 genannte Schrift.

⁴⁾ Tröltzsch, Hist., S. 60.

⁵⁾ Vgl. GW. II, S. 217.

⁶⁾ GW. II, S. 213 ff. Vgl. auch Al. Fischer, Psychologie der Gesellschaft, S. 373.

bleibt das richtige Verhältnis¹⁾. Das Entscheidende, die Fruchtbarkeit, vermissen wir auf dem Weg, den Marx zeigt. Gegenüber üblichen Entstellungen der historiographischen Entwicklung heben wir hervor²⁾, daß Marx keineswegs eine wirtschaftsgeschichtliche Literatur geschaffen, sondern eine solche von Bedeutung schon vorgefunden hat, daß er im Fluß der Entwicklung steht, daß er zwar Anregungen geboten hat, daß aber die gute wirtschaftsgeschichtliche Literatur sich kritisch ablehnend zu ihm verhält. Die im Gefolge des Marxismus sich bewegende geschichtliche Literatur gewährt einen geradezu dürftigen Eindruck. „Unter den Händen der Schüler von Marx und Engels verengte sich der unermessliche Inhalt der wirtschaftlichen, politischen, besonders der Geistesgeschichte immer mehr und mehr und trocknete das durch die Adern der Historie pulsierende Blut förmlich ein“. In der Geschichtswissenschaft „ist der Sozialismus fast unfruchtbar geblieben“. Der marxistische Hofhistoriograph der Revolution, Kautsky, „beleidigt den sachkundigen Leser durch seine Oberflächlichkeit.“³⁾ Es gibt allerdings ein paar erfolgreiche Forscher, die dem Marxismus nahestehen. Sie haben aber ihre wissenschaftliche Ausbildung im Rahmen bewährter alter Schulen erhalten, und das Beste in ihren Arbeiten ist das, was mit deren Tradition übereinstimmt, während das, was sich an den Marxismus anpaßt, den Wert ihrer Studien verringert⁴⁾. Auch das haben wir schließlich noch zur Charakterisierung der marxistischen Geschichtsliteratur anzuführen, daß in ihr noch längst widerlegte Anschauungen der Aufklärung in nicht besserer Gestalt weiterleben.

Wir bleiben bei den Erkenntnissen, die durch die romantische Bewegung und in der Fortbildung ihrer Gedanken gewonnen sind. Sie gerade entsprechen den Forderungen der Zeit⁵⁾.

¹⁾ Vgl. GW. II, S. 214, Anm. 3.

²⁾ S. die unten (S. 161 ff.) folgende Studie, ferner GW. II, S. 191, 200, 210.

³⁾ Friedjung, Imperialismus II, S. 9.

⁴⁾ Ich denke hier natürlich in erster Linie an L. M. Hartmann (einen Schüler von Mommsen und Scheffer-Boichorst), von dessen Geschichte Italiens im Mittelalter schon Reincke-Bloch im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins 1911, Sp. 492 bemerkt hat, daß die Darstellung bei ihren anerkannten hohen Vorzügen durch sein (positivistisch-materialistisches) Prinzip leb- und farblos wird. Schildern muß auch der positivistische Historiker die Personen, wenn er gleich die Ansicht vertritt, sie seien nur Typen und ausführende Organe. Aber das Prinzip hindert dann die rechte Erfassung der Persönlichkeit; es erweist sich als Schranke. Über das Hindernis, das für Belochs Darstellung in dessen Positivismus liegt, s. GW. II, S. 204; Salin, Festgabe für Gothein S. 21. Reincke-Bloch macht an derselben Stelle Sp. 488 eine Bemerkung, welche unsere Anschauung von dem Fortleben bzw. Wiederaufleben der alten Romantik bestätigt: H. Leo mit seiner italienischen Geschichte „weist als Kulturhistoriker gerade nach der Richtung, die in unseren Tagen wieder als die moderne erscheint“.

⁵⁾ In einer eingehenden Würdigung von Schriften von Wölfflin, Tietze, Wulff über das Wesen der Kunstgeschichte, Repertorium für Kunstwissenschaft 41 (1919), S. 168 ff. legt Rothacker dar, wie es unumgänglich ist, die romantische Auffassung festzuhalten, falls man nicht auf echte historische Betrachtung überhaupt verzichten will. — Bächtold, die nationalpol. Krisis in der Schweiz, S. 76, beklagt es, daß „unser Land nach Naturrecht und Aufklärung eine zu schwache Romantik hervorgebracht hat und deshalb eines bedeutsamen Gliedes der allgemein abendländischen Geistesentwicklung . . . verlustig gegangen ist.“

Wir setzen dem Kosmopolitismus der Aufklärung das staatliche und nationale Bewußtsein, der Freihandelslehre des Manchestertums eine von solchem Dogmatismus freie Anschauung, die wirtschaftliche Autarkie des Nationalstaats, das Recht des Staats zur Regelung der wirtschaftlichen Verhältnisse, mit der Beweglichkeit des Systems, wie sie durch die historische Entwicklung verlangt wird, entgegen. Wir tragen den von der Aufklärung verachteten „Haupt- und Staatsaktionen“ Rechnung durch die Anerkennung „des Primats der äußeren Politik vor allen innern Bedürfnissen, des Primats der unbedingten Voraussetzungen vor den bedingten Interessen des einzelnen, der sein Recht fordert: das ist der entscheidende Gesichtspunkt, aus dem Ranke Geschichte geschrieben und Bismarck sein Leben lang Politik gemacht hat“¹⁾. Wir fassen den Begriff der Kultur tiefer, als die Aufklärung tat. „Kultur ist mehr als Zivilisation, ist nicht nur äußere Lebensführung und Lebenshaltung, sondern geistiges Sein auf Grund von Lebens- und Weltanschauungen und die Kraft, sie unter voller Einsetzung des Ichs zu vertreten“²⁾. Wir vermögen uns Kultur ohne das Bekenntnis zum eigenen Volkstum nicht zu denken. Wir glauben nicht wie die Aufklärung an ein Naturrecht und an eine für alle Völker gültige Staatsverfassung; Staatsrechtswissenschaft und Geschichtswissenschaft in Deutschland haben daran gearbeitet, das Vorwalten der ungeschichtlichen revolutionären Ideen zu beseitigen, das fremde, französische, radikale Element aus dem deutschen Blut auszuschneiden³⁾; sie haben uns dazu verholfen, einen Staat mit eigenen Einrichtungen zu besitzen, deutsche Freiheit gegen welsche Freiheit setzen zu können⁴⁾.

Die romantische Wissenschaft erschloß uns das Verständnis für den Volksgeist, den deutschen Volksgeist, und half uns den deutschen Nationalstaat aufzurichten. Inzwischen ist er niedergedrückt; unsere deutsche Freiheit ist uns genommen. Bei der Arbeit für seine Wiederaufrichtung soll und wird die deutsche Geschichtschreibung alter guter Art uns wieder fördernd begleiten.

Wir haben zuletzt die Aufgaben bezeichnet, die heute der Geschichtswissenschaft gestellt sind, die Wege, die sie zu gehen hat. Werfen wir zum

¹⁾ H. Oncken, Bismarck und die Zukunft Mitteleuropas (Heidelberg 1915), S. 15.

²⁾ D. Schäfer, Das deutsche Volk und der Osten (Vorträge der Gehe-Stiftung, 1915, 3. Heft), S. 35. Über „Kultur“ und „Zivilisation“ vgl. Tröltzsch in: „Deutschland und der Weltkrieg“, 2. Aufl. S. 61 Anm.

³⁾ Vgl. zu der oben S. 9 zitierten Literatur die prägnanten Formulierungen bei M. Ritter, L. v. Ranke, S. 32, und F. Meinecke, H. Z. 75, S. 394. Interessant über diese Beziehungen, unter Verwertung unserer jüngsten Erlebnisse, ist W. Andreas, Süddeutsche Monatshefte, April 1915, S. 17. E. W. Mayer, Preuß. Jahrbücher 161, S. 66 ff.

⁴⁾ Während des Weltkrieges kam die Anschauung auch in der Schweiz zur Aussprache, daß deutsche Freiheit gegen welsche Freiheit zu verteidigen sei. Vgl. die denkwürdige Sitzung des Schweizer Nationalrats vom 16. Juni 1915, in der der Abg. Bühlmann erklärte (Bericht des „Berner Bund“ vom 17. Juni, Nr. 277): „Wir Deutschschweizer müssen es ablehnen, uns als Eidgenossen zweiten Ranges behandeln zu lassen. . . . Persönliche Freiheit ist nur möglich im freien, selbständigen Staat; sie muß sich also dem Staatswohl unterordnen. Das ist unsere deutschschweizerische Meinung.“ Heute wird der selbständige deutschschweizerische Standpunkt durch die „Schweizerischen Monatsblätter“ (s. oben S. 134, Anm. 2) vertreten.

Schluß nochmals einen Blick auf die Leistungen der Geschichtswissenschaft unserer Tage. Einer unserer namhaftesten Geschichtsschreiber hat sein Urteil über sie in folgendem Satz zusammengefaßt¹⁾: „Wir machen uns keine Illusion darüber, daß, verglichen mit der großen Zeit der Ranke, Burckhardt und Treitschke, die Spitzen gesunken sind —, während das allgemeine Niveau der Arbeit doch nicht unerheblich gestiegen ist, die Auffassungen verfeinert, die Gesichtspunkte vermehrt, die Befruchtung der historischen und der übrigen geisteswissenschaftlichen Studien untereinander gewachsen ist und die alte Gründlichkeit der Arbeit — im großen und ganzen wenigstens — nicht gelitten hat.“

Warum sind die „Spitzen gesunken“? Warum wandeln nicht Historiker der alten Höhe unter uns? Ist die Begabung geringer geworden? Es gibt Zeiten, in denen einem Volk größere oder geringere Begabungen beschieden sind. Uns steht es nicht zu, darüber ein Urteil für unsere Zeit zu fällen. Aber wir besitzen ein Gefühl dafür, was zur Größe jener großen Historiker gehört hat: Ranke und die großen Historiker der politischen Gruppe, die Droysen, Sybel und Treitschke, sind sich stets selbst treu geblieben, haben ihren Idealen die Treue gehalten; ihr Leben hat keine gebrochene Linie dargestellt. Mehr als die meisten anderen Wissenschaften verlangt die Geschichte eine reiche und zugleich geschlossene, ausgesprochene Persönlichkeit. Ihre Beziehungen zu dem ganzen gewaltigen Menschenleben sind zu unmittelbar, als daß eine halbe Persönlichkeit für eine große historische Darstellung ausreichen könnte. Es gehört mehr dazu als Form der Darstellung und Scharfsinn der Untersuchung, so hoch wir diese Gaben schätzen. Die geschichtliche Darstellung kommt nicht damit zustande, daß der Verfasser sorgfältig forscht und seinen allgemeinen Anschauungen möglichst wenig Einfluß auf sie gestattet²⁾; es muß sich in ihr seine geschlossene, lebensvolle Persönlichkeit offenbaren.

Gervinus schließt seine Geschichte der deutschen Dichtung mit dem berühmten Satz³⁾: „Der Wettkampf der Kunst ist vollendet; jetzt sollten wir uns das andere Ziel stecken, das noch kein Schütze bei uns getroffen hat, ob uns auch da Apollon den Ruhm gewährt, den er uns dort nicht versagte“.

Die politische Tat, die Gervinus hiermit vom deutschen Volk forderte, erschien dann. Aber gerade Gervinus hat sich ihr in der entscheidenden Zeit versagt; er lehnte Bismarcks Werk sogar ab. Damit wurde er seinen Idealen untreu; sein Leben stellt eine gebrochene Linie dar. Er zog sich auch, vielleicht in unbewußter richtiger Empfindung, von der politischen Geschichtsschreibung zurück. Hätte er, dem es wahrlich nicht an historiographischer Begabung gefehlt hat, die Zeit der Aufrichtung des neuen Reiches geschildert, es wäre ein Zerrbild geworden.

Wir können uns nicht der Meinung erwehren, daß in unsern Zeiten nicht überall die alten Ideale von den Historikern bewahrt werden. Nicht erst seit der Revolution setzen die Wendungen ein. Seit den letzten Kriegszeiten liegen von manchen Historikern Äußerungen vor, die wir, je

¹⁾ F. Meinecke, in der „Hilfe“ vom 6. April 1916, wieder abgedruckt in „Preußen und Deutschland“, S. 469.

²⁾ So meint es Rickert („Grenzen“, 3. u. 4. Aufl., S. 418) von Ranke, gegenüber Tröltsch' Auffassung.

³⁾ Bd. 5 (1842), S. 734.

nach der Höhe ihrer Stellung, als bedauerlich oder als schmerzlich empfinden. Heute aber, bei den mancherlei Versuchungen zur Untreue, wird vollends die Mahnung an den Historiker am Platz sein, sich treu zu bleiben und die eigene Lebensgeschichte nicht durch Brechung der Linie zu mindern. Soweit die Geschichtschreibung bei dem wieder notwendig gewordenen Neubau unseres Vaterlandes mithelfen kann, ist die Erfüllung jener Voraussetzung Gebot.¹⁾

Die deutsche wirtschaftsgeschichtliche Literatur und der Ursprung des Marxismus.

I. Die deutsche wirtschaftsgeschichtliche Literatur bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts.

Unter dem Titel „Georg Wilhelm von Raumer und die materialistische Geschichtsauffassung“ hat Andreas Voigt unter Verwertung einer Arbeit des verstorbenen Paul Voigt in den „Preußischen Jahrbüchern“ Bd. 103 (1901), S. 430 ff. eine Abhandlung veröffentlicht, in der darauf aufmerksam gemacht wird, daß Raumer, der brandenburgische Geschichtsforscher und Leiter der preußischen Archivverwaltung, eine ökonomische²⁾ Geschichtsauffassung vertreten hat³⁾. Die Äußerungen, auf die sich Voigt dafür beruft, finden sich in einer Schrift Raumers, die fast den Charakter einer Gelegenheitsschrift hat, in dem 1851 erschienenen Buch „Die Insel Wollin und das Seebad Misdroy“⁴⁾. In der Vorrede rechtfertigt Raumer die Beschäftigung mit dem anscheinend so kleinen und unbedeutenden Gegenstand mit dem Hinweis auf die Wichtigkeit „landwirtschaftlicher Lokal- und Dorfgeschichten“. Er sagt: „Wenn erst mehr und mehr erkannt werden wird, daß alle politischen Veränderungen nur Folgen der veränderten Erwerbs- und Lebensweise der Menschen und der durch umgestaltete Verkehrsverhältnisse anders gewordenen Stellung der verschiedenen Klassen sind, dann wird auch der Wert landwirtschaftlicher Lokal- und Dorfgeschichten mehr gewürdigt werden, wozu das gegenwärtige Buch einen Beitrag zu liefern sucht.“ Er erläutert weiterhin seine Anschauung an dem Beispiel der Stein-Hardenbergschen Gesetzgebung. „Die längst vor diesen Staatsmännern in der Stille eingetretenen veränderten Zustände des Landbaues haben die neue Gesetzgebung hervorgerufen und mußten sie hervorrufen.“ Der Anbau von Futterkräutern und des Klees,

¹⁾ Vgl. H. v. Treitschke, Briefe III, S. 583.

²⁾ Voigt spricht von „materialistischer Geschichtsauffassung“. Es wird keinem Bedenken unterliegen (vgl. dazu z. B. K. Diehl, Über Sozialismus, Kommunismus und Anarchismus, Zwanzig Vorlesungen, 2. Aufl., S. 17), wenn ich statt dessen ohne weiteres „ökonomische Geschichtsauffassung“ einsetze. S. auch GW. II, S. 190.

³⁾ Vgl. auch A. Voigt, Zeitschr. f. Sozialwissenschaft, 1911, S. 443.

⁴⁾ Die Schrift behandelt ihren Gegenstand sehr eingehend. Es wird z. B. gründlich über die wirtschaftliche Lage der verschiedenen Klassen der ländlichen Bevölkerung und die Art der Landwirtschaft (S. 102 ff.), ferner über die Amtsverwaltung (S. 127 ff.) berichtet.

dann hauptsächlich der Kartoffelbau ließen „eine totale Revolution in den wirtschaftlichen Verhältnissen der ländlichen Bevölkerung eintreten, welche durch das Aufgeben der uralten Dreifelderwirtschaft und durch das Entstehen einer zahlreichen Büdner- und Einliegerklasse, eines Standes von Nichteigentümern neben den hergestammten Ackerwirten, den Bauern und Kossäten, deutlich bezeichnet wird. Dadurch erst, durch diese auf dem Kartoffelbau fußende Bevölkerung ward es möglich, aber auch notwendig, die Hofedienste der bäuerlichen Untertanen, auf denen die frühere Ackerwirtschaft der größeren Güter beruhte, aufhören zu lassen, womit dann der Bauernstand freier Eigentümer wurde, die Besitzer der großen Güter aber in die Geldwirtschaft, bald auch in die sogenannte rationelle Landwirtschaft und ländliche Fabrikation hineingetrieben worden sind, worin eine Hauptursache des politischen Umschwunges der Gegenwart zu suchen ist. Und auch für die Zukunft beruht ein Teil, nicht nur der sozialen, sondern auch der politischen Entwicklung der östlichen Provinzen des preußischen Staates in dem Umstande, ob ein Stand solcher rationellen, den Ackerbau selbst betreibenden größeren Gutsbesitzer sich erhalten werde und wie das zukünftige Verhältnis der eigentumslosen und tagelohnenden Klasse der Bevölkerung zu jenem Gutsbesitzerstande sich gestalten wird“. „Keine Macht auf Erden hält die Dienstaufhebung, die Eigentumsverleihung und Parzellierungsfreiheit auf die Länge zurück, wenn solche erst Bedingungen der Produktion geworden sind.“ „Aus den geänderten gesellschaftlichen und Erwerbsverhältnissen, aus einem anders gewordenen Haushalt der Familien und einem eben damit geänderten Sinn des Volkes gehen mit der Zeit allemal die größten politischen Umwälzungen der Staaten hervor, und die politische Ohnmacht des Grundbesitzes in der Gegenwart, das Übergewicht des Kapitalvermögens, das Brechen des alten ständischen korporativen Zusammenhaltens sind eben notwendige Folgen der geänderten Volkswirtschaft. Dazu gehören freilich nicht bloß Änderungen im Betrieb des Ackerbaues und in den Kulturzuständen des platten Landes, sondern in den Erwerbsverhältnissen des Volkes überhaupt, also auch im städtischen Gewerk- und Handwerkerstande, in Manufaktur und Fabrikation; allein die Änderungen im städtischen Verkehr pflegen mit der Umwälzung des Landbaues Hand in Hand zu gehen.“ „Die politischen Umgestaltungen sind in ihrem letzten Grunde nur Folgen, und zwar notwendige Folgen der veränderten sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Bevölkerung, welche nach und nach nicht nur die Sitten, die Lebens- und Anschauungsweise, sondern auch die Stellung der einzelnen Klassen der Gesellschaft gegeneinander ändern.“ „Unsere Historiker von Fach beschäftigen sich damit (mit der historischen Darstellung der landwirtschaftlichen und sozialen Zustände) freilich nicht; sie geben höchstens eine Rechtsgeschichte, eine Darstellung der legislativen Änderungen, da doch gewiß ist, daß jede Veränderung in den Rechtszuständen einer Nation aus gewissen tatsächlichen Voraussetzungen, aus dem Steigen der Bevölkerung und dem Drängen nach erhöhter Produktion hervorgeht, und daß alle Staatseinrichtungen ohne Ausnahme, von unten nach oben, nur Resultate der jeweiligen Zustände der Gesellschaft sind. Und für gewisse Zustände derselben paßt als Staatseinrichtung eben nur der Despotismus, von wem und in welcher Form er auch ausgeübt werden möge.“ „Freilich soll damit die Wichtigkeit und die Macht der geistigen Bewegung

in den Völkern nicht hinweggeleugnet werden; aber wahr ist es doch, daß solche Bewegungen mehrenteils entweder durch materielle Veränderungen in der Gesellschaft eingeleitet, oder daß sie von solchen begleitet und durch sie getragen werden müssen, wenn bleibende und tiefgreifende Umwälzungen in der Richtung der Geister dadurch erzeugt werden sollen. Zum Glück hat übrigens Gott eine Leuchte auf Erden aufgerichtet, welche weiter greift als Menschen und als alle vergänglichen politischen Institutionen.“

Voigt macht geltend, daß mehr als das, was Raumer in diesen Sätzen ausspricht, auch Marx und Engels nicht haben sagen können, daß aber Raumer viele der hier in Betracht kommenden Zusammenhänge tiefer erfaßt, besser auf ihre Ursachen zurückgeführt und richtiger dargestellt habe als jene. Zunächst ist bei Marx der Begriff der Produktionsverhältnisse unklar geblieben, so daß einer seiner Interpreten (Kautsky) darunter die technischen Erfindungen verstehen konnte und sie zum eigentlichen Agens der gesellschaftlichen Entwicklung machte¹⁾. Raumer dagegen nennt wenigstens eine, und wohl die wichtigste, der tatsächlich treibenden Kräfte, nämlich „das Steigen der Bevölkerung und das Drängen nach erhöhter Produktion“. „Auch der Zusammenhang der Produktionsverhältnisse mit der Klassenbildung und der Stellung der Klassen zueinander“ — bemerkt Voigt — „tritt bei Raumer klarer als bei Marx hervor.“ Mit dem Beispiel von der Wirkung der Einführung der Futterkräuter liefert uns Raumer „ein deutliches, anschauliches Bild vom Gange der Veränderung im Gegensatze zur Marxschen

¹⁾ Auch Sombart, Technik und Kultur, Archiv für Sozialwissenschaft, Bd. 33 (1911), S. 315, findet, daß die Geschichtsauffassung von Marx „in Wahrheit keine ökonomische, sondern eben eine technologische ist“. In seiner materialistischen Geschichtsauffassung habe die technologische Geschichtsbetrachtung sogar „ihren klassischen Ausdruck gefunden“. Im Hinblick auf die Vorrede in Marx' „Kritik der politischen Ökonomie“ bemerkt Sombart (S. 316): „Sollen diese Sätze überhaupt einen Sinn haben, so kann es nur dieser sein: gegeben ist ein bestimmter Entwicklungsgrund der Technik: denn was sonst ‚Produktionskräfte‘ sein sollten, wenn nicht technische Möglichkeiten, ist nicht einzusehen. Diese Technik entscheidet über die Gestaltung des Wirtschaftslebens (unter dem die Eigentumsverhältnisse vor allem verstanden werden); dessen Gestaltung über die aller übrigen Kultur. Oder . . . die Wirtschaft ist eine Funktion der Technik; die übrigen Kulturerscheinungen sind eine Funktion der Wirtschaft, womit gesagt sein soll (und Marx muß das sagen wollen, wenn anders seine Worte nicht bloße Worte sein sollen): daß nur eine einzige Wirtschaftsmöglichkeit bei einer gegebenen Technik, nur eine einzige Kulturmöglichkeit bei einer gegebenen Wirtschaftsweise denkbar ist“. S. 319: „Wirtschaft durch Technik, übrige Kultur durch Wirtschaft bestimmt.“ — Zur Kritik der Anschauung von der maßgebenden Bedeutung der Erfindungen in der geschichtlichen Entwicklung vgl. Hans Delbrück, Über die Bedeutung der Erfindungen in der Geschichte, Historische und politische Aufsätze (1887), S. 339 ff., und Max Lenz, Kleine historische Schriften (1910), S. 20. Ebenso erklärt sich Voigt a. a. O., S. 435, gegen die Überschätzung der Bedeutung der Technik, desgleichen Sombart a. a. O., S. 316 ff. Dieser freilich gelangt weiterhin auf einem Umweg doch von neuem dazu, die Wirkung der Technik überaus hoch, zweifellos zu hoch anzuschlagen. Über die Interpretation der Auslassungen von Marx vgl. neuerdings E. Brandenburg, Die material. Geschichtsauffassung; dazu GW. II, S. 190 f.; Th. Häring, Die Struktur der Weltgeschichte S. 225 ff.; Tröltsch, Hist., S. 65. Bortkiewicz, Archiv f. Gesch. des Sozialismus 1922, S. 425, nimmt Sombart gegen ein Mißverständnis Cunows in Schutz („die Wirtschaft eine Funktion der Technik“ bedeutet: die Wirtschaft von ihr abhängig).

Darstellung, wo der Zusammenhang zwar konstatiert wird, die nähere Verkettung aber im Dunkeln bleibt.“ „Zu beachten ist auch, daß Raumer nicht bloß von zwei Klassen spricht, den Arbeitgebern und den Arbeitern, die Marx infolge seiner Beschränkung auf die industriellen Verhältnisse allein immer vorschweben. Es ist ein weiterer Gesichtskreis, der sich uns hier eröffnet und uns die Klassenbildung in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit erkennen läßt.“ Voigt hebt weiter als Vorzug der Ausführungen Raumers hervor, daß von ihm im Gegensatz zu Marx dem Kampf die richtige Position in der Entwicklungsgeschichte der Gesellschaft zugewiesen werde. „Es ist nicht das einzige Agens der Entwicklung; diese ist nicht eine ununterbrochene Reihe von Klassenkämpfen, sondern der Kampf ist hier wie überall im menschlichen Leben lediglich die ultima ratio, die dort eintritt, wo die natürlichen Triebkräfte infolge von Reibungswiderständen vorübergehend den Dienst versagen.“ „Endlich ist auch die Rolle der geistigen, ideologischen Faktoren bei Raumer so scharf umschrieben, wie es bei diesen minder greifbaren Potenzen überhaupt möglich ist. Er begnügt sich nicht mit dem unklaren Bilde, daß die geistige Bewegung in den Völkern ein bloßer „Reflex“ des ökonomischen „Unterbaues“ sei. Er läßt sich auch nicht zu Generalisierungen verleiten, die nachher doch wieder zurückgenommen werden müssen. Er läßt den geistigen Faktoren ihre unverkennbare selbständige Macht; aber er gibt zu, daß bleibende und tiefgreifende Umwälzungen auf geistigem Gebiete meistens durch wirtschaftliche Umwälzungen eingeleitet oder von solchen begleitet und durch sie getragen werden. . . . Überhaupt, und das ist ein letztes Verdienst des Raumerschen Materialismus: er ist weit entfernt, eine neue Geschichtstheorie darzustellen und die Tatsachen in ein, trotz allem Materialismus, im Grunde doch mystisch-scholastisches Schema zwingen zu wollen.“ Während Marx nicht einen Erfahrungszusammenhang, sondern ein historisches Erkenntnisprinzip, das vor aller Erfahrung und unabhängig von dieser gelten soll, stabilisiert, tritt Raumers Geschichtsmaterialismus lediglich als eine Erfahrungstheorie auf, die sich vor allem in der wirtschaftlichen Detailgeschichte bewahrheiten soll. „Man erkennt daher sofort“ — schließt Voigt — „die Bedingungen und Grenzen ihrer Gültigkeit und versteht sehr gut, wie Raumer einen religiösen Supernaturalismus für damit vereinbar halten konnte.“

Voigts Urteilen werden wir im ganzen zustimmen dürfen. Allerdings, nicht all die Erkenntnisse oder, um mich neutraler auszudrücken, nicht all die Sätze, die uns bei Engels und Marx begegnen, sind auch bei Raumer vorhanden. Ferner wird man nicht bloß bei Marx, sondern ebenso, wiewohl in geringerem Grade, bei Raumer etwas Dogmatisches in seiner These entdecken und bei ihm gleichfalls — um ein allgemeines Urteil schon jetzt auszusprechen — wahrnehmen, daß er neben den wirtschaftlichen die anderen historischen Motive und Ursachen noch nicht zu gebührender Geltung kommen läßt. Endlich tritt auch bei Raumer das eigentliche Agens der historischen Entwicklung nicht in voller Deutlichkeit entgegen: er klärt uns nicht darüber auf, ob der allererste Antrieb von einem technischen Moment (dem Anbau einer neuen Fruchtart) oder von der Zunahme der Bevölkerung ausgeht. Aber den Vorzug wird man Raumer vor Marx zugestehen, daß er mehr als beobachtender Historiker spricht, während man bei Marx etwas von scholastischer Formel oder wenigstens die Befriedigung über die Formel als Formel beobachtet. Und weiter ist jenes Schwanken in den Aussagen über

das letzte Agens der historischen Entwicklung bei Raumer doch auch wiederum ein Vorzug gegenüber Marx, der die „Produktionskräfte“ mit voller Bestimmtheit als das letzte Agens bezeichnet, aber keine klare Auskunft darüber gibt, was wir uns darunter vorzustellen haben. Wenn Raumer nachweisbare Ursachen nennt und nur zwischen ihnen schwankt, so ist es ja auch tatsächlich unmöglich, dem einen oder dem anderen Faktor für alle historischen Fälle die Priorität unbedingt zuzuerkennen und nicht zu schwanken. Die Ehrlichkeit unserer Forschung verlangt unendlich oft diese Zurückhaltung oder Unsicherheit¹⁾.

Wenden wir uns noch etwas den von Raumer gebrauchten technischen Ausdrücken zu. Er spricht von der „Klasse“, von „den verschiedenen Klassen“, „Klassen der Gesellschaft“. Die „Klasse“ spielt in der Terminologie der marxistischen Geschichtsbetrachtung ja eine große Rolle. Auch die Ausdrücke „Bedingungen der Produktion“ und „wirtschaftlich“ sind Raumer geläufig. Dagegen gebraucht er nicht die Ausdrücke „Klassenkampf“ und „ökonomisch“. Etwas unbeholfen ist es, wenn er von „landwirtschaftlichen Lokal- und Dorfgeschichten“ spricht. Es war aber damals der Ausdruck „Wirtschaftsgeschichte“ noch nicht geprägt worden. Das Wort begegnet zum erstenmal im Heidelberger Lektionskatalog vom Jahre 1853: der Privatdozent Kießelbach kündigte damals eine Vorlesung mit dem Titel „Wirtschaftsgeschichte“ an. Treitschke eilte nach Heidelberg, um sie zu hören; Kießelbach las sie aber nicht. Der erste, der einem Buch diesen Namen gab, ist K. Th. v. Inama-Sternegg (1879) gewesen²⁾. Überhaupt sind ja die wirtschaftsgeschichtlichen Termini verhältnismäßig jungen Datums. So kommt das Wort „Stadtwirtschaft“ erst 1867, bei G. Schönberg, vor, während allerdings der Begriff der Stadtwirtschaft schon vorher, namentlich von Br. Hildebrand, 1866, vor ihm von J. G. Droysen und W. H. Riehl, entwickelt wird³⁾. Das Wort Volkswirtschaft ist freilich erheblich älter.

Voigt nimmt nun ohne weiteres an, daß Raumer unabhängig von Marx und Engels zu seinen Anschauungen gelangt ist. Ich teile diese Ansicht. Allein eine Prüfung der Frage der Unabhängigkeit oder Abhängigkeit wird doch notwendig sein. Denn Marx und Engels haben ihre ökonomische Geschichtsauffassung chronologisch früher als Raumer vorgetragen, in ganz bestimmter Form schon im Jahre 1848, in dem damals veröffentlichten „Kommunistischen Manifest“. Es wird aber ferner, wie sich ergeben wird, auch viel Belehrung bieten, die Frage der Unabhängigkeit oder Abhängigkeit aufzuwerfen; ja, ich möchte sagen: die Verfolgung dieser Frage ist fast noch lehrreicher als die Betrachtung der Raumerschen Sätze selbst.

¹⁾ Natürlich ist bei Raumer nicht vorhanden die marxistische Anschauung vom Überflüssigwerden des Staates. Vgl. über diese und ihren volksfremden Ursprung F. Lenz, Staat und Marxismus, Bd. I (1921); K. Marx, H. Z. 124, S. 466 ff.; GW. II, S. 216. Raumer stellt eben seine These als Historiker auf, während Marx' Wirtschaftslehre nur als Ausdruck stärkster politischer Tendenz zu verstehen ist. S. darüber F. Lenz, a. a. O., 2. Band, passim und dazu meine Anzeige im Archiv für Politik und Geschichte Jahrgg. 1924. Zur Kritik des Marxismus s. ferner GW. II, S. 208 und 214.

²⁾ Vgl. über diese Dinge meinen Nekrolog auf Inama, Vjschr. f. Soz.- u. WG. 1909, S. 169.

³⁾ Vgl. meine Probleme der WG., S. 146 ff.

Drei Gesichtspunkte dürften sich für die Selbständigkeit Raumers geltend machen lassen.

1. Von vornherein spricht ein Umstand für die Selbständigkeit Raumers: er, der Konservative, würde nicht so unbefangen, so arglos, so ohne alle Bedenken seine ökonomische Geschichtsauffassung vorgetragen haben, wenn ihm die Theorie von Engels und Marx bekannt gewesen wäre. Er würde sich, falls er sie etwa gekannt hätte, gegen gewisse Konsequenzen, die aus seiner ökonomischen Geschichtsauffassung gezogen werden könnten, verwahrt haben.

2. Aus Raumers älteren Arbeiten ergibt sich, daß die Anschauungen, die er im Jahre 1851 vorträgt, eine Vorgeschichte haben, nicht unvermittelt bei ihm hervortreten. Im Jahre 1837¹⁾ veröffentlichte er, als Jubiläumsschrift, eine Edition des für die Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte der Kolonisationsländer so wichtigen „Neumärkischen Landbuchs von 1337“; sie ist, was bemerkt zu werden verdient, Ludwig von Gerlach, dem damaligen Oberlandesgerichtspräsidenten der Neumark, gewidmet. Der Edition gibt er eine ausführliche historische Einleitung bei, die sogar einen größeren Umfang hat als die Edition selbst.

In dieser Einleitung finden sich sehr beachtenswerte Äußerungen. Sie ist streng sachlich gehalten; zum größeren Teil enthält sie sogar nur einen chronologischen Bericht über die Entwicklung der Neumark. Aber man nimmt wahr, wie Raumer überall eine bestimmte Anschauung von den Dingen gegenwärtig ist. Er verteidigt wiederholt das Mittelalter gegen unberechtigten Tadel und hebt im Zusammenhang damit die unliebenswürdigen und unerfreulichen Seiten der Verhältnisse der Neuzeit hervor. So spricht er (S. 56) davon, wie im Mittelalter, „abgesehen von dem aus der höheren Ehrung des kriegerischen Vasallenstandes hervorgehenden Vorzuge, die Stände sich in ihrer Lebens- und Anschauungsweise bei weitem näher standen, als dies in der Gegenwart der Fall ist, wo eine schroffe Kluft den sogenannten gebildeten, durch Luxus, andere Sitten, Erziehung und Denkweise und selbst durch eine andere Sprache geschiedenen Stand von den niederen ungebildeten und unverfeinerten Ständen trennt. Wenn daher jetzt einer unserer alten märkischen Ritter erweckt würde, so würde er . . . sich in jene Kluft, welche der dem Mittelalter unbekannte Geldreichtum, Luxus und Bildung in die menschliche Gesellschaft gerissen haben, gar nicht finden können; sie würde ihm weit unerhörter, ja unmenschlicher vorkommen als die Standesunterschiede des Mittelalters, welche uns so grell ausgemalt werden.“ Einmal äußert sich Raumer über den Unterschied

¹⁾ Einige Jahre vorher hatte Raumer (anonym) eine Schrift veröffentlicht, die einen Beweis für sein Interesse für verfassungs- und wirtschaftsgeschichtliche Fragen liefert, aber nicht gerade programmatische Äußerungen in unserem Sinn enthält. Ich meine die Schrift: „Über die älteste Geschichte und Verfassung der Churmark Brandenburg, insbesondere der Altmark und Mittelmark.“ Zerbst 1830, 136 S. Das Buch behandelt die Verfassung (im umfassendsten Sinn) der Mark Brandenburg, vornehmlich im Zeitalter der Germanisierung des Landes, und das Verhältnis zwischen Deutschen und Slaven interessiert R. auch besonders. Er schlägt übrigens die Zahl der deutschen Bauern, die ins Slavenland gekommen sind, zweifellos zu gering an. Vgl. über die Theorien betreffs jenes Verhältnisses, die einander abgelöst haben, H. Witte, Zur Erforschung der Germanisation unseres Ostens, *Hansische Geschichtsblätter*, 1908, S. 271 ff.; *DLZ.*, 1912, Nr. 8, Sp. 487 ff.

zwischen Mittelalter und Neuzeit im ganzen. Nachdem er festgestellt (S. 78), daß das Mittelalter ebensogut wie die Neuzeit Steuern gehabt hat, und zwar ganz beträchtliche, fährt er fort: „Nicht in diesen materiellen Dingen, sondern allein darin, daß damals weit mehr Anspruch auf Charakterstärke, Energie und selbständiges Handeln im Leben jedes einzelnen gemacht wurde, vermag ich einen, freilich sehr wesentlichen, Vorzug des Mittelalters vor der Gegenwart zu erkennen.“ Energisch betont Raumer, wie aufrecht der deutsche Bauer im Mittelalter stand. „Die altpolnische und slavische Ansicht über die Rechtlosigkeit der Bauern an Hab und Gut (welche immer noch sehr von Sklaverei verschieden ist!)“ — bemerkt er (S. 60) — „hat in der Neumark, seitdem sie ein eigenes Land geworden, durchaus nicht mehr gegolten. Rechte hatte damals jeder Stand, der Bauer in seinem Maße sowohl als der Ritter. . . . Es ist ganz unwahr, daß damals der Bauer in seinen Rechten hilflos gewesen sei. Wäre dies der Fall gewesen, wie könnten so viele Urkunden die geringfügigsten Leistungen so genau bestimmen, wie könnte das Herkommen eine immer entscheidende Norm aller Verpflichtungen abgegeben haben, wodurch jede Willkür rechtlich ganz ausgeschlossen wird.“ Raumer weist u. a. auf die Tatsache hin, daß die Verpflichtungen gegenüber der Herrschaft durch die Aussage der abhängigen Bauern bestimmt wurden. „Die Lage der Bauern war nach der Lebensweise und den Bedürfnissen der Zeit überhaupt so gar schlecht nicht. Im Gegenteil ist seit dem 16. Jahrhundert, wie nicht zu leugnen steht, eine nachteilige Veränderung hinsichts der Dienste der Bauern und der Zwangsdienste ihrer Kinder eingetreten. Diese Veränderung beruht aber nicht in spezieller Willkür, sondern sie ist allmählich aus den veränderten Umständen hervorgegangen, da man seit dem 16. Jahrhundert bei stets steigender Bevölkerung, größeren Armeen usw. anfang, den Ackerbau des Geldgewinnes wegen zu treiben, was dem Mittelalter fremd war, und da deshalb die Ritterschaft weit mehr Land kultivierte und unter eigenen Pflug nahm als früher. Dieser veränderten Richtung des Kornhandels dankt die Klasse der Büdner, Einlieger und Tagelöhner ihr Dasein, und er hat unstreitig die Dienste der Bauern vermehrt¹⁾, wiewohl der bessere Absatz des Kornes diesen auch zugute gekommen ist, wie solches aus der steigenden Konsumtion mancher Artikel auf dem platten Lande, z. B. des Bieres seit dem 16. Jahrhundert, sichtlich hervorgeht. Im Mittelalter leistete der neumärkische Bauer seinem

¹⁾ Raumer ist, wenn nicht der erste, so gewiß einer der ersten unter den Historikern, die diese Verschlechterung in der Lage der nordostdeutschen Bauern während der neueren Jahrhunderte konstatiert haben. Die letzten Jahrzehnte haben bekanntlich eine sehr große Literatur über das Problem hervorgebracht. Vgl. meine Abhandlung über den Ursprung der Gutsherrschaft in meinem „Territorium und Stadt“ (1. Aufl.), S. 1 ff. Von der neuesten Literatur seien genannt: M. Sering, Die Vererbung des ländlichen Grundbesitzes im Königreich Preußen, II, 2, S. 225 ff.; G. Aubin, Zur Geschichte des gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses in Ostpreußen von der Gründung des Ordensstaates bis zur Steinschen Reform (1910); K. Brinkmann, Wustrau, Wirtschafts- und Verfassungsgeschichte eines Brandenburgischen Rittergutes (1911); A. Skalweit, Gutsherrschaft und Landarbeiter in Ostdeutschland, Jahrbuch für Gesetzgebung, 1911, S. 1339 ff. Zur Würdigung der Arbeiten Raumers siehe auch A. Ernst, Kritische Bemerkungen zur Siedlungskunde des deutschen Ostens, vornehmlich Brandenburgs, Forschungen zur brandenburg. und preuß. Geschichte, Bd. 23, S. 323 ff.

Herrn, der keine große Ackerfläche betrieb, geringe Dienste und war ihm außerdem zu etwas Geldzinsen und Kornpächten, zur Abgabe von Hühnern und allenfalls zum Fleischzehnt vom Vieh verpflichtet.“ Dazu traten Meßkorn, Vierzeitenpfennig usw. an den Pfarrer und die landesherrliche Steuer¹⁾. „Neben den Bauern, welche etwa 2—4 Hufen unter dem Pfluge hatten, gab es Kossäten, die etwa eine Hufe beackerten, sonst aber ähnliche, nur noch geringere Abgaben an Geld und Hühnern leisteten.“ Gegenüber diesem Zustand „sind die Veränderungen, welche sich seit dem Mittelalter in der Bevölkerung der alten Dörfer zugetragen haben, sehr erheblich, indem nicht nur der früher überaus zahlreiche Adel wohl bis auf den vierten Teil zusammengeschmolzen ist, sondern auch seit dem 16. Jahrhundert die Büdner und Einlieger und die ganze zahlreiche Klasse der Tagelöhner und angesessenen Leute entstanden, welche sich insbesondere seit dem vorigen Jahrhundert und dem Kartoffelbau fortwährend vermehrt haben“ (S. 49)²⁾.

Diesen historischen Erörterungen Raumers möchte ich namentlich dreierlei entnehmen.

Erstens sehen wir, daß er, der das Mittelalter verteidigt, doch, bei veränderten Voraussetzungen, einer Beseitigung der vom Mittelalter überkommenen Verhältnisse das Wort redet: der Jünger der historischen Rechtsschule will die einmal bestehenden Verhältnisse durchaus nicht unbedingt festhalten. Wenn man oft der historischen Rechtsschule vorwirft, daß ihre Vertreter sich in der Praxis gegen die Verwirklichung des Gedankens der historischen Entwicklung ablehnend verhalten haben, zu dem sie sich theoretisch so entschieden bekennen, so trifft Raumer ein solcher Vorwurf nicht. Und er steht, was hierbei zu beachten ist, durchaus auf dem rechten Flügel der Schule. Diese Beobachtung gehört ja nicht eigentlich zu unserem Thema, liefert aber einen wesentlichen Beitrag zur Charakteristik der historisch-politischen Stellung Raumers im allgemeinen.

Sodann: Raumer verdichtet im Jahre 1837 seine historischen Betrachtungen noch nicht zu dem Satz, in den er sie im Jahre 1851 faßt. Allein die Grundlagen, auf die er 1851 seinen Satz stützt, finden wir schon in seiner Darstellung vom Jahre 1837. Das Beispiel, an dem er 1851 seinen Satz erläutert, die Wirkung der Futterkräuter und des Kartoffelbaues, führt er bereits 1837 an. Er macht bereits jetzt geltend, daß eine Veränderung in der Produktionsart die sozialen Verhältnisse beeinflusst. Auch das Wort „Klasse“ gebraucht er schon 1837.

¹⁾ Es verdient beachtet zu werden, daß Raumer dem mittelalterlichen Territorium eine wirkliche Steuer zuschreibt und die Steuer von privatrechtlichen Abgaben sondert. Leider stehen noch manche Autoren der Gegenwart in dieser Beziehung hinter ihm zurück, womit dann eine ganz schiefe Beurteilung der allgemeinen wirtschaftlichen Situation des Mittelalters gegeben ist. Vgl. darüber meine Bemerkungen in den Jahrbüchern für Nationalökonomie, 76, S. 626, Anm. 235; H. Z. 91, S. 460, Anm. 2; Zeitschr. f. Sozialwissenschaft, 1911, S. 638; Zeitschr. des berg. Geschichtsvereins, 26, S. 54, Anm. 1; Vjschr. f. Soz.- u. WG., 1911, S. 450 ff.; Probleme der WG., S. 622 ff.; H. Z. 129, S. 109. Gerade auch bei einer Kritik der ökonomischen Geschichtsauffassung ist jene Sonderung wichtig. S. H. Z. 81, S. 265, Anm. 2 (S. 266).

²⁾ Zur Frage der Entstehung der Tagelöhner vgl. Skalweit, Forschungen zur brandenburg. u. preuß. Gesch. 25, S. 328.

Endlich: Raumer schildert, wie in der Neuzeit gegenüber dem Mittelalter die Verhältnisse durch den Geldreichtum und das Bedürfnis nach mehr Geld unliebenswürdiger und unerfreulicher werden; wie insbesondere die sozialen Gegensätze in der Neuzeit schärfer und häßlicher werden; wie der aufrechte Mann des Mittelalters, der Charakterstärke, Energie und selbständiges Handeln zeigen mußte, in der Neuzeit mehr und mehr verschwindet.

Vertauscht man in dieser Schilderung Raumers das Wort „Geldreichtum“ mit „Kapital“ und verschärft sie etwas, indem man das, was er mit einem Akzent des Gemütes, aber auch keineswegs ohne treffende historische Beobachtung geschrieben hat, in die Sprache der heftigen politischen Agitation übersetzt, so erhält man ein uns sehr bekanntes Schema.

Da nun die Elemente der Darstellung, die Raumer 1851 gegeben hat, sich schon in seiner Schrift vom Jahre 1837 nachweisen lassen, so besitzen wir damit bereits ausreichendes Beweismaterial, um die Unabhängigkeit seiner Äußerungen von 1851 zu behaupten. Aber wir können uns noch auf ein drittes Moment berufen: er steht nicht allein mit seinen wirtschaftsgeschichtlichen Interessen, sondern gehört einer größeren Literaturrechtung an.

3. Die Beschäftigung mit wirtschaftsgeschichtlichen Fragen nimmt ihren Anfang lange vor Raumer. Freilich, er scheint eine solche für die vorangehende Zeit und auch noch für die seinige zu leugnen: „unsere Historiker von Fach“ — sagt er 1851 — „beschäftigen sich damit nicht; sie geben höchstens eine Rechtsgeschichte.“ Indessen, es ist eine alte Erfahrung, daß Autoren, die mit einem Programm auftreten, das unterschätzen, was vor ihnen geschehen ist. Überdies kommt es, wie wir noch sehen werden, darauf an, jene Worte Raumers richtig zu interpretieren. Jedenfalls hatte man sich bis zu seiner Zeit schon viel und auf mannigfache Art mit wirtschaftsgeschichtlichen Fragen beschäftigt.

Die Geschichtschreibung des 18. Jahrhunderts zieht bereits die wirtschaftlichen Erscheinungen in den Kreis ihrer Betrachtung hinein. Damals wurde die Kulturgeschichtschreibung begründet, und in ihrem Rahmen werden auch die wirtschaftsgeschichtlichen Tatsachen berücksichtigt.

W. Sulzbach hat in einer Schrift „Die Anfänge der materialistischen Geschichtsauffassung“ (Karlsruhe 1911) von namhaften Autoren, namentlich des 18. Jahrhunderts, gehandelt, die den wirtschaftlichen Erscheinungen ihre Aufmerksamkeit widmen: so von Montesquieu, Filangieri, Raynal, Mably, Barnave, Schlözer, Möser, Adelung. Die Darstellung hätte mehr in die Tiefe sowohl wie in die Breite gehen können¹⁾. Aber Berücksichtigung dürfen jene Autoren, welche alle schon auf die Wichtigkeit der wirtschaftsgeschichtlichen Tatsachen hingewiesen haben, als Vorläufer der ökonomischen Geschichtsauffassung in der Tat beanspruchen. Durch die Ablehnung idealistischer Motive, die wir übrigens nicht durchweg bei ihnen wahrnehmen, ist am meisten wohl Raynal (mit seiner Kolonial- und Handelsgeschichte

¹⁾ Vgl. dazu z. B. meine Ausführungen zu Schaumkells „Geschichte der deutschen Kulturgeschichtschreibung“ in den Götting. Gel. Anzeigen, 1907, S. 395 ff.; Vjschr. f. Soz.- u. WG. 1912, S. 463 f.; Kern, H. Z. 110, S. 331 ff.; O. Warschauer, Jahrbücher f. Nat.-Ök. 99, S. 131 ff. Warschauer vermißt bei Sulzbach die Würdigung L. Blancs.

der Europäer in beiden Indien) bemerkenswert, welcher der Tendenz der Aufklärung¹⁾ huldigt und von ihr aus die Geltung der wirtschaftlichen Motive gegenüber den religiösen betont. Er erklärt z. B., die Sklaverei sei nicht durch den Geist der christlichen Religion eingeschränkt worden, sondern durch eine gesunde Politik, wie sie der Handel immer herbeiführe. Wenn es somit gewiß notwendig ist, jene Autoren als Vorläufer der ökonomischen Geschichtsauffassung heranzuziehen, so läßt doch Sulzbach in seiner genannten Schrift die großen literarischen Bewegungen außer Betracht, die den Raum zwischen dem Beginn des 19. Jahrhunderts und dem ersten Auftreten von Marx und Engels, den klassischen Vertretern des ökonomischen Systems, einnehmen, also gerade die, welche deren Anschauungen wegen der zeitlichen Nähe am ehesten beeinflussen konnten. Er steht jedoch damit nicht allein: in der gesamten Literatur über Marx wird von den Geschichtsforschern und Geschichtsschreibern nur etwa Thierry, in Zusammenhang mit St. Simon, erwähnt (so auch von Sulzbach). Suchen wir diese Lücke hier durch einige Andeutungen auszufüllen.

Zwei große Kreise sind es namentlich, welche in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wie die kulturgeschichtlichen Studien überhaupt so auch die wirtschaftsgeschichtlichen gepflegt haben.

Einmal setzt hier die romantische Bewegung, im weiteren Sinn, ein: der ganze Kreis der romantischen Richtung und besonders die historische Rechtsschule mit den Forschern, die von ihr ausgehen. Ihr gehört B. G. Niebuhr, der Begründer der neueren Geschichtsforschung, an. Ein wesentliches Stück seiner wissenschaftlichen Arbeit ist die Verbindung der politischen mit der Wirtschaftsgeschichte²⁾, und er bleibt ein Führer in der energischen Berücksichtigung der wirtschaftsgeschichtlichen Erscheinungen zum mindesten für das Gebiet der alten Geschichte. Böckhs „Staatshaushaltung der Athener“, welches Werk 1817 erschien, ist ihm gewidmet. Um einen jüngeren Forscher zu nennen, so ist K. W. Nitzsch zwar nicht Niebuhrs persönlicher Schüler; aber er wandelt gerade mit seiner gleichmäßigen Behandlung der politischen und der Wirtschaftsgeschichte ganz in Niebuhrs Bahnen. Wenn das Interesse für wirtschaftsgeschichtliche Fragen in der Literatur der alten Geschichte zeitweise etwas zurücktrat, so ist es doch eben seit Niebuhr nie vollständig beiseite geschoben worden.

Aus einer dem „Manifest“ vorausgehenden bedeutsamen Schrift von Nitzsch mögen hier einige die Stellung der deutschen Historiker zu den wirtschaftsgeschichtlichen Fragen kennzeichnende Sätze angeführt werden. Im Jahre 1847 veröffentlichte er sein Buch „Die Gracchen und ihre nächsten Vorgänger“ (das Vorwort ist vom 9. August 1846 datiert). Er widmet es dem Historiker J. G. Droysen und dem Nationalökonom und Statistiker J. K. Ravit, dem er für „seine belehrende Teilnahme“ an dieser Arbeit dankt (S. 7). Der erste Teil des Buches handelt „vom römischen Bauernstand und dem römischen Steuerwesen des sechsten Jahrhunderts“. Die Darstellung enthält bemerkenswerte programmatische Äußerungen. So sagt

¹⁾ Vgl. hierzu oben S. 2 u. 13 und E. Hammacher, Das philosophische und ökonomische System des Marxismus (Leipzig 1909), S. 56: „Die utilitaristische Ethik der Aufklärungsphilosophie führt zur Aufstellung des Satzes von der Allmacht des Interesses.“ ²⁾ Vgl. hierzu gegen einen neueren Einwand Historische Vierteljahrschrift, 1904, S. 61, Anm. 1.

N. (S. 10): „Die Historie hat . . . eine Schranke der freien Tat nachgewiesen und zieht sie in ihre Betrachtung mehr als je, um an diesem Gegensatz die sittliche Freiheit zur innigeren Selbsterkenntnis zu treiben, ich meine die Naturgewalt der materiellen Interessen. . . . Diesen Naturmächten gegenüber, die den einzelnen und seine Persönlichkeit gänzlich zu erdrücken drohen, gerade ihn, der in sich unterginge, wenn er nicht auf andere Freie einwirken könnte, in dieser vollen Tätigkeit und Wechselwirkung immer entschiedener und klarer, immer von neuem zu erfassen und darzustellen, das scheint mir die Aufgabe der Geschichtschreibung. . . . Auch in diesen Büchern habe ich die materiellen Interessen und ihnen die einzelnen Charaktere gegenüber darzustellen gesucht.“ Bei voller Schätzung der Bedeutung der materiellen Interessen trägt Nietzsche doch kein Bedenken zu erklären (S. 9): „Ich bin entschieden auf Seiten derer, die den einzelnen in seiner Freiheit darzustellen suchen, und welche die Geschichte nicht als den dialektischen Prozeß der Weltgedanken, sondern als die Darstellung von den Taten menschlicher Freiheit fassen.“ Hinzugefügt sei hier, daß er sich später in seiner „Geschichte der römischen Republik“ (I, S. 3 f.) nachdrücklich gegen die Übertragung der naturwissenschaftlichen Methode auf die geschichtliche Betrachtung ausgesprochen hat.

Die älteren Juristen aus der historischen Rechtsschule haben sich zwar nicht eigentlich mit wirtschaftsgeschichtlichen Arbeiten beschäftigt. Allein indirekt lieferten ihre rechtshistorischen Studien Beiträge auch für die Wirtschaftsgeschichte. Und die Historiker, welche ihren Einfluß erfuhren, haben dann ganz unmittelbar die wirtschaftsgeschichtliche Forschung gefördert. Heinrich v. Sybel hat in beredten Worten bekannt, wieviel Anregung für die Kulturgeschichte er seinem Lehrer Savigny verdankt¹⁾.

Um die Aufhellung der wirtschaftlichen Verhältnisse des Mittelalters hat ein Forscher Verdienste, der seine wissenschaftliche Schulung in der Zeit vor dem Aufkommen der historischen Rechtsschule erhalten hat: K. D. Hüllmann²⁾. Im übrigen geht der große Strom der Arbeiten, die der mittelalterlichen Wirtschaftsgeschichte gewidmet sind, eben vorzugsweise von Jüngern der historischen Rechtsschule aus. Von den Veröffentlichungen H. Leos, des Schülers Eichhorns, werden wir noch sprechen. Ein anderer Schüler desselben Juristen, G. A. H. Stenzel³⁾, schuf in seiner (1832 erschienenen) Kolonisationsgeschichte Schlesiens ein Muster für Arbeiten über die Kolonisationsgeschichte des deutschen Nordostens⁴⁾. Zu dem Schülerkreis Eichhorns gehört auch unser Raumer: „besonders durch Eichhorn wurde seine Vorliebe für das deutsche Staatsrecht und die Rechtsgeschichte geweckt“⁵⁾. H. v. Sybel, der, wie wir erwähnten, sich Savigny gegenüber

¹⁾ S. oben S. 27. Vorträge und Abhandlungen von H. v. Sybel, hrsg. von K. Varrentrapp (München 1897), S. 13.

²⁾ Über Hüllmann s. neuerdings v. Srbik, W. H. Grauert, S.-B. der Wiener Akad., Philol.-Hist. Kl., Bd. 176, 4. Abh., S. 8. Rothacker, Einleitung, S. 66, Anm. 2.

³⁾ Vgl. Rachfahl, Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, Bd. 11, S. 7.

⁴⁾ Siehe die Charakteristik dieses wichtigen Werkes bei Rachfahl a. a. O., S. 19.

⁵⁾ In den älteren Auflagen von Brockhaus' Konversationslexikon findet sich ein eingehender Artikel über G. W. v. Raumer, der zweifellos auf dessen eigene Angaben zurückgeht. Vgl. die 10. Aufl., 1854, Bd. 12, S. 583 f. Unergiebig ist der Artikel über Raumer in der Allg. deutschen Biographie.

zu so hohem Dank verbunden fühlt, hat in seiner „Entstehung des deutschen Königtums“¹⁾ der Wirtschaftsgeschichte wertvolle Anregungen gegeben.

Der Kreis, von dem wir hier sprechen, ist nicht ganz geschlossen: nicht alle seine Mitglieder stehen im gleichen Verhältnis zur Romantik. Stenzel und Sybel sind in ihrer praktisch-politischen und -kirchlichen Betätigung von romantischer Richtung frei. Aber auch sie haben für ihre Studien die starke Einwirkung der historischen Rechtsschule erfahren, die doch in der großen romantischen Bewegung wurzelt²⁾. So wird man denn wohl unseren Kreis, wenn man nach der Herkunft der wirtschaftsgeschichtlichen Arbeiten dieser Historiker fragt, als den romantischen bezeichnen dürfen.

Unter den jüngeren Juristen aus der historischen Rechtsschule haben zwei direkt wirtschaftsgeschichtliche Arbeiten, wie jene Historiker, geliefert: G. L. v. Maurer und, mit noch mehr Erfolg, W. Arnold³⁾, dieser wiederum ein Autor mit echt romantischem Einschlag, von gesundem Empirismus und Realismus, aber eben darum kein einseitiger Empiriker. Ihre hier in Betracht kommenden Schriften fallen allerdings in die Zeit nach dem ersten Auftreten von Marx und Engels. Doch handelt es sich bei ihren Studien um eine konsequente, nicht von außen beeinflusste Entwicklung von der alten historischen Rechtsschule aus. Sie sind so wenig von den Sozialisten abhängig, daß vielmehr Engels später bedauert hat, daß Marx und ihm nicht zeitiger Maurers Darstellung bekannt geworden sei. Arnold hat wohl von der Nationalökonomie eine Beeinflussung erfahren, aber von der historischen Nationalökonomie, die wiederum von der historischen Rechtsschule abhängig ist.

Die historische Schule der Nationalökonomie ist ja die Tochter der historischen Rechtsschule in doppeltem Sinn: einmal weil diese wie jene auf den gleichen allgemeinen Anschauungen, insbesondere auf dem Gegensatz gegen die naturrechtlichen Anschauungen, beruht, sodann auch insofern, als die Begründer der historischen Schule der Nationalökonomie in einem Schülerverhältnis zu Vertretern der historischen Rechtsschule stehen.

¹⁾ Die erste Auflage von Sybels Buch erschien 1844, die zweite (erheblich vermehrte) 1881. Ich brauche nicht zu erwähnen, daß Sybel in erster Linie Schüler von Ranke war. Aber sein Buch über die „Entstehung des deutschen Königtums“ zeigt ihn als Schüler der historischen Rechtsschule. In dem Vorwort zur ersten Auflage spricht er es ausdrücklich aus, daß es die Kontroversen der Rechtshistoriker waren, die ihn zu dieser Arbeit veranlaßten.

²⁾ Stenzels Anschauung kommt in den Schlußworten seiner kolonisationsgeschichtlichen Darstellung zu einem charakteristischen Ausdruck (Urkundensammlung zur Geschichte . . . der Einführung und Verbreitung deutscher Kolonisten, S. 263 ff.): er gibt hier eine Kritik der Entwicklung der neueren Jahrhunderte, zwar überwiegend eine Kritik des Absolutismus, aber doch eine solche, mit der auch der echte Romantiker einverstanden sein konnte.

³⁾ Zur Widerlegung der Auffassung Schmollers, Jahrbuch für Gesetzgebung, 1911, S. 2033, daß W. Arnold „ohne realistischen Sinn“ gewesen sei, vgl. Jahrbücher für Nationalökonomie 98, S. 573, Anm. 1 und E. Landsberg, Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft, III, 2, Textband, S. 760 ff. Dasselbst sind auch die grundlegenden Untersuchungen von Arnold über das Verhältnis von Wirtschaft und Recht gewürdigt. Übrigens hatte schon Roscher, Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland, S. 1041, auf die Bedeutung Arnolds und anderer Rechtshistoriker in jener Hinsicht hingewiesen.

Roscher z. B. bekannte sich Albrecht gegenüber (neben Ranke, Gervinus und Ottfried Müller¹⁾ zu tiefem Dank verpflichtet²⁾.

Der andere große Kreis, von dem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wirtschaftsgeschichtliche Studien ausgehen, ist der der lokal- und territorialgeschichtlichen Forscher. Es ist eine eigentümliche und doch verständliche Erscheinung, daß die Forscher, die sich mit der deutschen Lokal- und Territorialgeschichte beschäftigen, die verschiedenen Seiten der Kulturgeschichte, namentlich auch die Wirtschaftsgeschichte, weit stärker berücksichtigen als diejenigen, die sich der allgemeinen deutschen Geschichte widmen. Die deutsche Zentralgewalt war schwach; sie griff in die inneren Verhältnisse sehr wenig ein; die allgemeine deutsche Geschichte ist auf weite Strecken hin die Geschichte eines sehr losen politischen, fast völkerrechtlichen Verbandes. Anders die Lokal-, Stadt- und Territorialgeschichte: hier ist über eine intensivere Verwaltung der Gemeinde oder des Staates zu berichten: wer deutsche Lokal- oder Territorialgeschichte schreibt, kann nicht umhin, auch der inneren Verwaltung, den wirtschaftlichen Dingen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ranke hat in seinem Werk über die deutsche Geschichte im Reformationszeitalter die wirtschaftsgeschichtlichen Tatsachen und Vorgänge außer Betracht gelassen. Dagegen bringt er in seiner Preußischen Geschichte eine eindringende Darstellung der „Kolonisation“, der „inneren Entwicklung“ und der „inneren Verwaltung“, und über die wirtschaftlichen Verhältnisse von ganz Deutschland ergreift er (in einer berühmten Abhandlung) das Wort, wo er auf das 19. Jahrhundert zu sprechen kommt, in dem der preußisch-deutsche Zollverein als Schöpfer eines einheitlichen deutschen Wirtschaftsgebietes hervortrat.

Hiernach begreift es sich, daß die Erforschung der Wirtschaftsgeschichte in Deutschland überwiegend von Lokal- und Territorialhistorikern ausgegangen ist. Wenn heute mehr und mehr Versuche gemacht werden, auch die allgemeine deutsche Wirtschaftsgeschichte darzustellen, auch für die Zeiten, in denen es kein einheitliches deutsches Wirtschaftsgebiet gab, die wirtschaftsgeschichtlichen Tatsachen zusammenzufassen, so hat doch die Mehrzahl dieser Forscher wiederum mit lokal- oder territorialgeschichtlichen Studien begonnen.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts hat ziemlich jede deutsche Landschaft einen Historiker, der sich mit der Wirtschaftsgeschichte eben seiner Landschaft beschäftigt. In Ostpreußen veröffentlichte M. Töppen in besonderer Vielseitigkeit neben Forschungen über Quellengeschichte und allgemeine Geschichte des Ordenslandes solche über Verfassung, Wirtschaft und historische Geographie³⁾. Aus Pommern haben wir kolonisationsgeschichtliche Darstellungen von Ludwig Giesebrecht, steuergeschichtliche von F.

¹⁾ Es verdient erwähnt zu werden, daß Roscher a. a. O., S. 914, O. Müller mit Böckh zusammenstellt.

²⁾ Vgl. den Art. Roscher im Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Über Roschers wissenschaftliche Abstammung siehe oben S. 27, Anm. 1.

³⁾ Goswin Frhr. v. Brederlow, Landrat des Kreises Preußisch-Eylau, schrieb eine „Geschichte des Handels und der gewerblichen Kultur der Ostseereiche im Mittelalter bis zum Schlusse des 16. Jahrhunderts mit besonderem Bezug auf Danzig“, Berlin 1820 (das Vorwort ist vom 18. August 1819). Das Vorwort spricht die allgemeinen Anschauungen des Verfassers aus. Das 38. Kap. handelt von dem „geistigen und gewerblichen Zustand von Danzig in dieser Zeit“.

v. Bilow. Für Schlesien erwähnten wir bereits die Studien von Stenzel. Für die Lausitz hat Joh. Wilh. Neumann¹⁾, ein Freund G. W. v. Raumers, in erster Linie verfassungsgeschichtliche Themata behandelt (z. B. „Geschichte der Niederlausitzischen Landstände und deren Verfassung“, 1843), daneben aber auch Fragen des gewerblichen Rechts und der Agrarverhältnisse. Aus der Mark Brandenburg sind neben Wohlbrück vor allem K. F. v. Klöden²⁾ und unser Raumer zu nennen. Klöden, der Begründer der ersten Gewerbeschule, bevorzugte neben der Schilderung der allgemeinen Zustände der alten Mark die Handelsgeschichte (z. B. „über die Stellung des Kaufmanns im Mittelalter, besonders im nördlichen Deutschland“, 1841 bis 1843; „Beiträge zur Geschichte des Oderhandels“, 1845 ff.)³⁾. Der Hamburgische Staats- und Ratsarchivar Benecke war ein romantischer Konservativer aus der Grimm-Savignyschen Schule⁴⁾. Von dem Hannoveraner Stüve, der sich historisch wie praktisch vorzugsweise mit der Agrargesetzgebung beschäftigte, aber auch über städtische Verhältnisse schrieb, hat schon Roscher in seiner „Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland“ (S. 945 ff.) dargelegt, wie seine literarischen Arbeiten wesentlich aus dem Bestreben, das Bestehende bis in seine geschichtlichen Wurzeln zu verfolgen, und aus dem Zusammenhang mit der heimischen Landschaft hervorgegangen sind⁵⁾. Auch die hansischen Geschichtsforscher gehören in unsere Kategorie: sei es, daß sie die Geschichte einer einzelnen hansischen Stadt oder eines Teiles des hansischen Gebietes darstellen, sei es, daß sie von der Hanse im ganzen handeln; bei ihnen beobachten wir gleichfalls früh die Berücksichtigung der wirtschaftlichen Erscheinungen.

Um unseren Satz noch mit ein paar weiteren Beispielen zu belegen, nennen wir aus Westdeutschland den Hessen Landau, den Badener Mone und (für eine etwas jüngere Zeit) den Elsässer Hanauer, aus Franken

¹⁾ Die Allg. deutsche Biographie enthält keinen Artikel über Neumann. Dagegen bringt eine Biographie von ihm (worauf mich Prof. Jecht in Görlitz aufmerksam gemacht hat) das „Neue Lausitzische Magazin“, Bd. 51 (Görlitz 1874), S. 266 ff. N. war 1797 in Lübben geboren und starb daselbst 1870. Vgl. auch Deutsche Literaturzeitung, 1911, Nr. 47, Sp. 2998. Einen Beitrag zur Charakteristik von Neumann selbst bringt seine biographische Skizze über Süßmilch (1770—1854) im „Neuen Laus. Mag.“, Bd. 32 (1855). Dieser, historisch interessiert und literarisch auf dem Gebiet der Heimatgeschichte tätig, war konservativ, Freund der Familie Manteuffel, der Revolution von 1789 wie der von 1848 abgeneigt (S. 126 und 136). Älter ist K. G. v. Anton, der Verfasser der Geschichte der deutschen Landwirtschaft (1799—1802). Vgl. über ihn R. Jecht, Neues Laus. Mag. 1918, S. 205 ff.

²⁾ Ein Urteil über ihn bei L. v. Ranke, Zwölf Bücher preußischer Geschichte I (1874), S. 67, Anm. 1. Klöden antwortet darauf in seinen „Jugenderinnerungen“ (hrsg. von M. Jähns), S. 496.

³⁾ Über Klödens Schriften s. seine „Jugenderinnerungen“ S. 477 bis 531.

⁴⁾ Vgl. seine Charakteristik bei J. v. Eckardt, Lebenserinnerungen II, S. 13 ff. Aus Schleswig-Holstein sei v. Fischer-Benzon (1839—1911) genannt, Vertreter der historischen Pflanzenkunde.

⁵⁾ Vgl. auch G. Stüve, J. K. B. Stüve (1900), Bd. 1, S. 228; Bd. 2, S. 175, 177. Über Stüve als Schüler Eichhorns s. Bd. 1, S. 30 und 33, über den Verkehr mit Leo, Pernice und V. A. Huber S. 31. Vgl. Stüve, Der Handel von Osnabrück, Mitteilungen des histor. Vereins f. Osnabrück, Bd. 6.

Höfler¹⁾, den Ulmer Haßler²⁾, aus Österreich Franz Kurz, Jos. E. v. Koch-Sternfeld und Chmel³⁾.

Von jenen Lokal- und Territorialhistorikern bekleidete der kleinste Teil Professuren an den Universitäten. Viele waren Lehrer an den Mittelschulen oder Archivare. Ein beträchtlicher Teil übte die praktische Tätigkeit des Juristen oder Verwaltungsbeamten aus, und eben aus dieser Beschäftigung, verbunden mit der Liebe zur engeren Heimat, erwuchs die Neigung, die älteren Zustände zu erforschen. Lehrreich ist, was in einer biographischen Skizze von Neumann, der die Stellung eines preußischen Justizbeamten, Bürgermeisters (von Lübben) und Rechtsanwalts innegehabt hat, gesagt wird: „Ebenso vertraut mit den zeitgemäßen altsächsischen Einrichtungen und der Provinzialrechte kundig, hinlänglich im Dienste des neuen preußischen Staates vorgebildet, war er fähig, das Bestehende mit dem neu Hinzutretenden auszugleichen, da ihn das geschichtliche Rechtsbewußtsein vermöge der von Jugend auf ihm liebgewordenen Heimatskunde vor Übereilungen und Mißgriffen sicherstellte“⁴⁾. Von Raumer hören wir⁵⁾, daß er als Assessor bei dem Kammergericht zu Berlin „das kurmärkische Lehnarchiv kennenlernte und dadurch auf die brandenburgische Geschichte und Rechtsverfassung hingeleitet wurde“. Als Früchte dieser Studien erschienen seine ersten Veröffentlichungen über die Geschichte der Mark Brandenburg. Eine spätere Beschäftigung im Finanzministerium, wo er mit der Regelung von Beziehungen zu tun hatte, die auf ältere staatliche Verhältnisse zurückgingen, wird ihn noch mehr auf historische Studien hingewiesen haben. Bei Stüve ist der Zusammenhang zwischen praktischer Verwaltungstätigkeit und Beschäftigung mit der Landesgeschichte ebenso ganz greifbar. Hier mag auch erwähnt werden, daß Friedrich von Raumer, der in seinen „Hohenstaufen“ die Zustände eingehend schildert, gleichfalls den Weg zum Historiker über die praktische Tätigkeit des Verwaltungsbeamten genommen hat.

Zu den Forschern, die großenteils oder wesentlich durch die Liebe zur engeren Heimat und die Bedürfnisse der praktischen Verwaltung zur Wirtschaftsgeschichte geführt werden, möchte ich im weiteren Sinne auch Georg Hanssen rechnen. Heute liegt uns ja seine Selbstbiographie vor⁶⁾, aus der

¹⁾ Vgl. Histor. Jahrbuch 33, S. 23. Über Höfler und andere Territorialhistoriker, die die Zustände des ausgehenden Mittelalters schildern, vgl. ferner Waitz in Ad. Schmidts Ztschr. f. Gesch., Jahrg. 1846.

²⁾ Vgl. DLZ. 1915, Sp. 602 ff.

³⁾ Vgl. R. Ehrenberg, Das Zeitalter der Fuggèr, Vorrede, Bd. I, S. IV. H. v. Srbik, Mitt. 38, S. 332 f.

⁴⁾ Neues Lausitzisches Magazin, a. a. O., S. 266. Vgl. ferner ebenda S. 268 über die Auffassung Neumanns von der Zweckmäßigkeit der „Beibehaltung der Stände auch neben einer allgemeinen Landesvertretung“, über den „Organismus“ der „aus der alten Landesverfassung herangezogenen Stände“, über „das konservative Element“ der ständischen Vertretung.

⁵⁾ S. die erwähnte Auflage von Brockhaus' Konversationslexikon, Bd. 12, S. 583 f.

⁶⁾ Gedruckt in der Zeitschr. der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte, Bd. 40 (1910), S. 1 ff. Vgl. zum folgenden besonders S. 50 f., S. 81 ff. Über den Zusammenhang seiner späteren agrarhistorischen Studien mit den früheren spricht sich Hanssen S. 135 aus. In seinen „Agrarhistorischen Abhandlungen“, I, S. 4 (vgl. S. 68) sagt Hanssen von Olufsen, daß er „aus früherer praktischer Beschäftigung die dänischen Feldmarken genau kannte und mit dieser Anschauung ausgerüstet seine historischen Untersuchungen anstellte“.

wir ersehen, wie seine wirtschaftsgeschichtlichen Arbeiten hervorstachen, wohl auch im Rahmen der alten Kameralwissenschaft und der Statistik, aber daneben in sehr starkem Maß aus der Beschäftigung mit den praktisch-politischen Fragen der engeren Heimat und aus der romantischen Vorliebe für sie¹⁾. Hanssen hatte seine ersten wirtschaftsgeschichtlichen Arbeiten als ein um die Verbesserung der heimischen Verhältnisse besorgter Vaterlandsfreund, als ein konservativer Reformers geschrieben. In noch höherem Grade als bei Hanssen liegen wohl bei dem westfälischen Freiherrn von Haxthausen, einem Freunde der Gebrüder Grimm und Friedrich Wilhelms IV., dessen erste wirtschaftsgeschichtliche Arbeit über die Agrarverfassung in den Fürstentümern Paderborn und Corvey (1829) handelt, die Antriebe für die literarische Tätigkeit in praktischer Anschauung und romantischer Heimatliebe²⁾. Er hat sich interessant darüber ausgesprochen, wie die deutsche Wirtschaftsgeschichte von lokalgeschichtlichen Untersuchungen aus bereichert werden muß³⁾. Ein anderes Beispiel liefert Meitzen, der als Spezialkommissar und Grundsteuerregulierungskommissar die alten Ackerfluren seiner schlesischen Heimat (übrigens unter des Historikers Wattenbach Anleitung) studierte und mit der Methode der Flurkartenbenutzung, die er hier anwandte, weiterhin die Verhältnisse fortschreitend größerer Gebiete erforschte.

Einen Fall der Belebung der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung durch die Lokal- und Territorialgeschichte heben wir besonders hervor: K. F. v. Rumohrs Schrift über den „Ursprung der Besitzlosigkeit der Kolonen im neueren Toscana“ (1830)⁴⁾. Rumohr, ein Freund Tiecks, ein Aristokrat, der sich der Wissenschaft und Kunst widmet, lebt heute in der Erinnerung vornehmlich als Kunsthistoriker⁵⁾. Allein der vielseitige Autor wandte seine Aufmerksamkeit, neben anderen Studien, auch den ökonomischen Verhältnissen⁶⁾ zu, und eben jene Schrift beweist, mit welcher Energie man in den romantischen Kreisen wirtschaftsgeschichtliche Fragen aufwarf. Er will in ihr die These prüfen, ob „die Besitzlosigkeit des Kolonen im nördlichen und mittleren Italien die Folge der Anwendung städtischer Prinzipien auf ländliche Besitzverhältnisse sei“, und ermitteln, „wie das staatswirtschaftliche Problem der Mobilisierung des Grundeigentums in Italien, besonders in Toscana, sich historisch gelöst habe“. Er gibt die Antwort, daß die Beseitigung eines eigentümlich angesessenen Bauernstandes mit der industriellen

¹⁾ Vgl. z. B. S. 112 in Hanssens Selbstbiographie.

²⁾ Vgl. über Haxthausen den biographischen Artikel im Handwörterbuch der Staatswissenschaften; Allg. d. Biogr., Bd. 11, S. 119 ff.; Hanssen, Agrarhistorische Abhandlungen, I, S. 71, Anm. 1; Roscher, Geschichte der Nationalökonomik, S. 1027; Meinecke, Wb. u. Nst. (2. Aufl.), S. 233.

³⁾ Vjschr. f. Soz.- u. WG. 1912, S. 464 f.

⁴⁾ Vgl. über die Resultate dieser Schrift Hans Niese, Zeitschr. der Savigny-Stiftung, Germ. Abteilung, Bd. 32 (1911), S. 376; Roscher, Nationalökonomik des Ackerbaues, 10. Aufl., § 142, S. 476 f. (s. auch ebenda § 56, S. 193 f. und H. Z., 102, S. 550); Noack, Jahrb. für Gesetzgebung 1912, S. 456.

⁵⁾ Vgl. über Rumohr den Artikel von Poel in der Allg. deutschen Biogr. 29, S. 657 ff. Daneben kommt selbständige Bedeutung dem Artikel in Brockhaus' Konversationslexikon, 10. Aufl., 13. Bd., S. 189 f., zu. Vgl. oben S. 36.

⁶⁾ Bei Brockhaus ist angegeben, daß Rumohr „besonders auf Niebuhrs Anregung“ seine Studien den „bürgerlichen Verhältnissen“ Italiens zuwandte.

Tätigkeit und den kapitalistischen Bestrebungen alter Zeiten in Verbindung steht, daß der Zustand, wonach der italienische Großgrundbesitzer in der Stadt wohnt, ein Resultat der Agrarumwälzungen des 12. bis 14. Jahrhunderts ist. Er bezeichnet aber sein Buch als eine Fortsetzung der agrarhistorischen Studien von Möser, Kindlinger (der durch Möser's Geschichte von Osnabrück zu seinen historischen Studien angeregt worden war), Sommer¹⁾ (für Westfalen), des Grafen zu Barth-Barthenstein (für Österreich unter der Enns), von Wersebe (über die niederländischen Kolonien in den Elbgegenden) und der „an Tatsachen und scharfsinnigen Wahrnehmungen überaus reichen Arbeit des Freiherrn von Haxthausen“ (über Paderborn und Corvey). Ihnen kommt also ein Verdienst auch um seine Studien zu.

Man begreift es hiernach, wie Raumer, trotzdem seine Zeit bereits nicht wenig wirtschaftsgeschichtliche Arbeiten besaß, doch davon sprechen konnte, daß „die Historiker von Fach“ die Wirtschaftsgeschichte nicht erforschten. Er hatte bei diesem Ausdruck offenbar die Universitätslehrer im Sinn. Eine Übertreibung enthält die Behauptung freilich auch dann. Indessen die Mehrzahl der Wirtschaftshistoriker stand in der Tat außerhalb der „zünftigen“ Universitätskreise, wenngleich nicht übersehen werden darf, daß die unzünftigen Historiker trotz der stofflichen Teilung der Arbeit wertvolle Einwirkungen von den zünftigen erfuhren²⁾.

Wenn wir nun zwei Kreise bei den Forschern, die der Wirtschaftsgeschichte ihr Interesse zuwenden, unterscheiden, den Kreis der Romantiker und der historischen Rechtsschule mit ihren Ausläufern, und den Kreis der Lokal- und Territorialhistoriker, so konnte natürlich ein Forscher auch beiden Kreisen angehören, und so hat es sich wohl sogar überwiegend verhalten. Von jenen Lokal- und Territorialhistorikern ist zweifellos die Mehrzahl von der romantischen Richtung beeinflusst. Unseren Raumer haben wir bereits beiden Kreisen zuzuzählen gehabt. Es wird hiernach berechtigt sein und sich auch aus Zweckmäßigkeitsgründen empfehlen, die Wirtschaftshistoriker der geschilderten Jahrzehnte überwiegend als die romantischen Historiker zusammenzufassen.

Man stellt sich noch oft die Romantiker als der realen Welt ganz abgewandt vor. In Wahrheit waren sie zu vielseitig, als daß sie ihrer Beobachtung eine wichtige Seite des Lebens hätten entgehen lassen können. Vor allem die Historiker und Juristen der Romantik besaßen größeren Realismus, mehr Sinn für die Wirklichkeiten des Lebens als ihre Genossen von der anderen Richtung. Während diese mehr oder weniger von abstrakten Begriffen oder einem Zukunftsbild ausgingen, wünschten die Romantiker die überkommenen Verhältnisse zu bewahren und vertieften sich eben darum in die alten Zustände³⁾. Das Wort von der romantischen Weltabgewandt-

¹⁾ Über Kindlinger s. Allg. d. Biogr. 15, S. 769 und Beiträge zur Gesch. v. Stadt und Stift Essen, Heft 33; über Sommer s. K. A. v. Müller, Archiv f. Kulturgeschichte, Bd. 9, S. 457 f.

²⁾ Vgl. hierzu auch Zeitschr. f. Sozialwissenschaft, 1904, S. 322, Anm. 2, und Vjschr. f. Soz.- u. WG., 1909, S. 199.

³⁾ Es sei in diesem Zusammenhange an Meineckes (a. a. O., S. 229 ff.) Ausführungen über die Idee des konservativen Nationalstaates erinnert. S. auch Bergsträßer, Der Görreskreis im bayerischen Landtag von 1837, SA. aus d. Oberbayer. Archiv, Bd. 56, S. 16.

heit trifft für die Mehrzahl der romantischen Politiker insofern zu, als sie sich in entscheidenden Zeiten des vorigen Jahrhunderts gegen die neuen Forderungen des Tages stark verschlossen. Obwohl die historische Schule das Werden des Rechts lehrte, wollten viele ihrer Politiker von einem Werden in der Gegenwart weniger wissen¹⁾. Allein wie dieser Satz doch schon nicht für alle von der historischen Rechtsschule ausgehenden Politiker gilt, so wußten die Romantiker jedenfalls bei der rückschauenden Betrachtung das ganze reale Leben mit Energie zu erfassen.

Es sind die Ausgangspunkte der wirtschaftsgeschichtlichen Literatur, die wir einstweilen vorzugsweise zu ermitteln gesucht haben. Ziehen wir jetzt noch einen Querschnitt, indem wir einige Angaben über den Stand der Dinge um die Mitte des 19. Jahrhunderts machen. Diese Zeit charakterisiert sich als eine wirtschaftsgeschichtlich interessierte am wirksamsten dadurch, daß gerade in ihr die entscheidenden Schriften veröffentlicht werden, durch welche die historische Schule der Nationalökonomie begründet wird. 1842 erschien Roschers Rezension des „Nationalen Systems der politischen Ökonomie“ von List, der ja auch schon ein Autor von historischer Anschauung war, 1843 Roschers „Grundriß zu Vorlesungen über die Staatswirtschaft nach geschichtlicher Methode“. Das Jahr 1854 brachte den ersten Band von seinem „System der Volkswirtschaft“. 1848 erschien B. Hildebrands „Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft“²⁾. 1853 veröffentlichte Knies (der sich 1846 für Geschichte und Staatswissenschaften habilitiert hatte) seine „Politische Ökonomie vom Standpunkte der geschichtlichen Methode“, in demselben Jahre seine Schrift „Die Eisenbahnen und ihre Wirkungen“, in welcher der Zusammenhang zwischen Wirtschaft und Technik erörtert wird. 1847 gab Drumann³⁾ seinen „Grundriß der Kulturgeschichte“, 1860 seine „Arbeiter und Kommunisten in Griechenland und Rom“ heraus. In die Jahre 1847—52 fallen die „Studien über die inneren Zustände Rußlands“ von A. v. Haxthausen, in denen die Wissenschaft mit der russischen Form des Gemeineigentums am Ackerland, dem „Mir“, bekannt gemacht wurde. Fügen wir noch die Namen F. W. Schubert und Helferich hinzu und erwähnen wir, daß 1848 Th. v. Bernhardis Buch „Versuch einer Kritik der Gründe, welche für großes und kleines Grundeigentum angeführt werden“ (welches Roscher⁴⁾ als ein historisches Werk reklamiert), 1854 G. L. v. Maurers „Einleitung zur Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadtverfassung und der öffentlichen Gewalt“ (mit ihrer Theorie vom Gemeineigentum als Ureigentum), Siegfried Hirsch⁵⁾ „Das Handwerk und die Zünfte in der christlichen Gesellschaft“ (für die romantische Geschichtsauffassung beachtenswert), W. Arnolds „Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte“ (mit der eingehenden Schilderung des inneren Lebens der

¹⁾ Vgl. H. Z. 81, S. 212.

²⁾ Über Hildebrands wirtschaftsgeschichtliche Arbeiten s. meinen Artikel über Hildebrand und Schmoller, Zeitschr. f. Sozialwissenschaft, 1904, S. 221 ff.; Gehrig, Jahrbücher f. Nationalök., 3. Folge, Bd. 43, S. I ff.

³⁾ Vgl. oben S. 89.

⁴⁾ Roscher, Geschichte der Nationalökonomik, S. 1041.

⁵⁾ Über Hirsch († 1860), den Mitarbeiter der Kreuzzeitung und Freund Stahls, s. Waitz in den Jahrbüchern des Deutschen Reichs unter Heinrich II., 1. Bd (1862), S. V ff.

Städte) und der erste Band von Mommsens¹⁾ Römischer Geschichte folgten, 1856—60 Handelsmann seine Darstellungen der Geschichte der Vereinigten Staaten, der Insel Haiti und Brasiliens veröffentlichte. Von diesen urteilt G. F. Knapp²⁾: „Nicht nur große Gelehrsamkeit und genießbare Darstellung, sondern auch hochentwickelter Sinn für die volkswirtschaftliche und sozialpolitische Seite der Entwicklung zeichnen den Verfasser aus.“ Wenn gleich die Arbeiten, die wir zuletzt genannt haben, zum größeren Teil erst nach dem „Manifest“ erschienen sind, so stehen doch ihre Verfasser auf dem Boden, der durch die ältere Forschung bereitet war. Man ersieht aus ihnen, was unabhängig von Marx geleistet wurde³⁾.

Unsere bisherigen Erörterungen haben den Zweck gehabt, darzulegen, daß Raumer selbständig gegenüber dem Manifest von 1848 zu seiner ökonomischen Geschichtsauffassung gelangt ist. Der zuletzt erbrachte Nachweis stützt vollends unseren Satz: wir sehen, wie Raumer einfach im Rahmen der deutschen Geschichtsforschung zu einer starken Schätzung der ökonomischen Motive und Ursachen gelangen konnte. Aber jener Nachweis verhilft uns zu einer viel weiter greifenden Erkenntnis.

II. Das Verhältnis des Marxismus zur deutschen wirtschaftsgeschichtlichen Literatur bei seinem ersten Auftauchen.⁴⁾

Wir formulieren nochmals das von uns gewonnene Resultat: in der deutschen geschichtlichen und nationalökonomischen Literatur war um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein so lebhaftes Interesse für wirtschaftsgeschichtliche Fragen vorhanden, daß ein Autor einfach im Rahmen dieser Literatur zu einer starken, sogar zu starken Schätzung der ökonomischen Ursachen gelangen konnte. Es wäre nun die Frage, ob nicht auch das Auftreten von Engels und Marx aus diesem Zusammenhang zu erklären wäre. Eigentümlicherweise hat man nie nach ihrem Verhältnis zu der gleichzeitigen deutschen wirtschaftsgeschichtlichen Literatur gefragt, geschweige denn es untersucht. Und doch hätte es nahe genug gelegen, sich hiernach umzusehen, da jene Matadore, wenngleich sie nicht gerade als Historiker gelten können⁵⁾, uns ja gerade ein wirtschaftsgeschichtliches Kunststück vorführen wollen

¹⁾ Von Mommsen bemerkt L. M. Hartmann, Vjschr. f. Soz.- u. WG., 1912, S. 143 f., wohl mit Recht, daß er als Wirtschaftshistoriker im wesentlichen unter dem Einfluß der klassischen Nationalökonomie steht.

²⁾ G. F. Knapp, Die Landarbeiter in Knechtschaft und Freiheit, S. 87. Handelsmann kam von der Beschäftigung mit der hansischen Geschichte her.

³⁾ Wir notieren hier noch, daß seit 1858 die Preisschriften der Fürstl. Jablonskischen Gesellschaft, welche wirtschaftsgeschichtliche Fragen behandeln, erschienen sind. Die Themata wurden bei Roschers Lebzeiten wohl sämtlich von ihm gestellt. Die erste Preisarbeit (Th. Hirsch, Handels- und Gewerbe-geschichte Danzigs) zeigt zugleich den Zusammenhang der Wirtschafts- mit der Lokalgeschichte. Über diese Preisschriften vgl. Roscher, Gesch. der Nationalökonomik, S. 1009; Zeitschr. f. Sozialwissenschaft, 1904, S. 710, Anm. 2.

⁴⁾ Vgl. meinen Art.: Zur Frage des Ursprungs der Ideen des Kommunistischen Manifestes, in: „Die Neue Zeit“ (hrsg. von H. Cunow), vom 29. März 1918, S. 622 ff.

⁵⁾ Plenge, Annalen f. soz. Politik 5, S. 45: Marx ungeschichtlich; Engels als Historiker Dilettant.

und da das „Manifest“ mitten aus einer reichen historisch-nationalökonomischen Literatur hervortritt. Aber in den Schriften über die Genesis der marxistischen Geschichtsauffassung wird nirgends dargelegt, welches der Stand der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung war, als Marx mit seiner Anschauung hervortrat¹⁾. Nur die Philosophen und nationalökonomischen Systematiker (wie Lorenz v. Stein) zieht man heran. Gewiß nimmt L. v. Stein hier eine wichtige Stelle ein. Er beweist („Der Sozialismus und Kommunismus des heutigen Frankreich“, 1842) neben Rodbertus, daß schon vor Marx die Klasse der Proletarier als ein eminent wichtiger Faktor der kommenden Zeitgeschichte erkannt worden ist. Allein warum begrenzt man den Blick nur auf diese Personen? Gewiß ist es richtig, daß Marx fremdländische, nicht deutsche Dinge zur Grundlage seiner allgemeinen Theorie gemacht, daß er, ähnlich wie Heinrich Heine, deutsche Theoretiker in künstlich gesteigerter Verachtung unter die fremdländischen gestellt hat, daß „gerade die Überschätzung nichtdeutscher Dinge die deutschen Verächter heimischer Wissenschaft auf Pfade leitete, die sich später als Abwege erweisen sollten“²⁾. Dennoch wird es lohnend sein, von den Kreisen, die Marx mit seiner Geringschätzung bedachte, zum mindesten nähere Kenntnis zu nehmen.

Hammacher z. B., in seinem im übrigen sehr gründlichen Werk „Das philosophisch-ökonomische System des Marxismus“ (1909)³⁾, bemerkt einmal spöttisch (S. 54, Anm. 1), Kampfmeyer bezeichne „sogar Möser“ als Vorläufer der ökonomischen Geschichtsauffassung. Gewiß ist es irrig, Möser als einzelnen herauszugreifen. Allein wenn man erklären will, wie eine spezifisch ökonomische Geschichtsauffassung aufkommen konnte, so wird es doch notwendig sein, die gesamte wirtschaftsgeschichtliche Literatur (und darunter natürlich auch Möser)⁴⁾ bis zu dem entscheidenden Zeitpunkt Revue passieren zu lassen. An einer anderen Stelle (S. 594) sagt Hammacher: „in Engels' begeisterter Schilderung steckt allzu deutlich Rousseaus Romantik.“ Eine gewiß zutreffende Beobachtung! Aber warum denkt Hammacher nur an Rousseau?⁵⁾ Warum wirft er nicht einen Blick auf die deutsche Literatur? Den Paragraphen über „die Geburtsstunde der materialistischen Geschichtsauffassung“ (S. 66ff.) beginnt Hammacher mit dem Satz: „Nach allen diesen zahlreichen Zitaten muß es als zweifelhaft gelten, daß man Grundgedanken der materialistischen Geschichtsauffassung bereits vor Marx ausgesprochen hat.“ Indessen „diese zahlreichen Zitate“ beziehen

¹⁾ Sulzbach schildert wohl die Anschauungen älterer Autoren, welche auf ökonomische Ursachen Wert legen, unterläßt es jedoch, wie schon oben bemerkt, gerade diejenige Literatur vorzuführen, die unmittelbar vor Marx hervortrat oder ihm zeitgenössisch ist.

²⁾ F. J. Neumann, „Wer ist heute Sozialist“; SA. aus: Jahrbücher für Nationalökonomie, 3. Folge, Bd. 24 (1902), S. 12 f.

³⁾ Vgl. übrigens die Bemerkungen H.s zu Simkhowitch, Marxism versus socialism, Vjschr. f. Soz.- u. WG. 1914, S. 628 ff.

⁴⁾ Möser's namhafteste Äußerungen in dieser Beziehung s. bei Sulzbach a. a. O., S. 13 f. Vgl. auch O. Hatzig, Justus Möser als Staatsmann und Publizist (1909), z. B. S. 134 f., und meine Bemerkungen in den GGA. 1907, S. 404 f. Brandi, J. Möser (1921).

⁵⁾ Vgl. hierzu übrigens unten S. 187, Anm. 2.

sich nur auf Männer der französischen Revolution, ferner St. Simon¹⁾, Hegel und die Hegelianer, Lorenz v. Stein; die deutschen Wirtschaftshistoriker bleiben gänzlich ausgeschlossen. Und doch wird Hammacher eigentlich durch den Zwang der Dinge auf die deutschen wirtschaftsgeschichtlichen Arbeiten hingelenkt (vgl. z. B. S. 68); um so mehr fällt es auf, daß er sie beiseite läßt. Er zitiert einmal (S. 68) einen Satz von Muckle, der als Vorläufer von Marx nächst Hegel „die großen Historiker und Sozialisten“ nennt. Muckle verfährt jedoch in seinem Werk „Henri de St. Simon“ (1908) nicht anders. Im Grunde erscheint bei ihm nur ein „großer Historiker“, Aug. Thierry (allenfalls noch Mignet und Guizot). Thierry heranzuziehen lag ja nahe, da er Sekretär St. Simons war. Indessen steht er an wissenschaftlicher Bedeutung hinter den deutschen Historikern zurück²⁾ und bietet doch auch in seiner Geschichtsauffassung kaum etwas, was ihn in besonderem Sinn als Vorläufer von Marx erscheinen ließe. Muckle schildert ihn als Historiker des Klassenkampfes. Tatsächlich liegt ihm die Klassenkampftheorie fern. Er vertrat einfach, wie man treffend gesagt hat³⁾, „die Anschauungen eines liberalen Bourgeois aus der Zeit der Revolution, der sich mit seinen Geschichtswerken an dem Adel für die jahrhundertelange Unterdrückung seiner Vorfahren rächen wollte“ und der den Gegensatz von Bürgertum und Adel nicht aus dem Gesichtspunkt der Klasse, sondern wesentlich aus dem des nationalen Gegensatzes (Herrschaft fremder Eroberer über fleißige Bürger) erklärte⁴⁾.

Wenn wir im Gegensatz zu jenen Marxinterpreten auf die deutsche wirtschaftsgeschichtliche Literatur Wert legen, so geschieht es zunächst, weil sich bei ihrer Verwertung Tatsachen ergeben, die zum mindesten als historische Parallelen Beachtung verdienen. Man vergegenwärtige sich jene Schriften von wirtschaftsgeschichtlicher Auffassung, die dem „Manifest“ gleichzeitig im weiteren oder engerem Sinne sind: es ist unter allen Umständen lehrreich, daß in dem Moment, in dem Engels und Marx mit ihrer ökonomischen Geschichtsauffassung hervortraten, Deutschland einen reichen Vorrat von wirtschaftsgeschichtlichem Interesse besaß. Die Gleichzeitigkeit der Proklamierung der ökonomischen Geschichtsauffassung und der Begründung der historischen Schule der Nationalökonomie bleibt ein bemerkenswertes Datum.

Nun erhebt sich ferner die Frage, ob sich etwa ein Verhältnis der Abhängigkeit bei dem „Manifest“ entdecken ließe.

Ich bin bisher auf den Inhalt der deutschen wirtschaftsgeschichtlichen Arbeiten nur bei Raumer eingegangen. Greifen wir jetzt noch einige zu

¹⁾ St. Simon ist weder Vertreter der materialistischen Geschichtsauffassung noch des Klassenkampfgedankens. W. Eucken, Schmollers Jahrbuch 1921, S. 1056 ff., S. 1065. Andererseits ist die positivistische Evolution, die Comte, Spencer und Marx vertreten, schon bei St. Simon vorhanden. E. Hirsch, Reich-Gottes-Gedanke, S. 17. Über St. Simons Verhältnis zur Romantik s. Tröltzsch, Hist., S. 389: nouveau christianisme, aufgepfropft auf einen naturalistischen Determinismus.

²⁾ Vgl. über Thierry Ed. Fueter, Geschichte der neueren Historiographie, S. 448 ff.

³⁾ Fueter a. a. O., S. 450.

⁴⁾ Vgl. die Sätze aus Thierry, die Muckle selbst, S. 312, anführt. Sie sprechen gegen seine Auffassung. Guizot und Mignet hier heranzuziehen, liegt auch kein Anlaß vor.

näherer Betrachtung heraus. Heinrich Leo, dessen ich schon gedachte, hat seinen Sinn für wirtschaftsgeschichtliche Fragen ebenso in unmittelbar historischen Veröffentlichungen („*Rectitudines singularum personarum*“, 1841; „*Universalgeschichte*“, seit 1835) bekundet, wie in seiner „*Naturlehre des Staates*“ (1833)¹⁾. Schon die Disposition dieser Schrift wie der „*Universalgeschichte*“ läßt erkennen, daß er dem ökonomischen Moment eine starke Einwirkung auf den historischen Verlauf zumißt. Für die Verfassung des Staates sind nach ihm die wirtschaftlichen Verhältnisse in beträchtlichem Umfange maßgebend. Einige Stichworte aus der Disposition der „*Naturlehre*“ mögen hierher gesetzt werden: „*Das Geld als Basis des Staates*“, „*Die Wirkung sinnlicher Güter*“, „*Wirkung der verschiedenen Besitzgegenstände auf gesellschaftliche Verhältnisse*“, „*Das Geld als Lösemittel der durch beschränkten Landbesitz geschlossenen Gemeinden*“, „*Wirkung des Handels auf gesellschaftliche Verhältnisse*“, „*Das Geld in seiner Feindlichkeit gegen historische Erinnerungen*“, „*Der Geldadel und die Gewerbe*“.²⁾ Leo hat keineswegs eine einseitige ökonomische Geschichtsauffassung: rein ideale Faktoren erkennt er in ihrer selbständigen und starken Wirkung durchaus an. Aber auch dem ökonomischen Moment weist er seine berechnete Stellung zu. Die Heeresverfassung läßt er nicht bloß, jedoch auch durch wirtschaftliche Verhältnisse beeinflußt sein: er unterscheidet „*das Heer des nomadischen Staates*“, „*das Heer der Markgenossen*“ usw., „*das Heer der Geldstaaten*“. In dem Paragraphen über die „*Mobilisierung des Grundeigentums*“ (S. 111 ff.) führt Leo aus, „*wie sich die Burgherrschaften, der Häuptlingsadel, der Adel der freien Grundbesitzer, die Herabsetzung der abhängigen und hörigen Stände durch die Mobilisierung von Grund und Boden wieder auflösen, die gesellschaftlichen Formen sich aus ihrer Verengung wieder ausbreiten, aber zugleich die moralischen Verbände der Menschen lockerer werden*“. „*Das Geld übt unwiderstehlich einen chemischen Einfluß auf die alten Verhältnisse*“. Durch anschauliche Beispiele aus England (14. Jahrhundert) und dem Venezianischen (13. und 14. Jahrhundert) erläutert Leo die Wirkung, die neue Handelsverhältnisse auf die soziale Verfassung, auch des platten Landes, ausüben (S. 118, Anm. 1). „*Wenn wir*“ — sagt er an einer anderen Stelle (S. 122) — „*in Gemeinden, die bei geschlossenem Grundbesitz lediglich auf diesen verwiesen waren, die Arten und den Umfang des Besitzes als fast allein entscheidend für alle Lebensverhältnisse erkannten, so hört dies notwendig auf, sowie Geldvermögen neben dem Grundvermögen überhand nimmt*“. „*Das demokratische Prinzip*

¹⁾ Im Vorbeigehen mag hier angemerkt werden, daß der Titel von Leos Buch „*Studien und Skizzen zu einer Naturlehre des Staates*“ ohne Zweifel den Anlaß zur Wahl des Titels bei Roschers Politik „*Geschichtliche Naturlehre der Monarchie, Aristokratie und Demokratie*“ gegeben hat. Leo hatte bei der „*Naturlehre des Staates*“ den Gegensatz zum praktischen Rezeptbuch und zur Kunstlehre im Auge. Hierbei ist auch das von ihm geprägte Wort „*naturwüchsig*“ zu berücksichtigen. Vgl. oben S. 18 und S. 83. Übrigens gebraucht Roscher das Wort „*Naturlehre*“ schon im Jahre 1847; siehe sein Vorwort zu seiner „*Politik*“. Über Leo vgl. meinen oben S. 17, Anm. 6, erwähnten Artikel, welcher zum Teil in einem Gegensatz zu den Ausführungen von Fueter a. a. O., S. 451 f. steht; Vjschr. f. Soz.- u. WG. 1907, S. 496; Lagarde, *Erinnerungen aus seinem Leben*, S. 64. Zu Roschers „*Politik*“ s. O. Hintze, *Historische und politische Aufsätze*, 4. Bd., S. 35 ff.

²⁾ Vgl. Ed. Meyer, *Kleine Schriften* S. 189.

siegt überall, wo es von Verhältnissen des Verkehrs und Welthandels unterstützt wird“ (S. 122 f.). In dem Paragraphen über „das Geld in seiner Feindseligkeit gegen historische Erinnerungen“ (S. 123 f.) lesen wir folgende Schilderung: „Gemütsinteressen, welche keinen sinnlichen Boden haben, verschwinden. Historische Erinnerungen verlieren schon dadurch sehr an Macht. Zugleich aber ist es ein Kampf direkt gegen die historischen Erinnerungen; denn diese sind die moralische Basis und die rechtliche Basis der grundbesitzenden Stände. . . . Die Familienverhältnisse werden Ware, die Familiennamen beinahe eine Sache der Willkür. . . . Immer atomistischer wird das Leben.“ Aus der Einleitung zu Leos „Universalgeschichte“¹⁾ hebe ich folgende Äußerung hervor: „Der patriarchalische Staat ist ein Staat ohne allen inneren Gegensatz. . . . Alle reichere organische Entfaltung ist an das Gegeneinanderwirken sich begegnender Kräfte gebunden.“

In der Einleitung zu Leos Geschichte der italienischen Staaten kommt das wirtschaftsgeschichtliche Moment zu voller Geltung. Wenn er die historischen Vorgänge keineswegs einseitig wirtschaftlich erklärt, so gibt er doch eine Schilderung, mit der jemand heute prunken würde, der den Anspruch erhebt, allen denkbaren Motiven und Ursachen bei der Erklärung historischer Vorgänge gerecht zu werden, der seinen Ehrgeiz darin setzt, den Marxismus zu widerlegen, aber seinem berechtigten Kern vollkommen Rechnung zu tragen. Leos Darstellung gehört zu denjenigen, die den Gedanken nahelegen, wir würden vor den Einseitigkeiten der marxistischen Geschichtserklärung bewahrt geblieben sein, wenn deren Vertreter und Bewunderer sich umfassender in der deutschen geschichtlichen Literatur umgesehen hätten²⁾.

Wenden wir uns noch weiter zurück, in die klassische Zeit der Romantik. Wie Leo auseinandersetzt, daß „immer atomistischer das Leben wird“, so schildert Adam Müller³⁾ in seinen „Elementen der Staatskunst“, 2. Teil (1809), S. 80 f. den Gegensatz des Römischen Privatrechts, eines „unergündlich konsequenten polizeilichen Arrangements“, dessen „Basis das strenge absolute Privateigentum war“, zu der „Lehnsverfassung, worin ein Gesetz der innigsten Gegenseitigkeit vorwaltet: Gegenseitigkeit zwischen dem Herrschenden und Dienenden, zwischen dem Lehnsherrn und dem Vasallen, zwischen dem Eigentum und dem Eigentümer. Alles, was in Rom blind und einseitig unterworfen war, steht im Lehnsrechte noch in einer wechselseitigen, schönen Verschränkung da.“ Müller versichert weiter (S. 83), er verkenne nicht die Vorzüge der neuen Zeit gegenüber dem Mittelalter. „Sollten wir aber den Gewinn unseres Daseins an Bequemlichkeit, Behaglichkeit und kaufmännischer Zuverlässigkeit nicht etwas zu teuer erkaufte haben? . . . Ist nicht, allen unseren haarscharfen Gesetzen über das Privateigentum zum Trotz, unser Eigentum jetzt unsicherer als jemals? ist nicht,

¹⁾ H. Leo, Universalgeschichte, Bd. I, 3. Aufl. (1849), S. 58.

²⁾ Zu den Äußerungen Sombarts, Krieg und Kapitalismus (1913), S. 3, vgl. meine Rezensionen in den Jahrbüchern f. Nationalök. 105, S. 396 ff. und 706 ff.

³⁾ Zu Ad. Müller vgl. Meinecke a. a. O., S. 121 ff.; F. Lenz, Jahrbuch für Gesetzgebung 1910, S. 1376 ff.; Smend, Maßstäbe des parlamentarischen Wahlrechts in der deutschen Staatstheorie des 19. Jahrhunderts (1912), S. 20; Kärst, H. Z. 106, S. 516 und 522; A. Friedrichs, Klassische Philosophie und Wirtschaftswissenschaft (1913), S. 117 ff.; O. Spann, Gesellschaftslehre (1. Aufl.), S. 279 ff.

trotz allen unseren Kreditgesetzen und aller staatswirtschaftlichen Präzision, der Handel im gegenwärtigen Augenblick ein unsicheres Lotteriespiel, wie er es in den Zeiten der Hanse, unter fortdauerndem Einflusse des Lehnrechts, nie gewesen ist? Es sind ewige, unumgängliche, auch sichtbare Gesetze, nach denen alle einseitige Sicherheit des äußeren Besitzes innerliche Unsicherheit des Gemütes, nach denen die geordnete Abhängigkeit des Menschen von Sachen und vom Besitz auch seine persönliche Abhängigkeit notwendig nach sich ziehen muß.“ „Das strenge Privateigentum zerstört das Gefühl der Gemeinschaft. Jeder einzelne will lieber mit einer arithmetischen Portion abgefunden werden und andere abfinden, als der geistige Teilnehmer eines ewigen Besitzstückes sein“ (S. 77). „Überein kommt die ungeheure Majorität der europäischen Individuen noch jetzt und schon seit dreißig Jahren: 1. in der unbedingten Vergötterung des ebenso unbedingten, absoluten und ausschließenden Privateigentums, des römischen Eigentums; 2. in dem unbedingten Streben nach der Vermehrung des reinen Einkommens, des *produit net*; 3. in dem Abscheu gegen alles, was einer Korporation oder einer moralischen Person ähnlich ist, außer etwa in merkantilen Anstalten, Assekuranzen“ (S. 76 f.). „Der Grundgedanke des gesamten Lehnssystems ist eigentlich der: es gibt nur Nießbrauch, aber keinen unbedingten Besitz. Und da man demzufolge dem Grundeigentum etwas Persönliches, Unveräußerliches, Heiliges zugestand, so war der Tausch: ‚Besitz gegen Dienst‘ keineswegs unnatürlich, wie ihn gegenwärtig die dürre Weisheit und die haushälterische Humanität unseres Jahrhunderts findet, nachdem sie zu der tiefen Einsicht gekommen ist, daß die Sachen tot sind, die Personen aber leben“ (S. 79 f.)¹⁾.

Eine sehr beachtenswerte Äußerung tut Müller in seiner Schilderung der Parteien der Französischen Revolution, der damaligen Generation, die im Gegensatz stand zu „dem gesamten idealischen Wesen, welches im Mittelalter durch Tradition, Sitte, Gewohnheit, Gesetz und Religion in die Staaten gekommen“ war (S. 75). „Alle waren darin gleich, daß sie das Leben in toten Besitztümern suchten. Die, welche den Feudalismus oder die Ungleichheit verteidigten, stützten sich auf ein Recht, welches unter ihren Händen zu einem toten Recht wurde; die, welche den Feudalismus angriffen und die Gleichheit beehrten, verlangten totes Recht und lebloses Besitztum — nichts weiter. Daher ist es durchaus falsch, wenn man annimmt, in der Französischen Revolution hätten zwei politische Systeme gegeneinander gestritten; es waren nur zwei verschiedene Besitzstände, ein durch die Vorzeit wirklich etablierter und ein anderer, den die gegenwärtige Generation imaginierte. Die Partei des Alten wurde nur deduktionsweise und der gerichtlichen Defension wegen dazu genötigt, Ideen von Recht, Politik und Religion zu ihrem Beistande zu Hilfe zu rufen. Ebenso waren, wie die nachherigen Erfolge hinreichend gezeigt haben, die Ideen der Freiheit, des Menschenrechtes und der Volkssouveränität bei den Besseren von der Partei des Neuen nichts als geistige Getränke, worin sie sich zu ihrem Angriff Mut tranken; bei den Schlechteren, Kälteren ein Theaterkostüm, das sie zu seiner Zeit abzulegen und zu vertauschen wußten“ (S. 74 f.). Wie man sieht, kommt Müller in der Polemik hier der marxistischen Geschichtsauf-

¹⁾ Über die Wirkungen der Geldwirtschaft s. auch das Urteil von Ringseis (der unter dem Einfluß von Ad. Müller steht) bei Bergsträßer a. a. O., S. 17 f.

fassung, die die Selbständigkeit der Ideen leugnet, nahe¹⁾, und der Ausdruck „Besitzstände“ — er hat das richtige Gefühl, daß man im vorliegenden Fall von „Ständen“ nicht sprechen könne — nähert sich der marxistischen „Klasse“.

Ad. Müllers Vorstellung ist nicht eigentlich historisch; sie ist mehr vom Standpunkt des metaphysisch gerichteten Politikers geschrieben und steht insofern im Gegensatz zu der Darstellung des Historikers Raumer, der nur quellenmäßig Beweisbares sagen will. Auch in anderer Hinsicht kann sie nicht als Ausdruck der romantischen Auffassung schlechthin gelten. Die Romantiker urteilen keineswegs sämtlich so schroff wie Müller. Es gibt unter ihnen solche, welche das mittelalterliche System nicht so einseitig schätzen, der Neuzeit mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen und die Berechtigung der Abwandlung der alten Verhältnisse offen anerkennen²⁾. Zu ihnen gehört ja auch unser Raumer. Aber gemeinsam ist doch allen romantischen Richtungen, daß sie die neuere Entwicklung nicht mit ungeteilter Bewunderung, sondern mit einer gewissen Kritik betrachten³⁾. Es handelt sich um die unbestreitbare, in ihrer Bedeutung verschieden geschätzte Tatsache, daß die Steigerung der Geldwirtschaft gewisse unerfreuliche Wirkungen für das soziale Leben hervorgebracht hat. Die Romantiker haben viel Scharfsinn in der Beurteilung der Wirkungen bewiesen, die das Eindringen des Kapitalismus zur Folge haben würde, auch im Hinblick auf die Landwirtschaft⁴⁾.

Zu den temperamentvollsten und feinsinnigsten Vertretern jener Richtung gehört V. A. Huber, der z. B. im Jahre 1833 einmal den Satz prägt: „Der Industrialismus hat im großen auf das Elend spekuliert und große Jammerkolonien angelegt“⁵⁾. Als einer der Ersten hat er die tatsächliche

¹⁾ Muckle, H. de St. Simon, S. 152, führt eine verwandte Äußerung aus St. Simons „Système industriel“ an, welches Buch 1821—1822 erschien. Müller (1809) würde also die Priorität zukommen. Vor ihm käme allerdings Burke, der Vater der politischen Romantik, in Betracht, auf dessen bezeichnende Urteile Muckle S. 166 mit Recht hinweist.

²⁾ Vgl. darüber z. B. Herma Becker, Achim v. Arnim in den wissenschaftlichen und politischen Strömungen seiner Zeit (1912), S. 101—103.

³⁾ Vgl. auch den ganzen Inhalt von Rumohrs Darstellung und noch besonders a. a. O., S. 158, wo er davon spricht, daß „das Fabrikwesen, bei sehr zerstörendem (von R. selbst gesperrt gedruckt) Einflusse auf die körperliche und anderweitige Entwicklung der unteren Volksklassen, unleugbar mehr realen Reichtum produziert als das Handwerk“. Übrigens ist diese Stelle auch wegen der agrarpolitischen Anschauungen Rumohrs beachtenswert.

⁴⁾ Vgl. F. Lenz, Agrarlehre und Agrarpolitik der deutschen Romantik (1912), S. 70 u. 149 f. S. 78: Romantik und Marxismus über das Proletariat. Vjschr. f. Soz.- u. WG. 1913, S. 263. Über die deutsche Auffassung der Güter (im Gegensatz zur römischen) s. Braune, Burke S. 211: nur Nießbrauch der einzelnen Menschen. Meusel, F. A. L. v. d. Marwitz II, 2, S. 302 (vgl. S. 68): Klagen über das römische Recht (1823). Auch Frdr. v. Raumer klagt die moderne Zeit an (neue Sklaverei): Vjschr. f. Soz.- u. WG. 1916, S. 353. M. Rümelin, R. v. Jhering, S. 77: Absage an die rein individualistische Auffassung des Eigentumsbegriffes (das ist jedoch noch nicht „Sozialismus“, wie R. meint!).

⁵⁾ Skizzen aus Spanien, 3. Teil (1833), S. 239. Ins Populäre umgesetzt findet man diese Gedanken in den „Fabrikbriefen“ (bei energischem Ausdruck doch eine falsche Generalisierung vermeidend), die in dem „Deutschen Volksspiegel“, von H. Schultze (herausgeg. vom christlichen Verein im nördlichen Deutschland, 2. Bänden, Eisleben 1852), S. 189 ff. veröffentlicht sind.

Notlage des Arbeiterstands und die von ihr drohenden Gefahren (die für Marx so erwünscht sind!) für die Zukunft erkannt und seiner Zeit weit voraus eine soziale Reform vertreten. Im besondern ist er der erste und bedeutendste Genossenschaftstheoretiker, dessen Schriften für die Geschichte der genossenschaftlichen Bewegung eine wichtige Quelle darstellen. Er kommt von der romantischen Staatsauffassung zu seiner Sozialpolitik. Von ihr aus lehnt er sowohl die liberal-revolutionäre Bewegung, den Geist der Zeit, wie den fürstlichen Absolutismus ab; der Monarch verkörpert ihm die Volkseinheit. Der romantische Gegensatz gegen das großstädtische Kapital kommt dann auch in W. H. Riehls Schriften zum Ausdruck, in „Land und Leuten“¹⁾ und der „Bürgerlichen Gesellschaft“²⁾.

Die englischen Romantiker haben auch Sinn für soziale Fragen bekundet. Wurden bald freilich diese Dinge durch die unsozialen Romane Walter Scotts in der englischen Romantik zurückgedrängt³⁾, so trug nachher mit demselben Nachdruck wie V. A. Huber Carlyle die romantischen Gedanken vor: der angelsächsische Leibeigene des normannischen Herrn im Mittelalter sei in seiner Unfreiheit besser daran gewesen als der freie Arbeiter des modernen England: jener habe doch wenigstens einen sicheren Lebensunterhalt und eine bestimmte Arbeit gefunden, die beide dem Industriesklaven von heute fehlen⁴⁾. Carlyles „Chartism“ (1839) enthält bemerkenswerte Wendungen über den Klassengegensatz; in „Past and Present“ schildert er die Schattenseiten der modernen Zeit.

Dürfen wir aber bei Engels oder Marx eine Kenntnis der deutschen wirtschaftsgeschichtlichen, der romantischen Geschichtsliteratur voraussetzen? Marx hat in der Zeit unmittelbar vor der Veröffentlichung des „Manifestes“ sehr viel gelesen. Ruge schreibt⁵⁾: „Er stürzt sich immer von neuem in ein endloses Büchermeer.“

Allerdings, in der monographischen Literatur mag er sich nicht zu viel umgesehen haben. An einem interessanten Fall können wir es beobachten. H. v. Sybel war in seiner „Entstehung des deutschen Königtums“ (1844) für die Ansicht eingetreten, daß die Germanen bei ihrem Eintritt in die Geschichte Gemeineigentum am Ackerland gehabt hatten. Zur Stütze seiner Auffassung zog er die Verhältnisse anderer Völker heran: so (nach dem Vorgang von Wilken) die der Afghanen, ferner die der Hochschotten. Er erklärt, er wolle „die Richtigkeit des Bildes, da es aus deutschen Nachrichten nur erraten, aber nicht hergestellt werden kann, durch einen Blick in das Ausland erhärten“⁶⁾. Nach ihm ist die Methode, analoge Verhältnisse anderer Völker für die Rekonstruktion der altgermanischen Zustände zu

¹⁾ 6. Aufl., S. 96. ²⁾ S. 179.

³⁾ Vgl. G. Ad. Frisch, Der revolutionäre Roman in England, Freiburger Dissertation von 1914, S. 54 ff.

⁴⁾ Vgl. Gerhard Ritter, Die aristokratische Anschauung Th. Carlyles von der Gesellschaft und vom Staat, Konservative Monatsschrift 70, 1, S. 419. F. Brie, Imperialistische Strömungen in der englischen Literatur (1916), S. 70 ff.

⁵⁾ Hammacher, S. 53.

⁶⁾ Vgl. H. v. Sybel, Entstehung des deutschen Königtums (erste Aufl.), S. 17 und 45; meine Probl. der WG., S. 1 ff.; Pöhlmann, Gesch. des antiken Kommunismus II, S. 445 ff. Im Sinn der kritischen Bemerkungen, die ich a. a. O. über jene namentlich von den Nachfolgern Sybels gehandhabte Methode gemacht habe, äußert sich Tröltzsch, H. Z. 116, S. 44.

verwerten, in umfassenderer Weise geübt worden, von der Voraussetzung aus, daß die Entwicklung aller Völker sich nach einem festen Gesetz vollziehe, und daß man darum berechtigt sei, den historischen Aufbau wesentlich auf Analogieschlüssen aufzubauen. Aber schon aus Sybels Ausführungen schimmert etwas von einer solchen Überzeugung durch. Man weiß, mit welchem Eifer die Sozialisten später die auf jenem Wege gewonnenen Theorien vom Gemeineigentum als dem Ureigentum aller Völker, vom Mutterrecht als einer ebenfalls allgemeinen Urform für ihre Zwecke verwertet haben¹⁾. Engels versäumt es nicht, in jüngeren Ausgaben des „Manifestes“ von der betreffenden Literatur Notiz zu nehmen²⁾. Man merkt ihm das Bedauern

¹⁾ Hammacher, a. a. O., S. 592 f. berichtet über die Fragen des Urzustandes des Mutterrechts usw., verwertet dabei jedoch nicht durchweg die beste Literatur. Vgl. dazu meine Ausführungen in der Zeitschr. f. Sozialwissenschaft, 1904, S. 160 ff.; Vjschr. f. Soz.- u. WG., 1911, S. 443 f. (s. auch Stutz, Zeitschr. der Savigny-Stiftung, German. Abt., Bd. 28, S. 588). Ebenso stellt Hammacher S. 612 f. den Ursprung des Kapitalismus zu sehr nach Sombart dar. Vgl. zur Kritik m. Probl. der WG., S. 399 ff. Über die Begründung der Mutterrechtstheorie s. oben S. 88. Zeitschr. f. Sozialwissenschaft, 1904, S. 790 f.

²⁾ Ich benutze die in der „Buchhandlung Vorwärts“, Berlin 1909, erschienene „siebente autorisierte deutsche Ausgabe“. Vgl. hier S. 18: in dem Vorwort von Engels von 1883, das daselbst abgedruckt ist, macht er in dem Referat über den Grundgedanken des Manifestes zu dem Satz, daß die ganze Geschichte eine Geschichte der Klassenkämpfe gewesen sei, die Einschränkung „seit Auflösung des uralten Gemeinbesitzes an Grund und Boden“. Zum Text des „Manifestes“ bringt Engels S. 23 bei dem Satz „die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen“ die Anmerkung: „Das heißt, genau gesprochen, die schriftlich überlieferte Geschichte. 1847 war die Vorgeschichte der Gesellschaft, die gesellschaftliche Organisation, die aller niedergeschriebenen Geschichte vorausging, noch so gut wie unbekannt. Seitdem hat Haxthausen das Gemeineigentum am Boden in Rußland entdeckt; Maurer hat es nachgewiesen als die gesellschaftliche Grundlage, wovon alle deutschen Stämme geschichtlich ausgingen, und allmählich fand man, daß Dorfgemeinden mit gemeinsamem Bodenbesitz die Urform der Gesellschaft waren von Indien bis Irland. Schließlich wurde die innere Organisation dieser urwüchsigen kommunistischen Gesellschaft in ihrer typischen Form bloßgelegt durch Morgans krönende Entdeckung der wahren Natur der Gens und ihrer Stellung im Stamm. Mit der Auflösung dieser ursprünglichen Gemeinwesen beginnt die Spaltung der Gesellschaft in besondere und schließlich einander entgegengesetzte Klassen.“ Hierzu vgl. meine Geschichte der Theorie vom Gemeineigentum als Ureigentum in meinen „Problemen“ a. a. O.! — Die Theorien vom Gemeineigentum am Ackerland als einer allgemeinen Urerscheinung, die Theorie von einer „urwüchsigen kommunistischen Gesellschaft“ überhaupt (Mutterrechtstheorie!), welche die Verwirklichung des sozialistischen Zieles in der Vorzeit zeigte, mußte, wie angedeutet, den Sozialisten höchst willkommen sein. Aber sie widersprach der marxistischen Theorie vom Klassenkampf als dem Prinzip aller Geschichte, die man unmöglich fallen lassen konnte. Es ist nun amüsant zu sehen, wie Engels durch die Formel von „der schriftlich überlieferten Geschichte“ beide Theorien miteinander in Einklang bringt. Da ist doch Leos Formel (s. oben) über den patriarchalischen Staat und seine Auflösung geistreicher. — Seitdem die Sozialisten die Theorie von der „urwüchsigen kommunistischen Gesellschaft“ kennengelernt haben, zeigen sie eine stärkere Hinneigung zu Rousseaus Ideal von der kulturlosen Urgesellschaft. Zu diesem bildet auch die romantische Abneigung gegen die moderne Kultur der neueren Jahrhunderte eine Parallele. Allein das Ideal der Romantiker ist nicht die kulturlose Urgesellschaft,

an, daß er und Marx jene Theorien im „Manifest“ nicht berücksichtigt haben oder nicht berücksichtigen konnten. Wäre ihnen 1847 Sybels Buch bekannt gewesen, so hätten sie es gewiß ausgenutzt. Aber wenn sie historische Monographien außer Betracht gelassen haben, so wird ihnen doch manches von dem, was die Romantiker (das Wort im weitesten Sinn genommen) in zusammenfassenden Schilderungen dargestellt haben, zu Gesicht gekommen sein. Ich möchte zum mindesten eine lose Beeinflussung des „Manifestes“ durch diese behaupten.

Zunächst besteht in einem Kardinalpunkt eine Übereinstimmung zwischen dem „Manifest“ und der Anschauung der Romantiker. Beide stimmen darin überein, daß sie die ideal gerichtete Welt des Mittelalters durch die Bourgeoisie, durch den Geldreichtum zerstört sein lassen, und beide befinden sich in gemeinsamem Gegensatz gegen die reinen Liberalen¹⁾ damit, daß sie in der neueren Entwicklung nicht einen einfachen Fortschritt, sondern, wenn nicht einen Rückschritt, so doch einen nur relativen, von manchen Romantikern etwas günstiger, von anderen weniger günstig beurteilten Fortschritt sehen. Hier wie da finden wir die Schilderung der unliebenswürdigen, harten, nüchternen Züge der Verfassung und des Lebens der Bourgeoisie. Speziell auch der abstrakte, harte römische Eigentumsbegriff, der in den neueren Jahrhunderten mit der Bourgeoisie wieder zur Herr-

sondern eine gesellschaftliche Verfassung, die schon Produkt historischer Entwicklung ist, die christlich-germanische Kultur des Mittelalters. Es mag z. B. darauf hingewiesen werden, wie Leo in seiner „Universalgeschichte“, 2. Bd. (2. Aufl., 1839), S. 69 von „der Kirche als Erziehungsanstalt der Völker“ (dabei auch von den „Hindernissen“, die die katholische Kirche „dem Gedeihen christlichen Lebens bereitet“), S. 67 von der fördernden Wirkung der aufkommenden gesellschaftlichen Verbände spricht (von dem „durchbrechenden Bewußtsein, daß die Menschen in ihren Verhältnissen zueinander etwas suchen müßten noch über die spröde Freiheit und Tapferkeit des einzelnen hinaus, etwas, dem sich die Freiheit mit Ehren unterordnen könne“). Er legt auch Wert darauf, nicht in der Abschließung eines Volkes gegen fremde Kultur das Höchste zu sehen, so sehr er das nationale Moment an sich betont (S. 39, Anm. 1). Es bleibt also zu konstatieren, daß die Romantiker im Gegensatz zu Rousseau der historischen Entwicklung Rechnung tragen. Wenn sie allerdings das Mittelalter mit mehr Sympathie betrachten als die neueren Jahrhunderte, so kann doch keineswegs von allen gesagt werden, daß sie die neuere Entwicklung schlechthin ablehnen. Viele betrachten sie, wie bereits angedeutet, mit kritischen Augen, ohne deshalb die Notwendigkeit der Abwandlung der älteren Verhältnisse zu bestreiten. Wie hier in der Beurteilung der Geschichte der Poesie Differenzen bei den Romantikern bestehen (vgl. z. B. oben S. 9 und Herma Becker, A. v. Arnim, S. 33 f.), so treten sie auch in dem Urteil über die staatliche und wirtschaftliche Entwicklung hervor. Beispiele namhaft zu machen, haben wir schon Gelegenheit gehabt. Erwähnt haben wir bereits (S. 18), daß Leo die Neugestaltung Deutschlands von 1866 mit Enthusiasmus begrüßte. Über den nicht ganz kleinen Kreis derjenigen, die ihren Ausgang von der historischen Schule nehmen, später sich aber, ohne diesen Zusammenhang eigentlich zu lösen, der liberalen Richtung zuwenden, ist gleichfalls von uns schon einiges gesagt (S. 43 und 92).

¹⁾ Den Gegensatz zu den Anschauungen der Romantiker findet man z. B. bei Grote. Er erwartet von der freien Verfassung unbedingtes Glück und predigt wirtschaftlich das unbedingte Manchestertum (Abwehr aller Einschränkungen des strengen Privateigentums usw.). Vgl. Pöhlmann in *Quiddes Ztschr.*, Bd. 3, S. 13 ff. und S. 20 f.; Ed. Meyer, *Gesch. des Altertums*, Bd. 3, S. 273 ff.

schaft gelangt, wird von beiden Parteien bekämpft. Ein Hauptstück des Marxismus in der theoretischen Erörterung wie in der praktischen Agitation ist ja der Satz, daß die moderne politische Freiheit durchaus nicht, wie die Liberalen rühmen, die soziale Harmonie, das goldene Zeitalter der Freiheit und Gerechtigkeit verwirklicht hat¹⁾, und ganz dieselbe Lehre hatten die Romantiker vorgetragen. Die Unterschiede der romantischen und der marxistischen Darstellung übersehen wir selbstverständlich nicht. Die Romantiker schreiben überwiegend als Historiker, wenn auch oft als Stimmungshistoriker; Marx ist Dogmatiker. Ihm kommt es vor allem darauf an, eine feste Formel zu prägen. Was ferner bei den Romantikern poetische Stimmung, zum großen Teil aber auch wahre Beobachtung ist, das wird bei Marx zur beißenden Invektive. Die maßvolleren Romantiker, die große Mehrzahl der Romantiker übertrifft er bei weitem in der Heftigkeit der Anklage gegen die neueren Jahrhunderte; er wetteifert mit Adam Müller in den dunklen Farben des Gemäldes und geht noch über ihn hinaus. Romantische und marxistische Anschauung unterscheiden sich endlich dadurch, daß für die Romantiker das Mittelalter ein Ideal darstellt, während Marx auch in ihm ein Zeitalter der „Unterdrückung“ sieht, obgleich es bemerkenswert ist, daß im „Manifest“ dem mittelalterlichen Wesen doch noch ein Stück von idealischem Wesen zuerkannt bleibt.

Wie viel die Darstellung des „Manifestes“ mit der der Romantiker gemeinsam hat, mögen einige Sätze aus jenem veranschaulichen: „Die Bourgeoisie, wo sie zur Herrschaft gekommen, hat alle feudalen, patriarchalischen, idyllischen Verhältnisse zerstört. Sie hat die buntscheckigen Feudalbande, die die Menschen an seinen natürlichen Vorgesetzten knüpften, unbarmherzig zerrissen und kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übrig gelassen als das nackte Interesse, als die gefühllose ‚bare Zahlung‘. Sie hat die heiligen Schauer der Schwärmerei, der ritterlichen Begeisterung, der spießbürgerlichen Wehmut in dem eiskalten Wasser egoistischer Berechnung ertränkt. Sie hat die persönliche Würde in den Tauschwert aufgelöst und an die Stelle der zahllosen verbrieften und wohlerworbenen Freiheiten die eine gewissenlose Handelsfreiheit gesetzt. Sie hat, mit einem Wort, an die Stelle der mit religiösen und politischen Illusionen verhüllten Ausbeutung die offene, unverschämte, direkte, dürre Ausbeutung gesetzt. Die Bourgeoisie hat alle bisher ehrwürdigen und mit frommer Scheu betrachteten Tätigkeiten ihres Heiligenscheines entkleidet. Sie hat den Arzt, den Juristen, den Pfaffen, den Poeten, den Mann der Wissenschaft in ihre bezahlten Lohnarbeiter verwandelt. Die Bourgeoisie hat dem Familienverhältnis seinen rührend-sentimentalen Schleier abgerissen und es auf ein reines Geldverhältnis zurückgeführt. . . . Die fortwährende Umwälzung der Produktion, die ununterbrochene Erschütterung aller gesellschaftlichen Zustände, die ewige Unsicherheit und Bewegung zeichnet die Bourgeoisiepoche vor allen anderen aus. Alle festen, eingerosteten Verhältnisse mit ihrem Gefolge von altehrwürdigen Vorstellungen und Anschauungen werden aufgelöst; alle neugebildeten veralten, ehe sie verknöchern können. Alles Ständische und Stehende verdampft, alles Heilige wird entweiht, und die Menschen sind endlich gezwungen, ihre Lebensstellung, ihre gegenseitigen Beziehungen mit nüchternen Augen anzusehen.“

¹⁾ Vgl. Muckle, St. Simon, S. 332; Hammacher, S. 57.

Die Verwandtschaft dieser Sätze mit dem, was wir vorhin aus Schriften der Romantiker vorgeführt haben, wird jedem einleuchten¹⁾. Auf einzelne kleinere Punkte der Übereinstimmung möchte ich noch daneben hinweisen. Ad. Müller (s. oben) datiert im Jahre 1809 die besonders unerfreuliche Entwicklung der neueren Zeit „seit dreißig Jahren“; Marx und Engels sprechen in dem im Jahre 1848 veröffentlichten „Manifest“ (niedergeschrieben ist es 1847) von „der kaum hundertjährigen Klassenherrschaft der Bourgeoisie“ (S. 27). Die Annäherung dieser zeitlichen Angaben ist nicht so selbstverständlich, daß man sie als gleichgültig bezeichnen könnte. Leos früher erwähnte Anschauung, daß „alle reichere organische Entfaltung an das Gegen-einanderwirken sich beegnender Kräfte gebunden ist“, kann als eine Vorbereitung der Klassenkampftheorie angesehen werden, zumal Leo für den Fortschritt der Entfaltung die wirtschaftliche Entwicklung als einen wichtigen Faktor ansieht. Freilich liegt es hier auch nahe, an eine gemeinsame Quelle der Theorien zu denken. Der Satz des „Manifestes“ (S. 36): „Die herrschenden Ideen einer Zeit waren stets nur die Ideen der herrschenden Klasse“ hat eine viel allgemeinere, weiter greifende Form als jene Äußerung Müllers über den Ursprung der Ideen. Indessen von einer Verwandtschaft darf man auch hier sprechen.

Nicht nur aber daß Verwandtschaften zwischen dem „Manifest“ und den romantischen Schriften bestehen; die Verfasser desselben nehmen auch direkt auf die romantische Literatur Bezug. Sie sprechen einmal (S. 25) von „der brutalen Kraftäußerung, die die Reaktion so sehr am Mittelalter bewundert“. Was kann unter „Reaktion“ anders gemeint sein als die romantische Literatur? Und die Bewunderung der „brutalen Kraftäußerung“ des Mittelalters findet sich ja in der Tat in ihr; nur daß die Romantiker diese Kraftäußerung nicht als „brutal“, sondern als Ausdruck gesunder Kraft des aufrechten Mannes auffassen. Weiter lesen wir im „Manifest“ (S. 26), daß „die Bourgeoisie zum großen Bedauern der Reaktionäre den nationalen Boden der Industrie unter den Füßen weggezogen hat“. Also wiederum ein Beleg, daß Marx und Engels bei der Abfassung ihrer Schrift die Äußerungen der Romantiker vor Augen hatten. Endlich ist in dem „Manifest“ (S. 39) noch ganz direkt von Anklagen der Feudalen gegen die Bourgeoisie und von der Art, wie jene sich verteidigen, die Rede. Wenn an dieser Stelle nach dem Zusammenhang der daselbst gebotenen Ausführungen die Möglichkeit bleibt, daß Marx und Engels hier in erster Linie an französische und englische „Reaktionäre“ gedacht haben, so war doch die deutsche romantische Literatur wohl die umfangreichere und ergiebigere und lag ihnen zum mindesten nicht weniger nahe.

Welche Schriften der Romantiker mögen sie nun gelesen haben²⁾? Man wird vielleicht erwidern, daß ihre Kenntnis das einfache Produkt der Zei-

¹⁾ An die Berührungspunkte von Lassalles rechtsphilosophischen Anschauungen mit dem Standpunkt der Romantiker und an Rodbertus' Beziehungen zur romantischen Auffassung wollen wir hierbei auch nicht unterlassen zu erinnern. Mit seiner Anschauung von dem Recht als dem Ausdruck eines historischen Volksgeistes steht L. auf romantischem Boden.

²⁾ Wenn Marx von einer Lektüre „reaktionärer“ Schriften nicht spricht, so könnte das als Gegenbeweis gegen die Annahme einer solchen nicht gelten, da er, bei seiner Verachtung der „Reaktion“, von seiner Lektüre der „reaktionären“ Lite-

tungslektüre sei. Allein in jener Zeit waren doch die Zeitungen noch nicht so zahlreich und so umfangreich, daß sie, wie heute, die Bücherlektüre in den Hintergrund drängten. Im übrigen wird es unmöglich sein, ganz Bestimmtes über die Kenntnis der romantischen Literatur bei Engels und Marx auszusagen. Abgesehen von der Frage der Verwertung der ausländischen Literatur haben wir damit zu rechnen, daß jene Kenntnis ihnen auf abgeleitetem Wege, etwa durch Schriften von Gegnern der Romantiker, zukommen konnte. Irgendeine Abhängigkeit von der romantischen Literatur aber wird jedenfalls nicht zu bestreiten sein. Und als Resultat unserer Betrachtungen ergibt sich unbedingt, daß Engels und Marx mehr innerhalb der allgemeinen literargeschichtlichen Bewegung stehen, als man bisher angenommen hat. Ihre Originalität liegt, soweit es sich um ihre große Formel handelt, nur in der Übertreibung und Generalisierung dessen, was schon andere gesagt hatten. Inwiefern sie dann etwa noch im einzelnen Originalen in der Schilderung wirtschaftlicher und sozialer Verhältnisse alter und neuer Zeit aufweisen, ist hier nicht zu erörtern.

Der Zweck der wissenschaftsgeschichtlichen Forschung ist jedoch nicht die Untersuchung der Abhängigkeitsverhältnisse, sondern die Feststellung des Maßes der errungenen Erkenntnis. So stellen wir denn auch in den Vordergrund unserer Betrachtungen die Ermittlung der wirtschaftsgeschichtlichen Erkenntnis, die zur Zeit der Veröffentlichung des „Manifestes“ gewonnen war.

Hier haben wir nun zu konstatieren, daß damals, vor und ohne Marx, schon viel wirtschaftsgeschichtliche Erkenntnis gewonnen war¹⁾. Die Mitte des 19. Jahrhunderts zeigt bereits eine erfreuliche Entfaltung der deutschen wirtschaftsgeschichtlichen Literatur. Und von ihr aus, wesentlich unabhängig von Marx, entwickelt die wirtschaftsgeschichtliche Forschung sich weiter. Die namhaftesten Wirtschaftshistoriker der neueren und neuesten Zeit knüpfen an die ältere, von Marx unbeeinflusste Forschung an. Es sind bedeutungsvolle Daten, wenn wir erwähnen, daß Mommsen im wesentlichen unter dem Einfluß der klassischen Nationalökonomie steht²⁾, Erwin Nasse wie früher Roscher aus dem philologisch-historischen Studienkreis herkommt, G. F. Knapp Schüler Hanssens ist³⁾, Max Weber in seinen älteren Arbeiten Meitzens Gesichtspunkte verwertet⁴⁾.

Heben wir einiges von der Art und dem Inhalt der zu jener Zeit gewonnenen wirtschaftsgeschichtlichen Erkenntnis hervor, so gehen die An-

ratur nicht sprechen mochte. F. Lenz, Staat und Marxismus, Bd. 1, S. 143, Anm., macht darauf aufmerksam, daß Marx G. v. Gülich, Gesch. Darstellung des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaues, 2 Bde., 1830, benutzt hat. Vgl. über diesen Allg. d. Biogr. 49, S. 622 f. Gülich ist nicht Fachmann, sein Buch ohne erheblichen Wert. Er interessiert durch seine sozialen (aber keineswegs revolutionären) Reformpläne.

¹⁾ Zum Folgenden vgl. GW. II, S. 191 ff.

²⁾ Vgl. oben S. 179, Anm. 1.

³⁾ Vgl. G. F. Knapp, Grundherrschaft und Rittergut (1897), S. 158.

⁴⁾ Hiermit will ich natürlich nur ein paar Beispiele nennen. Weiter vgl. hierzu Zeitschr. f. Sozialwissenschaft, 1904, S. 710 ff.; meinen Artikel Nasse in der Allg. deutschen Biographie, Bd. 55, S. 844 ff. Über die Abhängigkeit Schönbergs und Schmollers von Hildebrand s. Ztschr. f. Sozialw. 1904, S. 221 ff.; Gehrig a. a. O., S. XVI; Jahrbücher f. Nat.Ök. 106, S. 667 ff.

fänge der Lehre von den Wirtschaftsstufen, die in der Folge einen so breiten Raum in unserer Literatur einnehmen sollte, auf die Zeit vor Marx zurück; sie ist schon von List gründlich erörtert worden. Wenn ferner die marxistische Theorie behauptet, daß die verschiedenen Seiten der Kultur durch die wirtschaftlichen Verhältnisse bestimmt werden, so wird die Anschauung von ihrer wechselseitigen Beeinflussung lange vor Marx vorgetragen¹⁾, und in G. W. v. Raumer haben wir ja auch einen Romantiker kennengelernt, der in wesentlicher Übereinstimmung mit Marx, aber unabhängig von ihm und weniger formelhaft, in dem wirtschaftlichen Faktor das Prius der geschichtlichen Entwicklung sah. Im allgemeinen freilich lehnen die deutschen Wirtschaftshistoriker es ab, ein einziges fundamentales Prinzip für die Verursachung der historischen Tatsachen geltend zu machen. Die deutsche Literatur war zu sachlich, zu unbefangen historisch, um sich zu einer so schroffen Formel, wie sie Marx brauchte, zu bequemen. Diese Formel war für die Agitation geeignet, aber kein wahrer Ausdruck wissenschaftlicher Erkenntnis. Die Überzeugung von einer tiefgreifenden Wirkung der wirtschaftlichen Verhältnisse konnte Marx der deutschen historischen Literatur entnehmen; seine materialistische Theorie von einer streng gesetzmäßigen Entwicklung bot sie ihm nicht. Die Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode auf die historische Betrachtung²⁾, die Theorie von der streng gesetzmäßigen Entwicklung, das Formalistische entnahm Marx, soweit er sich nicht von Hegels Dialektik leiten ließ, aus der französischen Literatur, hier übrigens auch nicht aus der historischen³⁾. Wir haben schon der Unklarheit gedacht, in der bei Marx der Begriff der Produktionsverhältnisse gehalten ist. Auch sie hängt mit der Schroffheit der Formel zusammen. Die deutsche wirtschaftsgeschichtliche Literatur ist Marx hier wiederum überlegen: man findet in ihr, wenngleich keineswegs überall, so doch erfreulicherweise an mehreren Stellen Greifbarkeit der Vorstellungen, unzweifelhafte Darlegungen der Dinge und Sauberkeit der begrifflichen Formulierungen gegenüber seinen ewig schillernden Auslassungen⁴⁾. Diese Art, die sich beständig zurückzieht, wenn man sie fassen will, ist unendlich widerlich, und widerlich sind auch

¹⁾ S. oben S. 10 ff. und 27 ff. Vgl. meine Abhandlung „Die neue historische Methode“, H. Z. 81, S. 258 f.; Sulzbach, Die Anfänge der materialistischen Geschichtsauffassung, S. 13 (über Möser); Herma Becker, A. v. Arnim, S. 47, Anm. 2.

²⁾ Es verdient hier die bedeutungsvolle Tatsache Erwähnung, daß in demselben Jahre, in dem Condorcets *Esquisse d'un tableau historique* erschien (1795), F. Schlegel den Gegensatz der geschichtlichen Betrachtung gegenüber der naturwissenschaftlichen betonte. S. oben S. 8, Anm. 3.

³⁾ Vgl. darüber z. B. Muckle, St. Simon, S. 148 f.; Hammacher, S. 61.

⁴⁾ Vgl. hierzu H. Z. 91, S. 438. Ich weiß natürlich, daß man an den begrifflichen Formulierungen der deutschen Wirtschaftshistoriker (Historiker, Rechtshistoriker, Nationalökonomien der historischen Richtung) Kritik geübt hat, und bin um so weniger geneigt, gegen jede derartige Kritik mich auszusprechen, als ich mich selbst an ihr beteiligt habe. Aber ich habe auch schon vor Jahren geltend gemacht, daß mehrere von unseren Autoren besser die Probe bestehen als ihre Gegner. Vgl. z. B. H. Z. 86, S. 5, Anm. 1; Zeitschr. f. Sozialwissenschaft, 1904, S. 221 ff., S. 367 ff. und S. 654 ff.; Gehrig a. a. O., S. XII. Hier möchte ich nur hervorheben, daß W. Arnold (s. oben S. 27) in seinen Erörterungen über das Verhältnis von Recht und Wirtschaft gewiß nicht das letzte Wort gesprochen, indessen ohne Zweifel mehr den Kern der Sache erkannt hat als Marx. S. auch A. Voigt, Zeitschr. f. Sozialwissenschaft, 1911, S. 443 f.

die zahllosen Bemühungen der verschiedenen Gruppen von Marxverehrern, welche einsehen, daß die ausgesprochene Lehre nicht haltbar ist, aber alle ihre Ummodelungen der Theorie mit ewig dienerndem Byzantinertum in der Erklärung gipfeln lassen, das Parteihaupt habe doch recht gehabt. Es finden sich in dieser breiten Literatur ganz treffende Beobachtungen, die jedoch treffender formuliert worden wären, wenn sie nicht jene innere Unfreiheit des Agitators¹⁾ an sich trügen, sondern auf der Bahn der guten deutschen Wissenschaft sich bewegten. Hervorgehoben sei ferner, daß Engels und Marx den 1847 erreichten Höhegrad der kapitalistischen Entwicklung unglaublich überschätzt haben²⁾. Das ganze marxistische Zukunftssystem der Selbstaufhebung des Kapitalismus ist heute durch die Tatsachen widerlegt. Man kann einen Fortschritt der Erkenntnis in dem Gebrauch des Wortes „Klasse“ sehen, da der alte Terminus „Stand“ nicht hinreicht, um die mannigfaltigen Gruppierungen der Bevölkerung in der neuesten Zeit zu bezeichnen, und auch nicht hinreicht, um alle Gruppierungen der älteren Zeit zu charakterisieren. Man mag Marx ein Verdienst dafür zuerkennen, daß er die Vorstellung von der „Klasse“ in lebhafteren Umlauf gebracht hat. Indessen die Anschauung, die er damit verbindet, die Ansicht von dem „ununterbrochenen Kampf der Klassen, der jedesmal mit einer revolutionären Umgestaltung der ganzen Gesellschaft endet oder mit dem gemeinsamen Untergang der kämpfenden Klassen“³⁾, ist nicht haltbar, und ein Irrtum liegt nicht weniger in der Behauptung, daß „unsere Epoche, die Epoche der Bourgeoisie, die Klassengegensätze vereinfacht hat“, „die ganze Gesellschaft in zwei große Lager spaltet“⁴⁾. „In Wirklichkeit haben wir gar keine feststehenden Klassen“⁵⁾. Sodann hat Marx Wort und Begriff „Klasse“ nicht erst in die Literatur eingeführt; es fand vielmehr schon lange vor ihm in Deutschland⁶⁾ wie in Frankreich reiche Anwendung, wie wir es

¹⁾ Tröltzsch, Theol. Literaturzeitung 1921, Dezember, bemerkt, daß die Sozialisten an der marxistischen Geschichtsauffassung festhalten, weil sie nicht den Klassengegensatz und die Gleichwertigkeit des Hand- und des Kopfarbeiters preisgeben wollen.

²⁾ Vgl. E. Bernstein, Archiv f. soziale Gesetzgebung 38, S. 835 f.

³⁾ „Manifest“, S. 23 f. Vgl. B. Erdmann, Die philosophischen Voraussetzungen der materialistischen Geschichtsauffassung, Schmollers Jahrbuch 1907, welcher S. 921 hervorhebt, daß in der 1878 erschienenen Gegenschrift von Engels gegen Dühring zum erstenmal die technischen Ausdrücke „alle bisherige Geschichte die Geschichte von Klassenkämpfen“, „die Klassen der Gesellschaft jedesmal Erzeugnisse der ökonomischen Verhältnisse ihrer Epoche“ vorkommen. Im Kern ist die Anschauung doch schon im Manifest vorhanden. Vgl. übrigens oben S. 84, Anm. I.

⁴⁾ „Manifest“, S. 24. F. Somary sagt im Jahrbuch f. Gesetzgebung, 1911, S. 1967, von Levasseurs Gesch. der arbeitenden Klassen in Frankreich (deren erster Teil 1859 erschien): „Das Wort ‚classe‘ ist im älteren französischen Sinn genommen und nicht mit dem modernen Klassenbegriff zu identifizieren; es ist ungefähr die Geschichte des dritten und vierten Standes im Sinn der Französischen Revolution, die geschildert wird.“ Der moderne Klassenbegriff würde doch eben in der Vorstellung liegen, daß die ganze Gesellschaft in nur zwei Klassen zerfällt, die sich beständig mit dem angegebenen Erfolg bekämpfen.

⁵⁾ H. Ford, Mein Leben und Werk S. 297.

⁶⁾ Die Beispiele, die in Grimms und in Sanders Wörterbuch angeführt sind, ließen sich noch sehr vermehren. Beispiele (aus der romantischen Zeit) s. GW. II, S. 193 ff. Dr. O. Lecher-Wien macht mich auf Goethe an Frau v. Stein, 4. Dezbr.

an dem Beispiel von Raumer selbst beobachtet haben. Es wird heute in der Literatur darüber gestritten, was eine „Klasse“ an sich sei¹⁾. Tatsächlich darf man nur fragen, in welchem Sinn das Wort von den verschiedenen Autoren gebraucht worden ist, wobei man festzustellen hat, daß der Marxsche Begriff der Klasse (untrennbar von der Klassenkampftheorie) eine Erfindung ist, für die die Geschichte die Belege verweigert. Wenn wir schließlich bei Marx in der Betonung der Schwächen der neueren Entwicklung trotz aller Übertreibungen einen Kern von richtiger Erkenntnis anerkennen, so haben ja die Romantiker dieselbe Beobachtung, sogar vor ihm, gemacht, und der praktischen Tätigkeit, die sich an diese Erkenntnis angeschlossen hat, fehlt auch auf der romantischen Seite nicht die Parallele²⁾.

1777 (Reclam-Ausg. S. 103) aufmerksam: „Wie sehr ich wieder auf diesem dunkeln Zuge Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist! Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden, — Dulden — Ausharren in un — ich will mich nicht in Ausrufen verlieren.“ Lessing spricht von der Klasse des Pöbels, Kant von den Klassenunterschieden im Tierreich, Gotter von den „Geistern von der höheren Klasse“, Wieland von den ärmeren Volksklassen, Chamisso von der Teilung der gleichgeborenen Menschen in Klassen, J. G. Kohl (1841) von unseren höheren und müßigen Klassen. S. auch v. Boyen, Erinnerungen III, S. 69: „Der Bauernstand, überhaupt die ärmeren Klassen.“ Erinnert sei hier nochmals an den von Ad. Müller gebrauchten Ausdruck „Besitzstände“.

¹⁾ Vgl. z. B. P. Mombert, Zum Wesen der sozialen Klasse, in: Hauptprobleme der Soziologie II, S. 239 ff. S. auch Vjschr. f. Soz.- u. WG., Bd. 16, S. 196 ff. (gegen den Versuch, die Geschichte des Altertums unter dem Gesichtspunkt des Klassenkampfes darzustellen). Salin in: Festgabe für Gothein S. 17 ff.: Der „Sozialismus“ in Hellas. Energische Kritik bei O. Spann, Gesellschaftslehre, 2. Aufl., S. 378 ff. H. Delbrück, Die Marxsche Geschichtsphilosophie (1921). Sombart, zur Psychologie der sozialistischen Theoretiker, Deutsche Rundschau 1923 Oktober, S. 19 ff. (über die seelische Einstellung von Marx).

²⁾ V. A. Huber steht hier nicht allein. Vgl. Näheres in Vjschr. f. Soz.- u. WG. 1915, S. 321 ff. (über die Ursprünge der deutschen Sozialpolitik); Stephan Bauer, Vjschr. f. Soz.- u. WG. 1903, S. 79 ff.; F. Meinecke, H. Z., Bd. 92, S. 124; mein „Parlam. Wahlrecht“, S. 52. Über F. v. Baader s. H. v. Treitschke, Deutsche Gesch. im 19. Jahrh. 4, S. 599; W. Lütgert, Die Religion des deutschen Idealismus II, S. 27 ff.

Anhang.

Zu S. 2. Da sich über das Wesen der „pragmatischen“ Geschichtschreibung (vgl. GGA. 1892, S. 278ff.) in der Literatur noch immer unrichtige oder unsichere Vorstellungen finden, so führe ich hier zur Stütze meiner oben vertretenen Auffassung einige klassisch zu nennende Sätze von K. Wachsmuth an. Sie liefern zugleich einen Beitrag zur Charakteristik der Aufklärungshistorie, gegen die sich die Romantiker erhob¹⁾, und unterstützen auch die allgemeine Anschauung von der Stellung des Geschichtschreibers, die ich geltend gemacht habe. K. Wachsmuth, Einleitung in das Studium der alten Geschichte, S. 18, bemerkt, daß die „pragmatische Historie“, wie sie im 18. Jahrhundert herrschte, so mit Mißverständnis eines polybianischen Ausdrucks genannt wurde. Der Name wurde kanonisch seit der Schrift Kölers „de historia pragmatica“ (Altorf 1714). Polybius nennt selbst „pragmatische Geschichte“ die Haltung der gesamten Staatsgeschichte in ihrer innern und äußern Entwicklung (S. 643). Als höchster Zweck derselben schwebt ihm aber vor Augen, unmittelbar politische und sonstige Bildung zu fördern. „Dieser praktische Nutzen“ — fährt Wachsmuth fort — „ist es schließlich doch allein, dessentwegen es sich nach Polybius' Meinung lohnt, geschichtliche Studien zu treiben; er kann aber nur erreicht werden durch die Aufdeckung der Gründe aller Geschehnisse; denn „wenn man Handlungen ohne Angabe des Grundes erzählt, mag man wohl unterhalten, aber Nutzen schafft man nicht; erst wenn man diese hinzufügt, wird das Studium der Geschichte fruchtbar und setzt den Leser in den Stand, analoge Fälle auf die Gegenwart zu übertragen, die Folgen vorauszu- sehen und seine Handlungsweise danach einzurichten.“ Daher stößt man bei Polybius nicht nur überall auf ausführliches Motivieren der einzelnen Handlungen und eifriges Erörtern des Kausalnexus der Dinge, sondern auch auf die breitesten und im aufdringlichsten Lehrton vorgetragenen Reflexionen politischen, militärischen und moralischen Inhalts. Das ist das Wesen der *ἀποδεικτικὴ ἱστορία*, wie er sie nennt, der „pragmatischen Historie“, wie wir sie mit einem mißverstandenen Ausdruck zu bezeichnen pflegen.“ Deshalb kommt seine Darstellung, „so belehrend ihre klare Sachlichkeit für die einzelnen Vorgänge ist, über eine mechanische Auffassung, die immer nur äußerlich eins aus dem andern ableitet, nicht hinaus und ignoriert, wie alle sog. „pragmatische Historie“, völlig die Imponderabilien, die idealen Mächte, die im Völkerleben und im Gemüt des einzelnen darum nicht minder wirksam sind, weil sie sich nicht mathematisch berechnen lassen. Nie werden wir erwärmt oder gar hingerissen; denn es fehlt dem Manne, der so viele hohe, ja bewunderungswürdige Forschereigenschaften in sich vereinigte, das Letzte und Höchste, was den großen Schriftsteller und zumal den großen Historiker macht, der Schwung der Seele.“ Wachsmuth schildert auch die „pragmatische Historie“ des 18. Jahrhunderts, der Aufklärungszeit (S. 18 f.): „Sie suchte zwar die Einzelursachen der

¹⁾ H. Leo, Nominalistische Gedankenspähne S. 112: „Die Geschichte in der Weise, wie es gewöhnlich geschieht, als Darstellung eines Kausalnexus einzelner Ereignisse zu betrachten, sog. pragmatische Behandlung der Geschichte, für viele eine Art wissenschaftlicher GröÙe, ist eine geistige Bettelwirtschaft.“

Geschehnisse zu ermitteln und legte sie sogar in langgedehnten demonstrierenden Auseinandersetzungen bloß; aber sie verfuhr dabei lediglich mit kühl verstandesmäßigem Kalkül und ziemlich äußerlich, indem sie nur kleine Triebfedern und mechanische Kräfte, namentlich egoistische Motive der Handelnden aufspürte, die tiefer liegenden und ideellen Mächte, die die Zeit bewegten, ganz unterschätzte. Noch dazu beurteilte man alles nach den gegenwärtigen Anschauungen, und so fielen die Reflexionen, an denen man so unersättliches Wohlgefallen fand, nicht selten recht schaal und trivial aus.“ S. 19 über die „Londoner Weltgeschichte“ (1736 ff.): „Als Salz, das diese schaaale Speise würzen sollte, diente eben jene platt rationalistische Nüchternheit der Auffassung, die alles durchdringt.“ — Den Gegensatz der Geschichtschreibung Rankes zur pragmatischen spricht Ed. Schwartz, „Logos“ 9, S. 171 ff. aus und stützt zugleich die gesamte Auffassung, die unserer Darstellung zugrunde liegt. „Es ist kein Zufall, daß die „pragmatische Geschichtschreibung“ verstummte, als Ranke lehrte die Archive zu befragen und auf allen Gebieten der Geschichte es das erste und vornehmste Gebot wurde, so weit als möglich zu den originalen Quellen hinaufzusteigen. In noch höherm Grad nimmt die Fähigkeit und die Neigung ab, alles der Kategorie der Kausalität unterzuordnen... Eine Unendlichkeit nicht der flächenhaften Ausdehnung, sondern der Tiefe und der in den entscheidenden Ereignissen sich vereinigenden Kräftenmengen tut sich auf, die eines mit naivem Hochmut rechnenden und messenden Verstandes spottet. Die andächtige, ehrfürchtige Betrachtung gesteht sich lieber ein, daß die Unendlichkeit des geschichtlichen Lebens, wie die des Lebens überhaupt, gruppierende Ordnung und gliedernde Gestalt gewinnen kann nur durch die Kunst; und Geschichtschreibung ist darum nicht minder eine Kunst, weil sie durch die Forschung in strengere Grenzen gebannt ist als die Poesie. Wer nicht wenigstens einmal, vielleicht nur für sich, versucht hat, das Erforschte zu einem Bild zusammenzufassen, der wird sich nie über die Art und die Grenzen historischen Erkennens klar werden.“

Zu S. 4. Zu der Frage des Verhältnisses der Romantik zu Katholizismus und Protestantismus vgl. M. Lenz, Kleine historische Schriften II, S. 20.

Zu S. 23. H. Oncken, Zur innern Entwicklung Rankes, in der Festgabe für Eb. Gothein, S. 199 ff. bestätigt meine obige (s. S. 29, Anm. 2) Bemerkung, daß Tröltsch seine erste Auffassung von dem (ganz nahen) Verhältnis Rankes zu Hegel auf meinen Widerspruch hin in seinen „Historismus“ nicht unwesentlich gemildert hat. S. 204, Anm. 1 deutet Oncken Rankes Streit mit H. Leo gewiß richtig als einen Streit mit Leo als Hegelianer (nicht als Romantiker). Vgl. jedoch dazu auch oben S. 20 f. In der Schilderung der Gedanken, welche Ranke bei der Vorbereitung der „Historisch-politischen Zeitschrift“ leiteten, äußert Oncken S. 210: „Das war eine Formulierung, die von der Denkweise der Romantik ebenso weit ablag wie von der Sprache der Hegelianer.“ Es dürfte sich indessen hier um eine durchaus romantische Formulierung handeln. Denn die Formel „Deutsche Politik nach deutschen historischen Voraussetzungen und deutschen realen Bedürfnissen“ (S. 209) ist ja die romantische. Vgl. oben S. 9, 130 u. 159; Rothacker, Savigny, Grimm, Ranke, H. Z. 128, S. 417 u. 434 ff. Und wenn Ranke eine Politik des juste milieu, das nur die äußere Diagonale zu halten suchte, ablehnte, so war das gleichfalls nicht unromantisch. Einen besonderen Gegensatz zu Hegel, wenigstens zum richtig verstandenen, sehe ich übrigens hier auch nicht in jener Stellung Rankes. Doktrinen der Hallerianer mochte er ablehnen. Allein Haller war ja nicht Romantiker. Oncken spricht S. 212 davon, der einzige echte Name der Romantik, der zunächst für die Zeitschrift in Betracht kam, sei von Ranke abgelehnt worden (Eichendorff). Es ist ja aber Savigny Mitarbeiter gewesen, also der Träger sogar des allerechtesten romantischen Namens. Oncken (S. 210) stützt sich auf die, wie schon oben (S. 8 Anm. 2) bemerkt, viel zu enge Bestimmung des Wesens der Romantik bei M. Ritter, „Die Entwicklung der Geschichtswissenschaft an den führenden Werken betrachtet“ (1919), welcher (S. 333) die Ansicht vertritt, es sei zweckmäßig, den Begriff der Romantik auf „das Gebiet poetischer und künstlerischer Hervorbringung und

Kritik“ zu beschränken, und als „den größten Vertreter der Romantik in der Geschichtsforschung“ K. F. Böhmer nennt, während er H. Leo schon „nur teilweise von der Romantik berührt“ werden läßt. In dem Urteil Rankes über Böhmer (Sämtliche Werke 51/52, S. 541 f.) sieht er eine „Absage an die Romantik.“ Ich würde als die „größten Vertreter der Romantik in der Geschichtsforschung“ Savigny, Eichhorn, Ranke, J. Grimm nennen, Leo wesentlich als Romantiker, nicht bloß als halben ansehen. Eine „Absage“ an die Romantik kann ich bei Ranke nicht entdecken. Ranke (a. a. O. S. 541) stimmt ausdrücklich Böhmers Auffassung zu, daß das historische Leben einer Epoche deren Geist atme und daß die Geschichtsdarstellung die Aufgabe habe, das Gesamtleben der Nation zu umfassen; diese Auffassung ist ja aber die der Romantik mit ihrer Lehre vom Volksgeist. Wogegen sich Ranke wendet, das ist nur Böhmers einseitige Verehrung der Hierarchie und die Kanonisierung des 13. Jahrhunderts. Es haben indessen sich ja genug Romantiker ganz anders als Böhmer gestellt. So z. B. F. v. Raumer, der seine Sympathie nicht der Hierarchie, sondern den staufischen Kaisern zuwandte. Über Marwitz s. oben S. 17, Anm. 3. Böhmer stellt nur eine Abart der Romantik dar. Ranke aber dürfen wir so wenig eine „Absage“ an die Romantik zuschreiben, als vielmehr seine Anschauungen in deren echtem Kern ihren Ursprung und ihre dauernde Grundlage haben. Nicht anzueignen vermag ich mir Onckens Ansicht (H. Z. 124, S. 83), J. Burckhardt sei „spezifischer Rankianer“. So sehr er im Recht ist, wenn er B.s Beeinflussung durch Ranke (besonders auch in der „Kultur der Renaissance“) betont und darauf hinweist, daß B. nicht so unpolitisch ist, wie er vielfach aufgefaßt worden ist, so finden wir doch in ihm, von anderm abgesehen, nicht in dem Maß den Historiker wie in Ranke (s. oben S. 71, Anm. 1). Aufschlußreich sind Onckens Darlegungen (in der Festschrift für Gothein a. a. O. und in der Schrift „Aus Rankes Frühzeit“ 1922) über die Entstehungsgeschichte von Rankes Werken. Wenn er freilich (H. Z. 124, S. 82) den Satz aufstellt, es stehe wohl außer Frage, daß Ranke die stärkere Befruchtung immer wieder aus der Anschauung der Quellen selber und nicht aus dem Leben der Gegenwart zuteil geworden ist, so scheint er mir damit einen Gegensatz zu bilden, der in dieser Weise nicht gilt. Natürlich will ich die gewaltige — ich sage: überwältigende — Befruchtung nicht im mindesten bestreiten, die der Historiker, und zwar gerade der echteste, aus den Quellen, aus neuem Quellenstoff, gewinnt, um so weniger, als ich selbst die Bedeutung der Erschließung neuer Quellen für die gesamte Gestaltung der Wissenschaft und die Ausbildung ihrer Methoden betont habe (s. oben S. 90 und S. 173). Allein die Quellen wirken nicht unmittelbar und zwingend, sondern antworten in Wechselwirkung mit den Fragen, die der Forscher stellt. Je nach ihren innern Antrieben holen die verschiedenen Historiker verschiedenes aus den Quellen, Ranke das, was ihm, nach seinen politischen Gesichtspunkten und historisch-politischen Neigungen, am nächsten lag. Die Behauptung Onckens (H. Z. 124, S. 82): „von der Einwirkung des Lebens suchte R. sich mit der Zeit immer mehr abzuschließen“ läßt sich doch durch R.s eigene Äußerungen widerlegen. Vgl. z. B. oben S. 60 Anm. 1 und S. 59 Anm. 2. Zu diesem Thema s. auch meine „Deutsche Reichspolitik einst und jetzt“ S. 13, Anm. 1.

Zu S. 29. E. Wechssler, Deutsche Vierteljahrschrift I, S. 633, läßt die historische Schule zu sehr im Kampf gegen Hegel stehen. Es handelt sich aber, wie bemerkt, zunächst um Parallelismus, sodann erst um Kampf. Infolge dieser unrichtigen Stellung, die W. der historischen Schule zuweist, wird sie bei ihm nicht genügend gewürdigt, wird das, was sie mit Hegel gemeinsam hat, nicht hervorgekehrt; ihre idealistische Richtung, ihre dem spekulativen System gleichwertige große Anschauung wird nicht anerkannt. Der daselbst von W. genannte F. C. Baur ist übrigens nicht auf eine Linie mit Savigny, Grimm usw. zu stellen, sondern als Hegelianer ihnen gegenüber.

Zu S. 51. H. v. Sybels Rede, „Über die neuern Darstellungen der deutschen Kaiserzeit“ ist wieder abgedruckt in der soeben erschienenen, auch sonst mehrere für die Geschichte der deutschen Geschichtschreibung im 19. Jahrhundert bedeut-

same Reden enthaltenden Sammlung „Deutsche Akademiereden“, herg. von F. Strich (München 1924).

Zu S. 62. M. Ritter ist hier noch als Überlebender, als Nestor der deutschen Historiker genannt worden. Inzwischen (28. 12. 1923) ist er heimgegangen. Für die Entwicklung seiner Geschichtsauffassung und seiner und seines Kreises Stellung zu Sybel ist von Interesse, was er mir am 19. 9. 1922 zu meiner „deutschen Reichspolitik einst und jetzt“ geschrieben hat: „Als Sybels Buch über die deutsche Nation und das Kaiserreich erschien, stand ich gerade in der Vorbereitung meiner Doktorpromotion, und damals erfüllte es mich mit starkem Widerwillen. Seitdem habe ich mich dem Kern der Ausführungen nicht verschlossen, und Ihre scharfe, von voller Sachkunde getragene Revision der betreffenden Frage nötigt mir noch weitere Zustimmung ab. Einwendungen würde ich am ehesten noch in der Richtung machen, ob nicht für die zerfahrene Gestaltung des deutschen Staatswesens die Kaiserpolitik zu ausschließlich verantwortlich gemacht wird. Wenn man auch, was freilich z. B. Döllinger in der Janus-Periode kaum ohne starke Vorbehalte eingeräumt hätte, eine innerlich starke, von sittlichen Kräften getragene Papstgewalt als nötig für die gesunde Entwicklung der mittelalterlichen Kirche, und diese wieder als Bedingung für die gedeihliche Entfaltung der mittelalterlichen Kultur ansieht, so kommt man zu dem trüben Schluß: als Schutzherr des Papsttums hat die deutsche Monarchie ihre eigene Kraft für ein ideales menschliches Ziel zum Opfer gebracht.“

Zu S. 79ff. Zu der Frage der biologischen Analogien, der Verwendbarkeit des Bildes aus der Natur in der geschichtlichen Darstellung. J. Partsch, DLZ. 1903, Sp. 2763 (in einer Anzeige von Ratzels „Politischer Geographie“) macht gegenüber der Ansicht, daß „alle die großen ahnungsvollen Worte (Vergleiche, wie sie die organische Staatsauffassung vornimmt) mehr verhüllen als erklären, daß die beste Vergleichung eigentlich immer von der Wahrheit ableitet“, geltend: „Warum soll nicht auch erborgtes Licht bisweilen klärend wirken?“ Doch hält auch P. den Vorbehalt für nötig, daß man sich mit dem Rang eines Bilds wird begnügen müssen. — Über die von Bismarck gebrauchten Bilder der organischen Staatstheorie vgl. Gitermann, Archiv für Sozialwissenschaft 51, S. 401. — R. Hönigswald, Die Jugendgeschichte Hegels, DLZ. 1923, Sp. 165: „„Wirklichkeit“ bedeutet für Hegel ‚Leben‘; nicht freilich Leben im biologischen Sinn, sondern als Ausdruck einer Funktion, die ganz allgemein die logische Priorität des Ganzen vor seinen Teilen betrifft, die den Begriffen der Trennung und der Entgegensetzung durch die Motive der Verbindung und Einheit erst ihren eigentümlichen Wert und ihre methodische Fruchtbarkeit verleiht.“ Aus dieser Auffassung freilich, fügt H. mit Recht hinzu, muß auch jeder Versuch einer Analyse des biologischen Begriffs vom Leben entscheidende Förderung schöpfen. „Sie wiegt in den Augen des Logikers in positiver Hinsicht weit schwerer als die bekannten Verirrungen der Hegelschen Naturphilosophie in negativer“ (vgl. hierzu ebenda Sp. 197). Sp. 166: Das „Leben“, dieser Quellpunkt alles Mannigfaltigen, bestimmt sich ihm (H.), soweit es in seiner Abhängigkeit vom Ganzen, dem „Totalen“, begriffen wird, als Geist. So ergreift H. „das Wesen des Geistes von der logischen Kategorie des Ganzen, der Totalität aus.“ W. Vogel, Über den Rhythmus im geschichtlichen Leben des abendländischen Europa, H. Z. 129, S. 1ff. will dartun, daß „ein im strengen Sinn rhythmischer Verlauf auch (nämlich wie auf biologischem Gebiet, z. B. Rhythmus der Herzkontraktionen, des jahreszeitlichen Laubabfalls und Saffttriebes der Bäume, der Blüte und Reife, der 28- und 23tägigen Perioden in der tierischen und pflanzlichen lebendigen Substanz) im Leben der großen historischen Kollektivwesen, die wir als Kulturkreise (in der Auffassung ungefähr von Spengler) bezeichnen können, nachweisbar ist und der Periodisierung zugrunde gelegt werden sollte.“ So hebt er hervor (S. 11), daß „die Ähnlichkeit des 19. mit dem 16. Jahrhundert . . . auf einer Übereinstimmung der Taktfolge im Rhythmus des geschichtlichen Lebens beruht.“ Wir werden seiner These gegenüber doch wieder geltend zu machen haben, daß 1. die Übereinstimmung, die angebliche Gesetzmäßigkeit der Entwicklungen nicht nachweisbar ist, 2. der Hinweis auf das biologische Moment nur ein Bild liefern

kann, aber keine Erklärung bietet, im Gegenteil von der Erkenntnis abführt, wenn man den Grund der historischen Vorgänge im naturgesetzlichen Faktor sieht. Zu der von V. (S. 21, Anm. 1) verwerteten Roscherschen Stufenfolge der Verfassungen vgl. kritisch H. Z. 81, S. 236 ff.; Vierteljahrschr. f. Soz.- u. WG. 1909, S. 347, zu der Bücherschen Stufentheorie meine „Probleme“ S. 163 ff.; Vierteljahrschr. f. Soz. u. WG. 16, S. 443 ff., Histor. Vierteljahrschrift 1922/23, S. 129 ff. Die Annahme (Vogel, S. 23) des „Rhythmus der drei aufeinanderfolgenden Jahrhunderte der Entfaltung, der Reife und der Problematik“ („das dritte Jahrhundert das problematische Jahrhundert kat' exochen“) läßt sich ebenso widerlegen wie die behauptete Stufenfolge der Verfassungsformen. Wenn V. sich auf O. Lorenz' Generationentheorie beruft, aber die „theoretisch tiefere Begründung“ bei ihr vermißt (S. 13), die im Biologischen liegen soll, so würde deren Fehlen eher einen Vorzug bedeuten. Wenn er von einer neuerdings sich wieder (im Gegensatz zu Rickerts Auffassung) vorbereitenden Annäherung von Geschichts- und Naturwissenschaftslogik spricht und auf O. Hertwig, Der Staat als Organismus (1922), hinweist (S. 6, Anm. 2, und S. 8), so ist der Versuch, die Fragen der Demokratie und des Sozialismus mit naturwissenschaftlichen Analogien zu entscheiden (so Hertwig), mit gleichem Eifer pro und contra unternommen worden. Wie Gumpłowicz einst auf Grund einer naturalistischen Soziologie die politische Zukunft vorausgesagt hat (vgl. H. Z. 81, S. 237), das wirkt geradezu erheiternd (ein anderes Beispiel soziologischer Prophezeiung s. bei Kelsen, Sozialismus und Staat, 2. Aufl. S. 108, Anm. 97). Von einer Annäherung kann höchstens insofern gesprochen werden, als Forscher, die von naturwissenschaftlichem Standpunkt ausgehen, sich der historischen Auffassung nähern und sie anerkennen (über Wundt s. oben S. 107). In gewissem Sinn gehört hierher auch W. Keilhau, die Wertungslehre (1923). Zu der falschen Schätzung der Marxschen Geschichtsauffassung durch Tröltzsch (Vogel S. 14) s. GW. II, S. 199 ff. — Ed. Wechßler, a. a. O. (s. oben S. 138) S. 615 stellt den Begriff der „Altersgemeinschaft“ auf, erklärt aber ausdrücklich, er sei „weder im genealogischen oder biologischen, geschweige im naturgesetzlichen, vielmehr allein im geistesgeschichtlichen Sinne gemeint.“ „In ungleichen Abständen treten neue Gruppen von Jahrgängen, genauer gesagt, die Sprecher und Führer einer neuen Jugend hervor, die innerlich durch gleiche, in der Zeitlage gegebene Voraussetzungen, äußerlich durch ihre Geburt in einer begrenzten Spanne von Jahren verbunden sind... Propheten und Heilande überspringen wohl die Schranken ihrer Zeit und Zeitlagen; aber irgendwie bedingt sind jene doch, selbst wenn sie diese Bedingungen zerbrechen.“

Zu S. 82. Um Scherers positivistische Auffassung noch etwas zu erläutern, führe ich einige Sätze aus seiner 1865 veröffentlichten Rezension über Hettners Literaturgeschichte des 18. Jahrh.'s, Kleine Schriften II, S. 66 ff., an. S. 66: „Die historische Grundkategorie ist die Kausalität.“ S. 67: Sch. verlangt „das Streben, die Geschichte als lückenlose Kette von Ursachen und Wirkungen anzusehen.“ Er tadelt an Hettner, daß er Winckelmann „unerklärlich in seinem Ursprung“ findet. S. 68 erklärt Sch. es für „undenkbar, daß ein großer Mann ‚nicht mit einer gewissen Naturnotwendigkeit aus den herrschenden Bildungszuständen herauswache‘, daß er nicht ‚die reife Blüte und Frucht einer still keimenden, lange vorbereiteten Entwicklung‘ sei.“ „Wer unter den bewegenden Ideen noch sonst etwas versteht als die Gedanken, welche in einer Zeit laut [!] werden, der muß entweder zur ‚Philosophie der Geschichte‘ sich bekehren oder zu der Annahme einer unmittelbar eingreifenden Leitung sich bequemen. In beiden Fällen wird er den Boden der Empirie ohne Not verlassen.“ S. 66: „Der Hauptfehler Hettners die mangelhafte Motivierung“.

Zu S. 93 Anm. 1. Meine daselbst erwähnte Besprechung von Schmollers „Städtewesen“, in der ich dargelegt habe, wie der Mangel der historischen Methode und der der begrifflichen Durchdringung des Stoffs, die den Rückgang der historischen Schule der Nationalökonomie (vgl. oben S. 127) herbeigeführt haben, insbesondere Schmollers Arbeiten beeinträchtigen, ist soeben H. Z. 129, S. 318 ff. gedruckt. Vgl. dazu S. 132, Anm. 4, und S. 145.

Zu S. 102. Über die Erneuerung der politischen Geographie vgl. den Anhang, den Oberhammer seiner Bearbeitung von Ratzels „Politische Geographie“ (3. Aufl., 1923) beigegeben hat, und dazu meine Anzeige in den „Preuß. Jahrbüchern“ 1924.

Zu S. 106, Anm. 1. Das soeben erschienene kleine Buch von E. Tröltzsch, *Der Historismus und seine Überwindung*, fünf Vorträge (Berlin 1924), kann in gewissem Sinn als Ersatz für den Teil seines „Historismus“ gelten, den zu schreiben ihm nicht mehr vergönnt gewesen ist. Namentlich kommt hier der Vortrag „Die Ethik der Kulturwerte“ in Betracht. Vgl. dazu A. v. Harnack, *DLZ.* 1924, Sp. 261 ff.

Zu S. 111 ff. Zu der Frage der Objektivität und Subjektivität der historischen Auffassung vgl. E. Heidrich, *Zur Gesch. u. Methode der Kunstgeschichte* S. 87: „Der Begriff höchster Wissenschaftlichkeit bedeutet im Grunde nichts anderes für den Forscher als strengste Selbstachtung und Schärfung des Gewissens.“ Derselbe, S. 80, nachdem er bemerkt, daß man in J. Burckhardts Geschichtsbild „nicht mehr als eine subjektive künstlerische Schöpfung von unvergänglichem Reiz“ sehen könne, fährt fort: „Aber auf der anderen Seite: auch jenes bloße Buchwissen, das mit seiner allseitigen Objektivität und schematischen Gleichmäßigkeit des Interesses eine so viel umfassendere und reinere Erkenntnis zu verbürgen scheint, bedeutet durch seine Lebensarmut und durch die Vernichtung der Wertunterschiede doch nur ebenfalls eine Vergewaltigung der Wirklichkeit. Ein konstruiertes und begrifflich verdünntes Abbild der Wirklichkeit kommt in ihr zur Darstellung, nicht aber diese selbst.“ — Meinecke, *H. Z.* 80, S. 277f. in einer Würdigung Sybels und Treitschkes, nachdem er von der „Fülle der Erkenntnis“ gesprochen, „welche — um von den praktisch-politischen Wirkungen hier ganz zu schweigen — die Energie ihrer sittlich-politischen Auffassung uns erschlossen“: „ohne starke Leidenschaft, ohne den Antrieb innerster Lebensideale, nur mit Fleiß und mit methodisch dressiertem Verstand allein werden nun einmal nicht neue Höhen und Ausblicke der Erkenntnis gewonnen.“ (Dies zugleich ein Parallelwort zu dem oben S. 114 angeführten.) — Ed. Schwartz, „*Logos*“, Bd. 9, S. 182: „Die bescheidene Unterwerfung der eigenen Subjektivität unter die Überlieferung ... das Zeichen eines echten historischen Sinns.“ — Eingehend äußert sich hierzu B. Croce, „*Logos*“ I, S. 76ff. Nachdem er von Historikern gesprochen hat, die „statt zu erzählen deklamieren“, die man „als Rhetoren oder Fanatiker verabscheut“, stellt er ihnen gegenüber „Historiker, die so lau, so indifferent sind gegenüber dem Leben und seinen Problemen; und weil sie nicht imstande sind, die Vergangenheit mit Leidenschaft zu erfassen, durchdringen sie dieselbe auch nicht mit Verständnis; daher dann jene matten und oberflächlichen Annalisten oder Gelehrten.“ „Der normale Typus der geschichtlichen Erzählung ist da, wo die ruhige Erzählungsstimmung überwiegt und die Leidenschaft beherrscht; nicht, um sie von sich wegzujagen, sondern, um sie in sich aufzunehmen und daraus Kraft zu schöpfen.“ „Wer eine Geschichte erträumt, aus welcher das subjektive Element eliminiert wäre, wie er meint, ... der ist völlig von den Nebeln des Empirismus umhüllt.“ Äußerungen anderer Autoren zu diesem Thema s. in meiner „*Deutschen Reichspolitik einst und jetzt*“ S. 13. — E. Brandenburg, „*Vergangenheit und Gegenwart*“, Bd. 13, S. 63 betont, gegenüber einer gegenteiligen Auffassung, daß in Darstellung wie Forschung eine wissenschaftliche Arbeit möglich ist, und daß auf beiden Gebieten die nachschaffende Phantasie als hypothesenbildende Kraft unter beständiger Kontrolle des kritischen Verstandes die entscheidende Leistung vollbringt, daß der subjektive Faktor schon in der Quellenkritik sich stark geltend macht, daß andererseits in der Gruppierung und Verknüpfung der historischen Tatsachen die Freiheit des einzelnen nicht der Schranken entbehrt.

Zu S. 131. Über die Ablehnung der deutschen politischen Historiker s. *Lehrreiches* auch bei F. Lenz, *Staat und Marxismus II*, S. 271.

Zu S. 143 ff. F. W. Jerusalem, *Völkerrecht und Soziologie* (1921), S. 3f. will nach polemischen Ausfällen gegen die historische Rechtsschule für die soziologische

Jurisprudenz in Anspruch nehmen, daß sie zeigt, wie „das Wesen der einzelnen Rechtserscheinungen lediglich im Zusammenhang mit allen andern sozialen Lebenserscheinungen verstanden werden kann.“ Was hier als Verdienst der „Soziologie“ gerühmt wird, das ist ja aber altes Programm der historischen Rechtsschule! Vgl. z. B. oben S. 82 und S. 113. Vierkandt, Archiv für Sozialwissenschaft 51, S. 255, bemerkt zu Jerusalems These von der Zurückführung der starken Ausbildung des Souveränitätsbegriffs auf den Individualismus der Neuzeit treffend: früher nannte man eine solche Betrachtungsweise kulturgeschichtlich; heute nennt man sie „soziologisch“. Auf den von J. gegen die Historische Rechtsschule wiederholten Vorwurf der „Begriffsjurisprudenz“ ist zu erwidern, daß er sich selbst derselben schuldig macht (vgl. Helfritz, Schmollers Jahrbuch 1922, S. 932).

Zu S. 145. Eine Kritik von Tönnies' Theorie von „Gemeinschaft und Gesellschaft“ gibt Rachfahl, Staat, Gesellschaft, Kultur und Geschichte (1924), S. 5 ff. Vgl. auch Rachfahl S. 63 ff. über Gneist's Gesellschaftslehre (zu oben S. 92) und S. 77 ff. über das Verhältnis von Staats- und Kulturgeschichte (zu oben S. 129 ff.).



Autoren-Register.

A.

Adelung 2, 12, 169.
 Albrecht 173.
 Althaus 128.
 v. Amira 74.
 Andreas 159.
 Anschütz 135.
 v. Anton 174.
 Aristoteles 46, 49.
 Arndt, E. M. 52.
 v. Arneth 60.
 v. Arnim, A. 185, 188, 192.
 v. Arnim, H. 124.
 Arnold, G. 88.
 Arnold, W. 27, 74, 77 f.,
 85, 89, 172, 178, 192.
 Aubin 167.

B.

v. Baader 73, 194.
 Bachofen 88.
 Bacon 73.
 Bächtold, H. 58 f., 73, 113,
 158.
 v. Bär 67.
 Bagehot 149.
 Barnave 169.
 Barth 66, 97.
 Barth-Barthenstein, Graf zu
 177.
 Bauch 30.
 Bauer 194, 197.
 Baumgarten, H. 63 f., 85.
 Baumgartner 13.
 Baur 31 f., 36, 75, 197.
 Baxa 30.
 Bebel 41.
 Becker, C. H. 125, 135, 145.
 Becker, H. 185, 188, 192.
 Becking 138.
 Behaghel 40.
 Beloch 158.
 Benecke 174.

v. Berger 124.
 Bergson 107, 154.
 Bergsträsser 177, 184.
 v. Bernhardi 178.
 Bernheim 65, 107.
 Bernstein 41, 193.
 v. Bethmann 33 f.
 Biedermann 32.
 Bihlmeyer 61.
 Bilger 53, 60.
 v. Bilow 174.
 v. Bismarck 18, 34, 44 f.,
 49, 52, 55, 57 f., 136,
 152, 159 f., 198
 Blanc 89, 169.
 Bloss 42.
 Blume 118.
 Bluntschli 81.
 Böckh 54, 88, 170, 173.
 Böhmer 112, 197.
 Du Bois-Reymond 67 f., 79.
 Bortkiewicz 163.
 Bossuet 1 f.
 v. Boyen 194.
 Brandenburg 163, 200.
 Brandt 98, 180.
 Brandt 10, 47.
 Braune 17, 40, 49, 73, 185.
 v. Brederlow, Frhr. 173.
 Bresslau 22 f., 91, 112.
 Brie 110, 186.
 Brinkmann 167.
 Brockhaus 171, 175 f.
 Brunner 74, 90.
 Buckle 64 ff., 71, 78 f., 82,
 87.
 Buddensieg 154.
 Bücheler 118.
 Bücher 71, 150 f., 199.
 Bühlmann 159.
 Burckhardt, J. 19, 68, 70 ff.,
 75 f., 94, 96, 118, 149,
 160, 197, 200

Burke 5 f., 17, 40, 43, 47,
 49, 68, 73, 154, 185.

C.

v. Cämmerer 9 f., 25.
 Carlyle 17, 140, 186.
 Chamisso 194.
 Chmel 175.
 Christern 46 f., 52.
 Cohen 107.
 Comte 17, 65 f., 71, 78 f.,
 82, 95, 97, 145, 148,
 181.
 Condorcet 8, 192.
 Cornelius, K. A. 62.
 v. Cornelius, P. 86.
 Cornicelius 58.
 Creuzer 99.
 Croce 17, 87, 107, 132, 134,
 154, 200.
 Cunow 163, 179.

D.

Dahlmann 23, 46 f., 52, 54,
 62, 124.
 Dammann 44.
 Darwin 30, 106.
 Dehio 76, 138, 142.
 Delbrück, H. 43, 163, 194.
 v. Delbrück, R. 17, 35, 37.
 Dibelius 17.
 Dickens 17.
 Diehl 161.
 Diepgen 13.
 Dietrich 8, 48.
 Dilthey 9, 41, 45, 104 ff.,
 149.
 Döllinger 61 f., 198.
 v. Domaszewski 123.
 Dopsch 91, 126.
 Dove 4, 19, 41, 44, 50, 60,
 69, 71, 78, 81, 84, 101,
 109.

Driesch 137.
Droysen, G. 36, 43, 49, 60, 95.
Droysen, J. G. 35 f., 43,
47 ff., 54 f., 60, 64, 76,
78, 84, 94 f., 131 f., 134,
160, 165, 170.
v. Druffel 62.
Drumann 89, 178.
Dühring 193.
Duncker 35, 50, 54 f., 57.

E.

v. Eckardt 174.
Ehrenberg 175.
Ehrismann 75.
Eichhorn 10, 13, 18, 22, 36,
40, 171, 197.
Eichendorff 196.
Engels 41, 109, 158, 163 ff.,
170, 172, 179, 181, 186 f.,
190 f., 193.
Erdmann, B. 193.
Erdmann Joh. Ed. 39.
Erdmannsdörffer 44, 53, 59,
76, 82.
Ernst 167.
Eucken, R. 107.
Eucken, W. 181.
Eulenburg 148.
Ewald 13.

F.

Falkenheim 32, 66.
Fechner 119.
Fester 127.
Feuerbach 86.
Fichte 30, 37.
Ficker 28, 60 ff., 90 f.
Filangieri 169.
Finke 36, 136.
Fischer, A. 157.
Fischer, K. 32, 66.
v. Fischer-Benzon 174.
Fontane 85.
Ford 193.
Franck 88.
Frenzel 79.
Freyer 7, 108, 138 f.
Freytag 43 f., 60, 68 ff.,
74 ff., 96, 99 f., 149.
Friedjung 123, 136, 158.
Friedländer 75, 90.
Friedrich, B. 60.
Friedrich, F. 135.
Friedrich Wilhelm IV. 39,
176.

Friedrichs 183.
Frisch 186.
Frobenius 149.
Fueter 2, 49 f., 70, 85, 87,
89, 95, 99, 155, 181.

G.

Gans 44.
Gehrig 178, 191 f.
Gelzer 111.
Gentz 51.
Gerber 81.
v. Gerlach, Leop. 18.
v. Gerlach, Ludw. 18, 166.
Gervinus 53, 55, 67, 160,
173.
Gibbon 3.
v. Gierke 74, 77, 92, 127.
Giesebrecht, L. 173.
Giesebrecht, W. 28, 34, 43,
52 f.
Gieseler 22.
Giotto 148.
Gitermann 198.
Gneist 91 f., 153, 201.
Göbel 88.
Goethe 7, 154, 193.
Göttling 18.
Götz 8, 23, 98, 131, 135.
Goldstein 9, 24.
Gooch 17, 43, 69.
Gothein 61, 68, 129, 150,
158, 194.
Gotter 194.
Grauert 171.
Grimm, J. 7, 8 f., 11 f., 13,
24, 39, 69, 82, 97, 139 f.,
174, 176, 193, 197.
Grimm, W. 12, 176.
Grote 188.
v. Gülich 191.
Güterbock 91.
Guilland 98.
Guizot 70, 181.
Gumplowiz 199.
Gundolf 154.
v. Gutschmid 91.

H.

Halschner 35.
Hänisch 145.
Häpke 84.
Häring 135, 150, 163.
Häusser 41, 53, 64.
Hagen 36, 60.
Haller 196.

Hammacher 170, 180 f.,
186 f., 189, 192.
Hampe 61, 84.
Hanauer 174.
Handelmann 179.
Hanssen 13, 175 f., 191.
Hardenberg 93.
Harless 35.
Harms 55.
v. Harnack 12 f., 32, 67,
75, 200.
Hartmann 158, 179.
Hasbach 150.
v. Hase 5.
Hatschek 92.
Hatzig 180.
Haßler 175.
Hauck, A. 75.
Hauck, P. 141.
v. Haxthausen, Frhr. 176 ff.
187.
Haym 35, 51, 78, 87.
Hegel 2, 6 f., 13, 29 ff.,
35 ff., 39, 48 f., 67, 70,
73, 86, 106, 120, 149,
153, 155 f., 181, 192, 197 f.
Heidrich 14, 36, 71, 200.
Heine 135, 180.
Heinrici 31.
Helferich 178.
Helfritz 201.
Heller 29.
Herder 3, 12, 16.
Hellwald 67.
Henne am Rhyn 67.
Herkner 13, 145.
Hermann 115.
Herrmann 21.
Hertwig 199.
Hettner, A. 121, 149 f.
Hettner, H. 199.
Heusler, A. (Germanist)
139 f.
Heusler, A. (Jurist) 80.
Heymann 129, 147.
Heyne 21.
Heyne 73.
Hildebrand, B. 13, 16, 145
165, 178, 191.
Hillebrand 17, 44.
Hintze 50, 55, 58 f., 123,
182.
Hirsch, E. 118, 181.
Hirsch, S. 53, 178.
Hirsch, Th. 179.

Höber 142.
Höfler 175.
Hölzle 46 f.
Hönigswald 198.
Hoffmann, A. 145.
Hoffmann, P. Th. 12.
Holder-Egger 23.
Holl 114, 126.
Holstein 10, 13, 46, 118, 149.
Huber, A. 136.
Huber, V. A. 174, 185 f., 194.
Hübner 24, 46 ff., 132, 144.
Hüffer 28.
Hüllmann 171.
Hugelmann 116.
v. Humboldt, 7 f., 48.
Hume 9.
Hurter 61.

J.

Jähns 174.
Järta 17.
Jaffé 23.
Jahn 9, 18.
Janssen 62 f., 70, 72, 93 f.
Jecht 174.
Jellinek 92.
Jerusalem 200.
Jessen 55.
v. Jhering 44 f., 55, 79, 81 ff., 109, 145, 185.
Ilberg 114, 131.
v. Inama-Sternegg 165.
Jodl 67 f., 76.
Joel 71, 73.
Jordan 111.
Jung, J. 62.
Justi 76, 98 f.

K.

Kähler 8.
Kärst 6, 12, 52, 95, 183.
Kahl 93, 132.
Kahler 154.
Kalthoff 110.
Kampfmeyer 180.
Kampschulte 62.
Kant 194.
Kaufmann, E. 80, 106.
Kautsky 110, 158, 163.
Kautzsch 142.
Kawerau 135.
Keilhau 199.
Kelsen 199.

Kern 126, 138, 169.
Keutgen 126.
Keyserling, Graf 167.
Kiesselbach 165.
Kindlinger 177.
Kirchhoff 67.
Kirn 141.
Kjellen 154.
v. Kleist, H. 14 f., 39.
Klemm 67.
v. Klöden 174.
Kluckhohn 54.
Knapp 179, 191.
Knies 153, 178.
v. Koch-Sternfeld 175.
Köhler 145 f., 148.
Köler 195.
Körner 9.
Körte 124.
Kohl 194.
Kohler 153.
Kolb 67, 77, 79.
Kolde 15.
Koser 59, 123.
Krabbe 13.
Krammer 55.
Kroll 12.
Kroner 104, 106, 108, 115, 125, 153.
Krüger, F. 66, 78, 88, 107 f., 116.
Krusch 102.
Kurz, F. 175.
Kurz, H. 41.

L.

Lachmann 9, 69, 97.
Ladendorff 17.
Lagarde 85, 182.
Lamprecht 70, 83, 95 ff., 107, 148 ff., 154.
Landau 174.
Landsberg 5, 37, 81, 109, 172.
v. Lasaulx 73.
Lassalle 44, 190.
Laun 106, 112, 116 f., 119.
Lazarus 76 f.
Lecher 193.
Lenz, F. 24, 42, 79, 107, 131, 156, 165, 183, 185, 191, 200.
Lenz, M. 4, 9, 15, 26, 43, 56, 59, 163, 196.
Leo, F. 110.

Leo, H. 17 ff., 34 f., 38 f., 51, 67, 70, 86 ff., 95, 137, 148 f., 158, 171, 174, 182 f., 187 f., 190, 195 ff.
Leonhard 110.
Lerch 153.
Lessing 194.
Levasseur 193.
Levin 88.
List 16, 178, 192.
Löbell 8, 32, 41.
Loofs 12 f., 111.
Lorenz 45, 60, 68, 100, 109, 199.
Lossen 62.
Lotze 104.
Luden 22, 31.
Lübbe 51.
Lübke 36.
Lütgert 194.
Luthardt 37.
Luther 114, 127.

M.

Mably 169.
Macaulay 99.
Macchiavelli 134.
Mahnke 130.
de Maistre 17.
Makart 64.
Malthus 30.
Marbe 77.
Marcks 41, 43, 58, 60, 99 f.
v. Martin 1, 10, 107, 129, 134, 154 f.
v. d. Marwitz 17, 185, 197.
Marx 41, 106, 109, 154, 157 f., 163 ff., 170, 172, 179 ff., 186, 188 ff., 199.
Maurenbrecher 92.
v. Maurer 89, 172, 178, 187.
Mayer, E. W. 159.
Mayer M. E. 118, 121.
Mehlis 7, 30.
Meier 93.
Meinecke 3 f., 6, 15, 24 ff., 29, 31, 43 f., 46, 59, 64, 73, 88, 98, 103, 109, 111, 113, 118, 121, 123, 132 ff., 138, 143, 146, 157, 159 f., 176 f., 183, 194, 200.
Meitzen 176, 191.
Meusel 17, 185.
Meyer, A. O. 129.

Meyer, Ed. 19, 52, 65, 84,
103, 110, 123, 125, 143,
150, 155 f., 182, 188.

Meyer, E. H. 21.

Michels 75.

Mignet 181.

Möhler 61.

Möser 3, 50, 68, 78, 88,
169, 177, 180, 192.

Mombert 194.

Mommensen 3, 29, 52 ff., 64,
77, 94, 99, 101, 112, 122,
158, 179, 191.

Mone 174.

Montesquieu 1, 92, 169.

Morgan 187.

Muckle 154, 181, 185, 189,
192.

Müller, A. 13, 16, 46, 49,
66, 183 ff., 189 f., 194.

v. Müller, J. 139.

Müller, K. 140.

Müller, O. 12, 173.

Müller-Freienfels, R. 149.

N.

Nasse 191.

Neander 12 f., 88.

Neckel 154.

Nelson 135.

Neumann, C. 71 f.

Neumann, F. J. 180.

Neumann, J. W. 174 f.

Neumann, K. J. 5, 22, 50,
52, 76, 85, 95.

Niebuhr 5, 8, 10, 21 f., 40,
88, 91 f., 111, 170, 176.

Niese, H. 176.

Nietzsche 154.

Nitzsch 37, 52 f., 55, 67,
74, 78, 89, 156, 170 f.

Noack 176.

v. Noorden, K. 53.

O.

Oberhummer 200

Öhler 134.

Olufsen 175.

Oncken, H. 43, 59, 112, 159,
196 f.

Osenbrüggen 5.

Otto 114.

P.

Partsch 198.

Passarge 150.

Pernice 17, 174.

Pfleiderer 66.

Pertz 22 f.

Pichler 32, 114.

Planck 12.

Plenge 179.

v. Pöhlmann 94, 99, 156,
186, 188.

Poel 176.

Polybius 195.

Pötzsch 15, 39.

Postel (vgl. Sealsfield) 149.

v. Preen 73, 118.

Preuß 135.

Puchta 10.

Q.

Quidde 188.

R.

Rachfahl 6, 10, 171, 201.

Rade 127, 135.

v. Ranke 7, 9 f., 17, 20 ff.,
34 f., 37, 41, 43, 49 ff.,
53 ff., 64, 68, 70, 72,
84, 86, 91, 95, 102,
108 ff., 111, 118, 120,
122, 129, 133 f., 145,
147, 152, 157, 159 f.,
172 ff., 196.

Rapp 57.

Ratzel 198, 200.

v. Raumer, F. 5, 9, 39,
175, 185, 197.

v. Raumer, G. W. 89, 161,
163 ff., 171, 174 f., 177,
185, 192, 194.

Ravit 170.

Raynal 12, 169.

Redlich 136.

Reimann 135.

Reincke-Bloch 158.

Reuter 151.

Rexius 9, 38, 45.

Rickert 9, 101, 103 ff., 145,
147 f., 160, 199.

Riehl, A. 98, 154.

Riehl, W. H. 68, 70, 74 f.,
78, 100, 165, 186.

Ringseis 184.

Ritschl, A. 72, 88, 106.

Ritschl, F. 101.

Ritter, G. 88, 124, 186.

Ritter, K. 13.

Ritter, M. 1, 8, 62, 95, 122,
159, 196, 198.

Rittinghaus 132.

v. Rochow, K. 17.

Rodbertus 180, 190.

Roethe 82, 96 f., 138.

Rohde 99, 101.

Rohden 118, 134, 155.

Rohmer 81.

Roscher 13, 27, 83, 96 f.,
152, 172 ff., 176, 178 f.,
182, 191, 199.

Rosenkranz 37, 39.

Roth 127.

Rothacker 7, 11, 24, 36 f.,
45, 81 ff., 97 f., 104, 106,
113, 139 f., 142, 146 ff.,
154, 158, 171, 196.

v. Rotteck 41 f.

Rotthaus 56.

Rousseau 180, 187 f.

Rudorff 89.

Rümelin, G. 104.

Rümelin, M. 44, 55, 79, 81,
145, 185.

Ruge 39, 86, 186.

v. Rumohr 36, 176, 185.

S.

Saint-Simon 170, 181, 189,
192.

Sakmann 1.

Salin 83, 114, 128, 149 f.,
154, 158, 194.

Sander 193.

v. Savigny 5 ff., 10 ff., 17,
23 f., 27, 35 ff., 40, 43,
68, 74, 80, 88, 92, 137,
171, 174, 187, 196.

Schäfer 43, 84, 109, 115,
125, 129, 135, 138, 159.

Schanz 89.

Schaumkell 169.

Scheffer-Boichorst 91, 158.

v. Schelling 30, 73.

Scherer 65, 82 f., 96, 140,
199.

v. Schelting 104, 150

v. Schlegel, A. W. 8 ff.,
12, 31, 139.

v. Schlegel, F. 8, 12, 15,
86, 99, 192.

Schleiermacher 5, 8, 10,
13, 48, 118, 149.

v. Schlözer 2, 45, 169.

Schlosser 39, 41, 43, 45 f.,
63, 107.

- Schmidt, A. 175.
 Schmidt, J. 41, 43, 54, 71, 76, 86.
 Schmitt-Dorotic 6.
 v. Schmoller 6, 26, 83, 93, 101 f., 114, 117, 128, 132, 145, 149, 153 f., 172, 178, 181, 191, 193, 199.
 Schnaase 12, 35, 71, 76, 149.
 Schneider, F. 22 f.
 Schneider, H. 86.
 Schönberg 165, 191.
 Schönlank 89.
 Schopenhauer 71.
 Schubert 178.
 Schürr 153.
 Schultze, H. 185.
 Schultze, J. 13, 54.
 Schumpeter 13.
 Schwartz 94, 101, 196.
 v. Schwind 86.
 Scott 17, 186.
 Sealsfield (vgl. Postel) 149.
 Seeberg, E. 88, 149, 157.
 Seeberg, R. 75, 122, 138 ff.
 Seeck 157.
 Selz 149.
 Sering 167.
 v. Sickel, Th. 53, 91.
 Sièyès 5.
 Simkhowitch 180.
 Simmel 107, 134.
 Simonsfeld 68 f.
 Skalweit 167 f.
 Smend 93, 132, 183.
 Sohm 74, 77, 127, 144.
 Somary 193.
 Sombart 150, 163, 183, 187, 194.
 Sommer 177.
 Spahn 134.
 Spann 16, 65, 113, 137, 153, 183, 194.
 Spencer 65 f., 145, 148, 181.
 Spengler 98, 148 f., 154.
 Spieß 97.
 Spranger 49, 113, 117, 119, 137, 139, 149.
 v. Srbik 8, 42, 53, 136, 171, 175.
 Stahl 37, 178.
 Stahlberg 129.
 Steffens 8.
 Steig 15, 39.
 v. Stein, Ch. 193.
 vom Stein, Frhr. K. 68, 93.
 v. Stein, L. 92, 180 f.
 Steinacker 116, 126.
 Steinthal 76 f.
 Stenzel 22, 171 f., 174.
 Sternberg 149.
 Stieve 62.
 Streckert 131.
 Stubbs 17.
 Stüve, G. 174.
 Stüve, J. K. B. 174 f.
 Stutz 187.
 Süßmilch 174.
 Sulzbach 169 f., 180, 192.
 v. Sybel 27 f., 41, 43 ff., 47, 50 ff., 55 ff., 59 f., 62 ff., 74, 84, 86, 89, 95, 108, 132, 135, 160, 171 f., 186 ff., 197 f., 200.
 v. Szczepanski 56.
 T.
 Taine 71, 95.
 Tarrach 36.
 v. Taube 67.
 Thierry 17, 170, 181.
 Thiers 52.
 Tieck 176.
 v. Tiedemann 54, 152.
 Tietze 158.
 Tillemont 3.
 Tönnies 145, 201.
 Töppen 173.
 Tocqueville 89, 91, 95.
 v. Treitschke 41, 43 f., 46, 49, 52 f., 55, 57 ff., 64, 67, 74, 84 f., 91 f., 99, 101, 109, 114, 122 f., 129, 131 f., 134, 140 f., 146, 160 f., 165, 194, 200.
 Tröltsch 7, 13, 17, 19, 29, 32, 66, 77, 88, 97 f., 100 f., 104 ff., 110, 113 f., 116, 119, 124 f., 129, 131, 133 f., 137, 143, 145 ff., 150 f., 153 ff., 159 f., 163, 181, 186, 193, 200.
 Twisten 31, 78.
 U.
 Uhland 14, 86.
 Unger 154.
 Usener 75, 99.
 V.
 Varnhagen 41.
 Varrentrapp 13, 27, 43, 56, 59, 95, 108, 171.
 Vierkandt 33, 142, 149, 201.
 Vischer 36.
 Vogel 198.
 Voigt, A. 161, 163 ff., 192.
 Voigt, P. 161.
 Volkelt 77, 131.
 Voltaire 1 f., 16, 19 f., 45, 63, 77, 98, 121.
 v. Voltolini 6.
 Voretzsch 9.
 Voß 99.
 Voßler 20, 153.
 W.
 Wachsmuth 195 ff.
 Wahl 114.
 Waitz 19, 23, 29, 53, 60, 62, 74, 175, 178.
 Walther 145, 147 ff.
 Walzel 6, 15.
 Warnkönig 5.
 Warschauer 169.
 Wattenbach 23, 75, 176.
 Weber, M. 41, 67, 72, 77, 97, 104, 112, 114, 130, 146 ff., 150 f., 153, 191.
 Wechsler 138, 197, 199.
 Weigel 131.
 Weingarten 88.
 Weizsäcker 53.
 Weller 103.
 v. Wersebe 177.
 Wendorf 33.
 Westphal 31, 43 ff., 53, 55, 83, 118, 129, 132, 146.
 Wichern 69.
 Wiedemann 24, 37, 41, 55 f., 59, 122.
 Wieland 194.
 v. Wilamowitz-Möllendorf, U. 3, 52, 98, 101, 109.
 Wilcken 153.
 Wilken 36, 186.
 Winckelmann 14, 76, 99.
 Windelband 103 ff.

Windscheid 44 f.
Witte 166.
Wölfflin 142, 158.
Wohlbrück 174.
Wolf, F. A. 12, 21.
Wolf, G. 17, 43.
Wüssing 135.

Wüstendörfer 144, 146.
Wulff 158.
Wundt, M. 121.
Wundt, W. 66, 77 f., 88, 97,
107, 199.
X.
Xénopol 104.

Z.

Zeller 31 f.
Ziegler 121.
Zimmermann, Aug. 41.
Zimmermann, W. 42.
Zorn 124.

HANDBUCH

der mittelalterlichen und neueren Geschichte

herausgegeben von

G. v. BELOW und F. MEINECKE

I. Abteilung. Allgemeines.

- Fueter, E., Geschichte der neueren Historiographie. z. Zt. vergriffen.
Martin, A. von, Die mittelalterliche Weltanschauung. In Vorbereitung.
Baron, Weltanschauung der Renaissance und der Reformation. In Vorbereitung.
Caspar, E., Geschichte des Papsttums. In Vorbereitung.
Below, G. v., Die deutsche Geschichtschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unsern Tagen. 2. Aufl.

II. Abteilung. Politische Geschichte.

- Schmidt, L., Allgemeine Geschichte der germanischen Völker bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts. 258 S. gr. 8°. 1909. Brosch. M. 7.50, geb. M. 9.—.
Loserth, Th., Geschichte des späteren Mittelalters von 1197 bis 1492. z. Zt. vergriffen.
Fueter, E., Geschichte des europäischen Staatensystems von 1492 bis 1559. 364 S. gr. 8°. 1919. Brosch. M. 8.50, geb. M. 10.—.
Platzhoff, W., Geschichte des europäischen Staatensystems von 1555 bis 1660. In Bearbeitung.
Immich, M., Geschichte des europäischen Staatensystems von 1660 bis 1789. 475 S. gr. 8°. 1905. Brosch. M. 12.—, geb. M. 13.50.
Wahl, Prof. A., Geschichte des europäischen Staatensystems im Zeitalter der Französischen Revolution und der Freiheitskriege. 1789 bis 1815. 326 S. gr. 8°. 1912. Brosch. M. 9.—, geb. M. 10.50.

VERLAG R. OLDENBOURG, MÜNCHEN UND BERLIN

*HANDBUCH DER
MITTELALTERLICHEN UND NEUEREN GESCHICHTE*

III. Abteilung. Verfassung, Recht, Wirtschaft.

- Holtzmann, R., Französische Verfassungsgeschichte. 554 S. gr. 8^o. 1910. Brosch. M. 12.50, geb. M. 14.—.
- Hatschek, J., Englische Verfassungsgeschichte. 771 S. gr. 8^o. 1913. Brosch. M. 18.—, geb. M. 19.50.
- Schaube, A., Handelsgeschichte der romanischen Völker. 835 S. gr. 8^o. 1906. Brosch. M. 18.—, geb. M. 19.50.
- Luschin von Ebengreuth, A., Allgemeine Münzkunde und Geldgeschichte. z. Zt. vergriffen.
- Schwerin, Cl. von, Deutsche Verfassungsgeschichte bis zum Ende der Hohenstaufen. In Bearbeitung.
- Gmelin, H., Verfassungsgeschichte der europäisch. Staaten seit 1815.
- Below, G. von, Deutsche Agrargeschichte. In Bearbeitung.
- Callen, Geschichte der Kirchenverfassung. In Bearbeitung.

IV. Abteilung. Hilfswissenschaften und Altertümer.

- Erben, W., L. Schmitz-Kalleberg und O. Redlich, Urkundenlehre.
1. Teil. Allgemeine Einleitung zur Urkundenlehre. Von O. Redlich. Die Kaiser- und Königsurkunden. Von W. Erben. 379 S. 1907. Brosch. M. 10.—, geb. M. 11.50.
2. Teil. Die Papsturkunden. Von L. Schmitz-Kalleberg. In Bearbeitung.
3. Teil. Die Privaturkunden des Mittelalters. Von O. Redlich. 241 S. gr. 8^o. 1911. Brosch. M. 7.50, geb. M. 9.—.
- Hauptmann, F., Wappenkunde, und Ewald, W., Siegelkunde. z. Zt. vergriffen.
- Kretschmer, Prof. Dr. K., Historische Geographie von Mitteleuropa. 658 S. gr. 8^o. 1904. Brosch. M. 15.—, geb. M. 16.50.
- Schultz, A., Das häusliche Leben der Kulturvölker. z. Zt. vergriffen.

Die z. Zt. vergriffenen Bände erscheinen ab 1924 in neuen Auflagen, so daß in absehbarer Zeit wieder vollständige Reihen lieferbar sind.

VERLAG R. OLDENBOURG, MÜNCHEN UND BERLIN

Von
G. VON BELOW

erschienen ferner:

TERRITORIUM UND STADT. Aufsätze zur deutschen Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte. 2. Auflage. 269 S. 1923. (Historische Bibl. Bd. 11.) Brosch. M. 6.50.

DIE URSACHEN DER REZEPTION DES RÖMISCHEN RECHTS IN DEUTSCHLAND. 178 S. 1905. (Historische Bibl. Bd. 19.) Geb. M. 4.50.

DIE URSACHEN DER REFORMATION. 203 S. 1917. (Historische Bibliothek Bd. 38.) Brosch. M. 5.—.



Die Entwicklung der Geschichtswissenschaft

an den führenden Werken betrachtet

von MORITZ RITTER

472 S. 8°. 1919. Brosch. M. 8.50, geb. M. 10.—

Inhaltsübersicht:

Erstes Buch: Die griechische und römische Geschichtschreibung. Thukydides — Aristoteles' Politik — Polybios — Die römische Geschichtschreibung — Antike Geschichtsforschung.

Zweites Buch: Die christlich-mittelalterliche Geschichtschreibung. Augustinus — Otto von Freising. Ausgang der Augustinischen Geschichtsbetrachtung — Die mittelalterliche Geschichtsforschung.

Drittes Buch: Das Zeitalter des Humanismus, der Reformation und Gegenreformation. Machiavelli — Sleidan. Thuanus. Clarendon — Guicciardini, Richelieu. Chemnitz. Pufendorf.

Viertes Buch: Das 18. Jahrhundert. Montesquieu — Voltaire — Adam Smith. Herder — Justus Möser. Edward Gibbon.

Fünftes Buch: Das 19. Jahrhundert. Niebuhr — Pertz. Eichhorn — Lorenz. Stein — Ranke — Die politische Geschichte und die Kulturgeschichte.

VERLAG R. OLDENBOURG, MÜNCHEN UND BERLIN

